

EMILIA ROIG

SPIEGEL  
Bestseller

DAS  
ENDE  
DER  
EHE

FÜR EINE REVOLUTION  
DER LIEBE

ullstein 



## Die Autorin



Emilia Roig ist die Gründerin und Geschäftsführerin des in Berlin ansässigen Center for Intersectional Justice (CIJ), einer gemeinnützigen Organisation, die sich für Gerechtigkeit, Gleichberechtigung und ein Leben frei von systemischer Unterdrückung für alle einsetzt. Ihre Erfahrung, in einer algerisch-jüdisch-karibischen Familie in Frankreich aufzuwachsen, prägte ihr Engagement und ihre Leidenschaft für intersektionale soziale Gerechtigkeit. Seit 2020 lehrt sie an der Hertie School in Berlin, von 2015 bis 2020 war sie Faculty Member des Social Justice Study Abroad Program der DePaul University of Chicago und hat an Universitäten in Frankreich, Deutschland und den U.S.A. zu Intersektionalitätstheorie, Postcolonial Studies, Critical Race Theory, Queer Feminism und Internationalem und Europäischem Recht unterrichtet. Sie hat in Politikwissenschaft promoviert, und hat einen Master of Public Policy und einen MBA in internationalem Recht. Vor ihrer Promotion arbeitete sie intensiv zu Menschenrechtsfragen bei der UN in Tansania und Uganda, bei der Deutschen Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ) in Kambodscha und bei Amnesty International in Deutschland - und entschied sich, den Bereich der Entwicklungszusammenarbeit zu verlassen, um sich auf soziale Gerechtigkeit in Europa zu konzentrieren. Sie war Jurymitglied des Deutschen Sachbuchpreises 2020, wurde 2020 zum Ashoka Fellow ernannt

und erhielt 2021 den Edition F Award "Wege aus der Krise" in der Kategorie "Gesellschaft". Emilia widmet sich der Aufgabe, Menschen zu inspirieren, sich von Unterdrückungssystemen zu lösen, neue Narrative zu schaffen und das kollektive Bewusstsein zu verändern. Sie ist die Autorin des Bestsellers *WHY WE MATTER. Das Ende der Unterdrückung*. 2022 wurde sie als "Most Influential Woman of the Year" im Rahmen des Impact of Diversity Prize gewählt.

## **Das Buch**

Die Ehe ist in unserer Gesellschaft unantastbar. Trotz ihrer Institutionalisierung wird sie als Inbegriff der Liebe romantisiert und mythisch verklärt. Dabei verschärft eine Heirat für Frauen oft die Ungleichheit, und sie führt zu finanzieller Abhängigkeit. Die Bestseller-Autorin Emilia Roig blickt hinter die Fassade eines patriarchalen Konstrukts und weist Wege zu einer Revolution der Liebe.

Emilia Roig

# **Das Ende der Ehe**

Für eine Revolution der Liebe

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

ISBN 978-3-8437-2902-4

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

Covergestaltung: Brian Barth, Berlin

Autorinnenfoto: Susanne Erler

Übersetzung englischsprachiger Zitate: Solveig Raschpichler

Alle Rechte vorbehalten

Ebook-Konvertierung powered by *pepyrus*

Emojis werden bereitgestellt von [openmoji.org](http://openmoji.org) unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

#### *Hinweis zu Urheberrechten*

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die

Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

# Inhalt

## Die Autorin / Das Buch

## Titelseite

## Impressum

## PROLOG

### 1 EINLEITUNG

Verheiratet und glücklich – Brauche ich dieses Buch?

Nicht alle Männer ...

Braucht es wirklich eine Abschaffung?

Anmerkung über Sprache, Religion und Quellen

### 2 WIE WIR LERNEN, UNS NACH DER EHE ZU SEHNEN

Das romantische Skript, dem wir alle folgen (müssen)

»Jeder kleine Junge träumt von seiner Hochzeit«

### 3 DIE ÜBERMACHT DER PAARE

Langlebigkeit ist alles

Freundschaften, diese großen Liebesgeschichten

### 4 »ES IST BESSER FÜR DIE KINDER ...«

Pater Familias: Die Macht der Väter

Die heilige Kernfamilie

Scheidung = Trauma?

#### **5 DIE UNSICHTBARE, UNBEZAHLTE, UNENTBEHRLICHE ARBEIT DER FRAUEN**

Aus Liebe, nicht für Geld

Weaponized Incompetence und maternal gatekeeping

Emotionale Arbeit: Selbstverständlich und unsichtbar

Mütterliches Burn-out

#### **6 EHE UND GELD: DER GOLDENE KÄFIG**

Frauen müssen arm bleiben

Frauen arbeiten, Männer akkumulieren

Die institutionalisierte Beraubung der Frauen

Frauen und Geld: Eine schwierige Beziehung

#### **7 EHE UND SEX**

Sexarbeit und Ehe: Zwei Seiten derselben Medaille

Orgasmuslücke, Klitoris und Penisneid

Die Last der Verhütung

Die Penetration

Wenn es beim Sex um Vergnügen ginge

#### **8 DAS BINÄRE GESCHLECHT ALS SÄULE DER EHE**

Natürlich, normal und gesund

Was ist die »Natur« überhaupt?

Gibt es ein biologisches Geschlecht?

Binarismus, Rassismus und Kolonialismus

Die Verschmelzung von »Frau« und »Mutter«

Sport als Schutz der Männlichkeit

Der Teufelskreis der Binarität

#### **9 WAS IST MIT DER GLEICHGESCHLECHTLICHEN EHE?**

Neues Image der Schwulen: Von »deviant« zu »normal«

Vom Recht zu heiraten zur Heiratspflicht

Eine verpasste Chance, die Ehe abzuschaffen

#### **10 LIEBEN MÄNNER FRAUEN WIRKLICH?**

Nicht zu nah, bitte: Bindungsängste im Patriarchat

Sind Männer ineinander verliebt?

#### **11 SIND FRAUEN KOMPLIZINNEN IHRER UNTERDRÜCKUNG?**

Die Macht zurückgewinnen

Kollektives Trauma und Befreiung

Die emotionale Revolution

#### **12 HABEN MÄNNER ETWAS ZU VERLIEREN?**

Der Preis der Macht: Gewalt gegen Männer

Ke\*\*ep calm and be equal

#### **13 DIE REVOLUTION DER LIEBE**

Ist Gleichheit unsexy?

Eine Ode an die Queerness

Bye bye, Binarismus!

#### 14 WAS KOMMT NACH DER EHE?

Eine feministische Steuer

Die Care-Revolution

Wie Communitys uns retten können

**Danksagung**

**Social Media**

**Vorablesen.de**

## Widmung

*Für meine Großmütter:*

*Mamita, die sich mit 16 verheiratete und es heute,  
72 Jahre später, noch immer ist.*

*Mamie, die sich dreimal  
scheiden ließ, das letzte Mal mit 91.*



## **Motto**

Dieses Buch ist ein Akt, ein politischer Akt,  
dessen Ziel die Revolution ist. [1]

*Andrea Dworkin*

Ohne Gerechtigkeit gibt es keine Liebe. [2]

*bell hooks*







# Prolog

Der Tag meiner Hochzeit war einer der schönsten Tage meines Lebens. Alle Menschen, die ich über alles liebe, waren da. Meine Großeltern sind aus Martinique eingereist, der Rest der Großfamilie hatte einen Konvoi aus unterschiedlichen französischen Kleinstädten organisiert, meine mittlerweile über die ganze Welt verstreuten Freund\*innen feierten mit und meine Eltern, die seit ihrer Trennung nur Kontakt über Gerichte und Anwälte hatten, trafen sich zum ersten Mal wieder. Ich erfuhr so viel Liebe auf einmal, so viel Freude, so viel Aufregung und auch so viel Stolz. Ich fühlte mich von Anerkennung, Respekt und Bewunderung umgeben. Als würde ich an diesem Tag einen wichtigen Beitrag zur Gesellschaft leisten, indem ich eine uralte Tradition fortführe und den wichtigsten Schritt ins Erwachsenenleben gehe. Ich verlor das Zeitgefühl, war überwältigt von all den Emotionen, die an diesem Tag durch mich hindurchflossen. Als die letzten Gäste sich verabschiedeten und ich langsam aus meiner Glückswolke wieder in der Realität ankam, fiel ich in ein Depressionsloch. Der plötzliche Stimmungswechsel traf mich unvorbereitet, ich war irritiert und verunsichert. Ich bin verheiratet, *endlich* . Sollte ich jetzt nicht *nur* glücklich sein?

Die Post-Hochzeitsdepression dauerte mehr als ein halbes Jahr, bis ich mit meinem ersten Kind schwanger wurde. Ich konnte damals nicht

begreifen und akzeptieren, dass es mir so schlecht ging, nachdem ich so lange auf diesen Tag gewartet hatte. Über Google suchte ich fast täglich nach Antworten, leider erfolglos, und versank weiter in der Einsamkeit. Inzwischen gibt es den Begriff »Post-Hochzeitsdepression« (*post-nuptial depression*) , der das Beklemmungsgefühl beschreibt, dass die Hochzeitsfeierlichkeiten vorbei sind und die Ehe begonnen hat. Studien belegen, dass ungefähr die Hälfte der frisch verheirateten Frauen unter dieser Art von Depression leidet. [3]

Unsere Hochzeitsreise war eine Qual für mich, ich konnte die gemeinsame Zeit kaum genießen und fühlte mich gefangen. Anzeichen von dieser Post-Hochzeitsdepression hatten sich schon vor dem »großen Tag« abgezeichnet. Ich wollte heiraten, wusste aber tief in mir, dass es für mich nicht das Richtige war. Meine Trauzeugin, die auch meine beste Freundin war, riet mir sogar ein paar Monate davor, die Hochzeit abzusagen. Ich erwiderte, dass Zweifel normal seien, dass ich meinen Partner liebte, dass die Hochzeit stattfinden würde. Ich würde mich »daran« gewöhnen. Unter den Hochzeitsgeschenken waren Gedichte über die Liebe, auch Ratgeber mit Tipps, wie eine lange und glückliche Ehe gelingen kann. Ich habe diese Bücher gesehen und mit einem Hauch von Scham weggeschaut, als hätte ich schon damals gewusst, dass diese Ehe nicht lange halten würde.

Warum habe ich überhaupt geheiratet? Es ist nachvollziehbar, dass Frauen aus der Generation meiner Großmütter, vielleicht sogar meiner Mutter, gezwungen waren zu heiraten, wenn sie ein gesellschaftlich anerkanntes Leben als Frau und Mutter führen wollten. Doch mittlerweile scheinen sich Frauen vom Zwang der Ehe befreit zu haben, zumindest in meinem sozialen Umfeld. Warum habe ich, Anfang des 21. Jahrhunderts, eine Ehe geschlossen, die ich tief in mir drin *eigentlich* nicht wollte?

Seit meiner Kindheit habe ich verinnerlicht, dass Ehe und Kinderhaben keine Optionen sind, sondern unentbehrliche Etappen im Leben, ohne die eine Frau kein erfülltes, wahrhaft glückliches Leben haben kann. Verheiratet zu sein und eine Beziehung mit einem Mann zu führen, betrachtete ich eher als notwendige Bedingung für Kinder, nicht als Selbstzweck. Mir wurde als Kind und Jugendliche ein einziges Bild von Familie vor Augen geführt: die heterosexuelle monogame Kernfamilie mit verheirateten Eltern und ihrem Nachwuchs. Jenseits dieses Modells gab es keine Alternative. Ich lernte, Liebe mit Männern zu assoziieren, und diese Verbindung als Voraussetzung für Kinder zu betrachten. Ich lernte auch, dass mein Wert als Frau davon abhängig sein würde, ob ich einen Mann und Kinder habe – und dass ich ohne beides unvollständig wäre. Schon als kleines Mädchen habe ich schnell verstanden: Frauen, die unverheiratet sind und keine Kinder haben, sind weniger wert als diejenigen, die beides haben. Wo habe ich das gelernt? Wer hat mir das beigebracht?

Die Ehe zu kritisieren, macht unbeliebt. Aber wer das Patriarchat verstehen will, muss mit der Ehe anfangen. Heute noch bleibt sie die wichtigste Säule der patriarchalen Ordnung, und genau deshalb ist sie unantastbar.

Die Ehe geht weit über die intime Paarbeziehung hinaus: Sie strukturiert den Staat, die Nation, die Religion, die Wirtschaft, die Kultur wie keine andere Institution. Demnach können wir die großen gesellschaftlichen Herausforderungen unserer Zeit nicht lösen, ohne die Rolle der Ehe zu hinterfragen. Benötigen wir eine Institution, die Liebe, Beziehungen und Familien normiert? Müssen Partnerschaften unbedingt eingetragen, sanktioniert und staatlich anerkannt werden? Warum meinen wir, diese »Sicherheit« zu brauchen? Ist eine Gesellschaft ohne Ehe denkbar? Was würde nach der Ehe entstehen? Die Besonderheit des Normalen ist, dass es

keinen Grund gibt, damit aufzuhören. Aber ist die Ehe wirklich »normal«?  
Ich möchte Sie einladen, mit mir über diese Fragen nachzudenken.

# 1 Einleitung

Im Kern geht es beim Feminismus um nichts anderes als Liebe. Der Feminismus behandelt den Stoff des Lebens, er schält Schicht für Schicht unsere Identitäten, unsere Affekte, unsere Beziehungen. Er verbindet das Politische mit dem Persönlichen – »*the personal is political*« , so das bekannte Motto, das wir den Feministinnen der Siebzigerjahre zu verdanken haben. Der Feminismus versucht, unsere individuellen Erfahrungen, Emotionen, Wahrnehmungen in einem größeren Ganzen zu verankern. Deshalb ist es unmöglich, feministisch zu sein, ohne über sich selbst zu reflektieren und zu sprechen. Wir müssen uns entblößen, um die transformative Kraft des Feminismus auszuschöpfen. Der Feminismus verändert uns. Er bringt uns dazu, die erlernte, verzerrte Version unserer selbst hinter uns zu lassen. So fühlt sich Befreiung an. Das damit verbundene Unbehagen, die Angst und der Widerstand sind Teil davon.

## **Verheiratet und glücklich – Brauche ich dieses Buch?**

Das Prinzip einer sozialen Norm ist, dass sie über den Rahmen der Einzelnen hinausgeht. Auch wenn Menschen individuell das Gefühl haben, dass sie dem Patriarchat entkommen können und nicht darin gefangen sind,

sind wir alle Teil des patriarchalen Systems. Durch unsere Sozialisation glauben wir, unsere Liebesbeziehungen seien eine individuelle Angelegenheit, losgelöst von gesellschaftlichen Mustern, von Hierarchien, Dominanz oder Unterdrückung. »Das mag alles draußen passieren, aber nicht bei mir, mein Mann ist anders. Uns betrifft das nicht« – solche Sätze höre ich oft, wenn ich mich mit heterosexuell gebundenen Frauen über das Patriarchat unterhalte, ob sie verheiratet sind oder nicht. Doch was in unseren intimen Leben geschieht, ist politisch und strukturell, nicht nur individuell. Frauen<sup>[4]</sup> sitzen einem Trugschluss auf, wenn sie glauben, sie selbst blieben verschont vom Patriarchat. So entsteht eine Leerstelle: Das Patriarchat wird innerhalb von heterosexuellen Paarbeziehungen nicht gern thematisiert. Feminismus ja – aber nur, wenn es die öffentliche Sphäre betrifft: Gender Pay Gap, sexuelle Belästigung auf der Straße, mangelnde Repräsentation von Frauen in Politik und Wirtschaft. Aber was zu Hause passiert, ist zu empfindlich, zu privat, zu fragil. Die affektive Betroffenheit ist zu groß. Entsprechend werden patriarchale Muster innerhalb von heterosexuellen Beziehungen oft individualisiert und nicht als systemisch betrachtet. Es handelt sich demnach um »Beziehungsprobleme«, nicht um patriarchale Unterdrückung. Die Ehe hat nach wie vor die wichtige politische Funktion, die allgemein unterlegene Position der Frauen zu verklären. Man erhebt sich nicht gegen diejenigen, die man liebt.

Feministinnen sorgen seit Jahrzehnten unermüdlich dafür, dass die Unterdrückung der Frauen nicht mehr in den Gesetzen und der Rechtsprechung verankert ist. Auch wenn wir weiter sind als vor fünfzig Jahren, ist der Weg noch lang. Aber je »gleicher« Frauen und Männer vor dem Gesetz werden, desto ungreifbarer und unterschwelliger wird die Unterdrückung der Frauen, weil die zugrunde liegenden Muster noch wirksam sind – was nicht bedeutet, dass die Unterdrückung nicht gewaltvoll

ist. Viele Frauen erliegen der Illusion, sie lebten emanzipiert in einer postpatriarchalen, vom Übel der Unterdrückung befreiten Gesellschaft (und vor allem viele Männer sind überzeugt, Frauen seien ihnen längst gleichgestellt). Zwar gäbe es das Patriarchat noch, aber nur in »anderen«, nichtwestlichen Teilen der Welt. Bei »uns« sei das Problem längst bewältigt worden. Doch der feministische Kampf ist heute nicht viel einfacher geworden, weil das Patriarchat subtiler wirkt und viele Menschen seine Ausprägungen nicht erkennen.

Viele Feministinnen in heterosexuellen Beziehungen befinden sich in einer unangenehmen Situation. Die Erkenntnis, dass ihre Beziehung in patriarchalen Mustern gefangen ist, wird als persönliches Scheitern betrachtet. Offen über die Schwierigkeiten innerhalb der Beziehung zu sprechen, könnte ihre Glaubwürdigkeit als emanzipierte Frau beschädigen. Deshalb ist die Versuchung groß, Beziehungsprobleme für sich zu behalten und nicht zu viel über die eigene Unzufriedenheit zu verraten. Doch die Feministin bell hooks warnt vor dieser Falle und ermutigt, sich den Problemen ehrlich zu stellen. Sie schreibt: »Es ist klar, dass wir ein System nicht abschaffen können, solange wir seine Auswirkungen auf unser Leben kollektiv leugnen. [...] Eine Möglichkeit, die patriarchale Kultur aufrechtzuerhalten, besteht darin, Männer und Frauen daran zu hindern, die Wahrheit darüber zu sagen, was ihnen in der Familie widerfährt.«<sup>[5]</sup> Wenn wir unsere patriarchalen Erfahrungen verschweigen, tragen wir dazu bei, dass die Ungleichheit bestehen bleibt. Wenn wir die Ehe als private Angelegenheit betrachten, tragen wir dazu bei, dass die innerhalb der Ehe wirkende Unterdrückung unsichtbar bleibt. Schon Marx beobachtete, dass die Familie »im Kern all die Antagonismen enthält, die später weite Verbreitung in der Gesellschaft und im Staat finden«.<sup>[6]</sup><sup>[7]</sup> Das gilt heute immer noch, trotz der vielen Veränderungen, die unsere Gesellschaft seither

durchlaufen hat. Die Untersuchung der intimen Beziehungen zwischen Frauen und Männern liefert auch heute einen tiefen Einblick in die Logik der patriarchalen Unterdrückung.

Was heißt überhaupt »glücklich verheiratet«? Glück ist kein fest definierter oder beständiger Zustand und ändert sich im Laufe des Lebens ständig. Grundsätzlich kann ein breites Spektrum an emotionalen Zuständen nebeneinander bestehen. Die Ehe kann eine Person zugleich erfüllen und einsam machen oder unglücklich und sicher fühlen lassen. Eine Ehe kann zugleich glücklich und ungerecht sein, zum Beispiel wenn Frauen sich in der Rolle der unterwürfigen, fürsorglichen Ehefrau wohlfühlen. Die Autorin Sara Ahmed erklärt, dass Glück ein Versprechen ist, das uns zu bestimmten Lebensentscheidungen hinführt und von anderen abhält. Glück wird denjenigen prophezeit, die bereit sind, ihr Leben auf die »richtige« Weise zu leben. Glücklich zu sein heißt daher, den eigenen Zustand zu mögen, sich darin wohlfühlen und die Realität so anzunehmen, wie sie ist, ohne Anspruch oder Drängen auf Veränderung. <sup>[8]</sup> Sich an die Norm zu halten, verleiht ein Gefühl von Glück und ist gekoppelt an soziale Anerkennung, die uns versichert, ein gutes Leben zu führen und alles richtig zu machen. Wer die Logik des Patriarchats für sich noch nicht bloßgelegt hat, kann darin besser – und glücklicher – leben. *Ignorance is bliss* – Unwissenheit ist Glückseligkeit.

Ich möchte keinesfalls *allen* Frauen unterstellen, dass sie in ihrer heterosexuellen Ehe unglücklich, ausgebeutet und unterdrückt sind, es sich aber nicht eingestehen wollen. Es gibt tatsächlich viele Frauen, die glücklich verheiratet sind. Es ist nicht alles schlecht an der Ehe. Die Liebe, das Engagement, die Fürsorge, das Gefühl von Geborgenheit sind schöne Dinge, die innerhalb einer Ehe entstehen können. Doch diese Emotionen und Verbindungen sind nicht an die Ehe gebunden, sie können ohne die

Institution und die Heiratsurkunde existieren. Ehe wird oft mit Liebe und Familie gleichgesetzt, doch Liebe und Familienbindungen würden die Abschaffung der Ehe überleben.

Auch glücklich verheiratete oder in festen Beziehungen lebende Menschen können sich in diesem Buch wiederfinden, denn es geht nicht um die Liebe, sondern um die Infrastruktur, die das Funktionieren der Beziehung regelt. Das Ende der Ehe bedeutet nicht, dass verheiratete Paare geschmäht werden oder sich gar scheiden lassen sollen. Es soll auch nicht ein anderes Lebensmodell durchgesetzt werden. Mit dem »Ende der Ehe« fordere ich das Ende einer obsoleten Institution, die die Ungleichheit und Unterdrückung der Frauen in unserer Gesellschaft produziert und aufrechterhält.

Ehe wird heutzutage stark mit persönlicher Selbstverwirklichung verbunden. Menschen heiraten, um sich weiterzuentwickeln, ihr Selbstbewusstsein zu stärken, sich selbst zu entdecken – eine »*self-expressive marriage*«, so der Psychologe Eli Finkel. Den Soziologinnen Kathryn Edin und Maria Kefalas zufolge geht es bei der Ehe längst nicht mehr um Familiengründung, sondern in erster Linie um persönliche Erfüllung im Erwachsenenleben. <sup>[9]</sup> Eine kritische Bestandsaufnahme der Ehe wird deshalb von vielen Menschen abgelehnt, weil sie dadurch die Grundlage ihres Glücks, ihrer Erfüllung und Selbstverwirklichung infrage gestellt sehen. Glücklich verheiratet zu sein, sollte aber kein Grund sein, die Kritik an der Ehe zu unterlassen oder zu diskreditieren, denn meine Kritik geht weit über die individuelle Ebene hinaus. Hängt das Glück der Ehepaare von der gesellschaftlichen Norm ab, die die Ehe als überlegene Lebensform darstellt und definiert? Wären die Verheirateten weniger glücklich, wenn sie nicht täglich mit der normativen Überlegenheit der Ehe konfrontiert wären – in Filmen, Büchern, im Fernsehen und in der

Werbung, überall? Würde ihre Liebe auch ohne den rechtlichen Rahmen und die finanzielle Abhängigkeit, die aus der Ehe resultiert, bestehen? Das sind meiner Meinung nach wichtige Fragen.

Meine neunjährige heterosexuelle Beziehung – vier Jahre davon verheiratet – war in tiefe Machtdynamiken eingebettet, die für mich während der meisten Zeit unseres Zusammenseins unbemerkt blieben. Ich brauchte einen zeitlichen und räumlichen Abstand, viele Therapiestunden und lange Gespräche mit Freund\*innen, um mir darüber bewusst zu werden. Im Nachhinein kann ich die Muster sehen, benennen und analysieren, aber währenddessen spürte ich lediglich eine diffuse Unzufriedenheit, die mich allmählich verletzte und mein Selbstbewusstsein schwächte. Ich stand ohnmächtig einer Situation gegenüber, die ich nicht durchdringen und darum nicht ändern konnte. Von außen betrachtet, war die Beziehung nicht nur »normal«, sondern erstrebens- und für manche sogar beneidenswert. Ein junges Paar mit schöner Wohnung, süßem Baby und guten Jobs, die sie scheinbar mühelos unter einen Hut brachten. Doch hinter dieser Fassade verbargen sich tägliche Anspannungen, Frust und konstante Machtkämpfe. Im Verlauf der Jahre wurde ich desillusioniert und fühlte mich ausgebeutet und eingesperrt. Ich fühlte mich in meiner Ehe gefangen – und fühlte mich mit diesem Gefühl allein.

Wir brauchen eine #metoo-Bewegung für intime Beziehungen, damit Frauen frei und ehrlich über die Liebe und ihre Schwierigkeiten sprechen können. Wir müssen die Einsamkeit brechen. Ich erhoffe mir, dass dieses Buch vielen Frauen hilft, aus ihrer Isolation und Verwirrung über ihre Situation herauszufinden und zu verstehen, dass ihre Geschichte kein Einzelfall ist, dass sie in einem größeren System eingebettet ist – dass sie nicht allein sind. Wir brauchen ein kollektives Gespräch, das die isolierende

Individualisierung der Ehe und die Autarkie der Paarbeziehung durchbricht – und somit die Unantastbarkeit der Ehe. Fangen wir damit an.

### **Nicht alle Männer ...**

Die Frauenbewegung ist die erste Bewegung, die sich im Krieg befindet, aber keinen Gegner hat.

*Almanina Barbour* <sup>[10]</sup>

Almanina Barbour, eine Schwarze Aktivistin in Philadelphia, kritisierte mit dem prägnanten Satz im Motto eine gefährliche Tendenz des Mainstreams der feministischen Bewegung: Er neigt dazu, die Schuld am Patriarchat auf diffuse Entitäten wie »die Gesellschaft«, »Institutionen« oder die »Kultur« zu schieben, statt Männer zur Verantwortung zu ziehen. Ein solcher Ansatz schützt das Patriarchat, und wir sollten damit aufhören. Viele Feministinnen haben jedoch Angst vor der Spaltung, die daraus entstehen könnte. Die Spaltung ist aber schon da, und indem wir sie verleugnen, wird sie umso wirksamer und gewaltvoller. Die Konzentration auf die Rolle der Männer im Patriarchat spaltet, weil dadurch die Macht, die Unterdrückung und die Hierarchien offenkundig werden, und Männer sich dagegen wehren, ihre machtvolle Position sichtbar zu machen und aufzugeben. Vielleicht brauchen wir eine solche Spaltung, um wirklich voranzukommen.

Das Patriarchat ist keine abstrakte Macht, sondern die konkrete Macht der Männer. Die Gesellschaft, die Institutionen, die Wirtschaft und die Kultur wurden und werden noch heute von Männern definiert und kontrolliert. Den Einwand, »aber nicht alle Männer sind so«, höre ich ständig – sowohl von Männern als auch von Frauen. »Ja, stimmt, das gilt

nicht für alle Männer«, werde ich hier nicht schreiben, weil ich der Versuchung widerstehen möchte, den Widerstand schnell zu beruhigen. Stattdessen will ich einen ehrlichen Blick auf die Rolle der Männer werfen.

Wir alle tragen das Patriarchat in uns. Nicht nur Männer. Die vereinfachte Vorstellung, wonach alle Männer mächtig und alle Frauen machtlos sind, dass alle Männer Unterdrücker und alle Frauen Opfer sind, ist falsch. Frauen halten die männliche Dominanz und die patriarchale Macht auf vielerlei Weise aufrecht, ihre Verantwortung dafür soll nicht heruntergespielt werden. Wenn wir das tun, nehmen wir ihnen Mitverantwortung und enorme Macht weg und unterdrücken das Potenzial von Frauen, das Patriarchat abzubauen. Männer leiden auch unter den rigiden Geschlechterrollen und gesellschaftlichen Erwartungen, die das Patriarchat an sie stellt. Dennoch ist es wichtig, die Macht und die Verantwortung der Männer in der Perpetuierung patriarchaler Gewalt nicht zu minimieren. »Die Unterdrückung von Frauen durch Männer kann nicht dadurch entschuldigt werden, dass man anerkennt, dass auch Männer durch starre sexistische Rollen verletzt werden« <sup>[11]</sup>, erinnert bell hooks. Der emotionale Schmerz von Männern in der patriarchalen Ordnung ist nicht vergleichbar mit den Traumata, denen Frauen, queere, nichtbinäre und trans Menschen ausgesetzt sind. Aussagen wie »das Patriarchat hat kein Geschlecht« sind falsch und zeigen Loyalität gegenüber einem System, das Männer in allen Lebensbereichen bevorzugt.

Die Beschwörungsformel »nicht alle Männer« zeigt etwas Wichtiges: nämlich dass die Perspektiven, Erfahrungen und Traumata der Frauen weniger wert sind als die Empfindlichkeit der Männer, die ihre Verstrickung ins Patriarchat leugnen. Natürlich sind nicht alle Männer gewalttätig. Doch diejenigen, die Frauen (und Männer) vergewaltigen, schlagen und töten, sind weit überwiegend Männer. Bis in unsere Sprache hinein wird die

Empfindlichkeit der Männer geschützt. Praktisch immer wird die passive Form genutzt, um die Täter unsichtbar zu machen und die Opfer in den Fokus zu rücken: »sie wurde vergewaltigt«, »sie wurde ermordet«, »sie wurde geschlagen«.

Die Einschränkung »nicht alle Männer« ist so problematisch, weil Männer, selbst wenn sie nicht alle *aktiv* patriarchale Gewalt ausüben, ins System eingebunden sind und von der männlichen Dominanz profitieren, ohne etwas dafür tun zu müssen. Alle Männer sind in eine Form der Männlichkeit involviert und erhalten dadurch Privilegien und Macht. Zwar vermitteln nicht alle Formen der Männlichkeit das gleiche Maß davon, aber *alle* verleihen einen Zugang dazu. Die Soziologin Raewyn Connell unterscheidet vier Typen von Männlichkeit: hegemoniale, mitschuldige, marginalisierte und untergeordnete Männlichkeit. Zur hegemonialen Männlichkeit gehören Eigenschaften wie physische Kraft, Konkurrenzmentalität, Selbstbewusstsein, Unabhängigkeit, geringe Emotionalität und manchmal (aber nicht zwingend) physische Gewalt und Aggressivität. Männer, die eine hegemoniale Männlichkeit aufführen, garantieren die dominante soziale Position ihres Geschlechts und die untergeordnete gesellschaftliche Position der Frauen. Die hegemoniale Männlichkeit ist das Rückgrat des Patriarchats. Sie bewirkt zugleich die soziale Dominanz gegenüber Frauen und nichtbinären Menschen und auch gegenüber Männern, die von der hegemonialen Männlichkeit ausgeschlossen sind, etwa schwule, trans und behinderte Männer (untergeordnete Männlichkeit) sowie Schwarze und andere nichtweiße Männer (marginalisierte Männlichkeit). Männer, die sich der hegemonialen Männlichkeit nicht anpassen können oder wollen, sind nicht unbedingt machtlose Opfer der anderen Männer. Es gibt auch Männer, die von der hegemonialen Männlichkeit profitieren und mitschuldig sind. <sup>[12]</sup>

Alle Männer leben in einem patriarchalen System, das sie bevorzugt, weil sie Männer sind. Nehmen wir als Beispiel einen Mann, der in einem schlecht dotierten Job arbeitet, nicht kompetitiv ist und als »unattraktiv« gilt. Auch er wird besser bezahlt als die meisten Frauen mit ähnlichen Kompetenzen, muss auf der Straße keine Angst haben, sexuell belästigt zu werden, und wird in Politik, Medien, Wissenschaft sowie Wirtschaft von anderen Geschlechtsgenossen repräsentiert. Viele Männer, die sich als feministisch bezeichnen und meinen, eine egalitäre heterosexuelle Beziehung zu führen, sind tatsächlich Komplizen (mitschuldige Männlichkeit). Dasselbe gilt für diejenigen schwulen Männer, die den Feminismus für unnötig halten und offenkundig misogyn sind, oder auch für Schwarze Männer, die die immer wieder von Schwarzen Frauen gezeigte Solidarität nicht erwidern. Ihre Komplizenschaft drückt sich in scheinbar harmlosen Verhaltensweisen aus, zum Beispiel indem sie bei sexistischen Witzen mitlachen oder sich loben lassen für eine Arbeit, die ihre Kollegin geleistet hat, oder ab und zu zum Fußballspielen zu gehen und Fan-Lieder laut zu skandieren, um die Zugehörigkeit zur Gruppe der Männer zu stärken, auch wenn man Fußball nicht mag. Die mitschuldige Männlichkeit bedeutet, die hegemoniale Männlichkeit zu verharmlosen und zu normalisieren. Sie ist meiner Meinung nach genauso gefährlich wie die hegemoniale Männlichkeit, weil sie die patriarchale Macht implizit schützt.

Die mitschuldige Männlichkeit perpetuiert den Mythos des »guten Kerls« als Gegenteil zu den angeblich wahren Tätern des Patriarchats: die brutalen Männer und die »Anderen« – die Schwarzen, die Muslime, die »Prolls«, die »Verrückten«<sup>[13]</sup>. In Abgrenzung dazu sind die »guten Kerle« in der Regel weiß, christlich und aus der Mittelschicht. Der Mythos des »guten Kerls« erhält die Idee aufrecht, dass das Patriarchat von Monstern getragen wird: von Frauenschlägern, Serienmördern, Vergewaltigern. Doch

auch sie sind keine Monster, sondern einfach Männer. Täter als Monster zu bezeichnen, ist doppelt problematisch: zum einen, weil es ihre Taten irgendwie entschuldigt (was erwarten wir von Monstern?); denn ihr Verhalten wird nicht als Teil der Sozialisation verstanden, analysiert und hinterfragt. Zum anderen genießen Täter, die dem Bild des Monsters nicht entsprechen – etwa wenn sie teilweise liebevoll mit ihren Frauen umgehen oder engagierte Väter sind –, häufig eine unantastbare Unschuldsvermutung. Wenn sie keine Monster sind, können sie auch keine Täter sein. Die Floskel »er ist ein guter Mensch« hat schon zu oft Opfer und Überlebende diskreditiert und ausgeübte Gewalt relativiert. Würden die mitschuldigen Männer aufhören, die gesamte Verantwortung für die patriarchale Unterdrückung auf »andere« Männer und »Monster« zu schieben, das Patriarchat würde zu zerbröckeln beginnen. Männer wollen ihre Vorherrschaft nicht anerkennen, denn im Moment dieses Eingeständnisses könnte sie nicht mehr als normal betrachtet werden. Sie haben ein kollektives Interesse, ihre Position in der Gesellschaft aufrechtzuerhalten. Das gilt genauso für Männer außerhalb der hegemonialen Männlichkeit – als auch für die »guten Kerle«.

Cis <sup>[14]</sup> Männer verfügen immer und überall über patriarchale Macht; genauso wie weiße Menschen das Privileg des Weißseins immer genießen, auch wenn dieses Privileg in manchen Situationen durch andere marginalisierte Identitätsmerkmale abgeschwächt werden kann, wenn Weiße etwa weiblich, behindert, arm oder trans sind. Treffen Schwarze Männer und Schwarze Frauen aufeinander, verfügen Erstgenannte eindeutig über die patriarchale Macht. Es gibt aber Konstellationen, in denen die patriarchale Macht durch andere Unterdrückungsachsen geschwächt wird, wie zum Beispiel in der Kombination aus Schwarzem Mann und weißer Frau. Das Gleiche gilt, wenn eine reiche Frau und ein armer Mann oder eine

nichtbehinderte Frau und ein Mann mit Behinderung aufeinandertreffen oder miteinander liiert sind. In wieder anderen Konstellationen wird die patriarchale Macht verstärkt, etwa zwischen einem weißen Mann und einer Schwarzen Frau. Männlichkeiten sind vielfältig und manchmal widersprüchlich, auch die verschiedenen Zeitepochen und geografischen Räume beeinflussen ihr Gesicht. Frauen spielen eine äußerst wichtige Rolle in der Ausprägung und Aufrechterhaltung von Männlichkeiten, indem sie mit Jungen und Männern interagieren. Deshalb sollte Männlichkeit nicht auf die Männer selbst reduziert, sondern eher als Verhältnis zwischen Frauen und Männern verstanden werden.

Auch wenn der Begriff »toxische Maskulinität« zunehmend verwendet wird, würde ich lieber davon absehen, weil er suggeriert, dass es auch »positive« Männlichkeiten gibt. Der Autor John Stoltenberg hat darauf hingewiesen, dass »gesunde Männlichkeit« gleichbedeutend sei mit »gesundem Krebs«. <sup>[15]</sup> Männlichkeit basiert auf Herrschaft, Dominanz und Macht, sie existiert nur in Relation zur als unterlegen betrachteten Weiblichkeit und kann deshalb nicht »positiv« gedacht werden. Eine »gesunde« Männlichkeit wäre die Abwesenheit von Männlichkeit. Männlichkeit muss verschwinden, wenn wir das Patriarchat überwinden wollen. Wohlgemerkt: Männlichkeit, nicht die Männer. Männer würden das Ende der Männlichkeit überleben. Sie können Menschen sein, auch ohne Männlichkeit. Ich sage damit ausdrücklich nicht »alle Männer sind schlecht«, weil Männlichkeit sich nicht auf einzelne Menschen oder eine Gruppe, sondern auf eine soziale Position bezieht, die durch bestimmte Verhaltensweisen strukturiert wird. Das Verhalten vieler Männer sowie ihre soziale Position ist problematisch, nicht unbedingt sie als Individuen sind es. Die Männlichkeit müsste vom Geschlecht entkoppelt werden, denn nicht nur cis Männer führen Männlichkeit auf. Männlichkeit ist für viele trans

Männer ein »Ziel« und nichtbinäre Menschen und manche Frauen drücken eine Form der Männlichkeit aus, die sich außerhalb des binären Machtverhältnisses und jenseits der patriarchalen Hierarchie entwickelt. Es handelt sich dabei um eine Ausdrucks-, Begehrens- und Identitätsform, die von der hegemonialen Männlichkeit weit entfernt ist.<sup>[16]</sup>

In der heutigen, binären Form der Männlichkeit äußert sich die patriarchale Macht. Deshalb müssen wir uns die Macht anschauen, wenn wir die zugrunde liegenden Muster erkennen wollen. Und da sind wir wieder bei der Wirkung der Ehe.

In französischen Archivaufnahmen aus dem Jahr 1964 werden Jugendliche über ihre Meinung zur Ehe befragt. Der 15-jährige Louis sagt »eine Frau ist ein Mensch, genauso wie ein Mann, wenn sie nicht verheiratet ist. Und wenn sie heiratet, kann sie nicht dem Mann gleichgestellt sein ... In der Ehe ist sie fast die Dienerin des Mannes. Ich finde das nicht in Ordnung.«<sup>[17]</sup> Auch wenn Louis sehr sympathisch klingt und mit der ungleichen Position der Frau nicht einverstanden ist – sobald er heiratet, wird er sich in der mächtigen Position befinden. Wenn wir mit der sozialen Position und der damit einhergehenden Macht von Männern anfangen, anstatt uns zu fragen, »ist er ein guter Kerl?«, sind wir in der Analyse viel weiter. In diesem Buch tue ich genau das: Ich betrachte die patriarchale Macht, die sich für Männer aus der Ehe ergibt, und sinniere nicht darüber, wie schlecht, gewaltvoll, egoistisch oder umgekehrt gut, toll, lieb, anders, feministisch engagiert Männer sind. Dafür schaue ich Systeme an, nicht einzelne Individuen, ohne dabei zu vergessen, dass Systeme von dem Zusammenspiel menschlicher Handlungen getragen werden. Mich interessiert, dass und wie Männer in ein wirtschaftliches und kulturelles Arrangement eingebettet sind, das ihnen Macht verleiht. Wenn sie lieb und respektvoll sind, ist das natürlich besser, als wenn sie gewalttätig und

respektlos sind, aber es ändert nichts am Machtverhältnis, das sich aus der Ehe ergibt.

Den Männern, die dieses Buch lesen, traue ich zu, dass sie ihre Trigger und ihr Unbehagen überwinden können, dass sie ihre Gefühle von Wut, Schuld und Scham, die beim Lesen entstehen können, in transformative Kraft zu verwandeln imstande sind. Es ist nicht so, dass der Feminismus Männer dringend braucht. Wir rufen Männer nicht dazu auf, Frauen zu befreien, darum geht es nicht. Frauen befreien sich allmählich ohne die Hilfe von Männern. Männer sollten es für sich selbst tun, für ihre eigene Befreiung.

### **Braucht es wirklich eine Abschaffung?**

Der Mythos der Normalität besteht darin, dass wir die Bedingungen der Gesellschaft für gesund halten, einfach weil wir daran gewöhnt sind. <sup>[18]</sup>

*Gabor Maté*

Die Ehe schränkt seit jeher die Rechte der Frauen ein, die als Eigentum des Ehemanns betrachtet wurden. Die rechtliche Existenz einer verheirateten Frau war bis weit über die Mitte des 20. Jahrhunderts mit der ihres Mannes hinein verschmolzen, sodass sie nicht als eigenständiges Rechtssubjekt zählte. Nach der Eheschließung wurden die Rechte und Pflichten von Frauen in der BRD größtenteils denen ihres Mannes untergeordnet. Eine unverheiratete Frau durfte Eigentum besitzen und Verträge in ihrem eigenen Namen abschließen – Ehefrauen nicht. In der DDR wurde 1950 ein Gesetz erlassen, das der patriarchalen Gewalt des Nationalsozialismus entgegenzuwirken versuchte, indem es vorschrieb, dass »die Eheschließung

für die Frau keine Einschränkung oder Schmälerung ihrer Rechte zur Folge hat«. <sup>[19]</sup>

Die globale Unterdrückung der Frauen wurde durch die rechtliche, politische und wirtschaftliche Entrechtung erzwungen. Dass Frauen in der Politik und allen Sphären der Macht unterrepräsentiert sind, dass sie weniger verdienen und besitzen als die Männer, sind unmittelbare Folgen der Ehe.

Seit den 1960er-Jahren gibt es in vielen Teilen der Welt einen graduellen Trend zur Gleichberechtigung von Frauen in der Ehe, unter anderem durch die Abschaffung der rechtlichen Vormundschaft des Ehemanns, die Liberalisierung des Scheidungsrechts, die Einführung der Anti-Baby-Pille, die Legalisierung von Schwangerschaftsabbrüchen und die rechtliche Anerkennung der Ehen von interreligiösen, *interracial* und gleichgeschlechtlichen Paaren. Doch trotz dieser Fortschritte, die zweifellos gefeiert werden sollten, bleibt das Fundament der Ehe zutiefst patriarchal und verhindert die wirtschaftliche und emotionale Autonomie der Frauen. Die kulturellen Grundlagen der Ehe wurden durch diese progressiven Reformen nicht erschüttert, und so bleiben die männliche Dominanz und das Patriarchat weiterhin bestehen.

Hochzeiten müssen heute nicht mehr kitschig sein und es gibt unzählige Instagram- und Pinterest-Seiten, auf denen Ideen und Inspirationen für eine hippe Hochzeit geteilt werden. Das vermittelt mitunter den Eindruck, dass die Ehe heute nichts mehr mit der Ehe von damals zu tun hat, dass es sich kaum noch um dieselbe Institution handelt. Doch der kulturelle Status der Ehe als Tradition verbindet seine heutige Bedeutung mit der Vergangenheit. Der Symbolismus und die Rituale, die während der Zeremonie in den allermeisten Hochzeiten – so hip sie sein mögen – angewendet werden, deuten nach wie vor die Unterordnung der Frauen an: Es beginnt mit dem

Hochzeitskleid (wie eine Geschenkverpackung für den Ehemann) und der Tradition, dass die Braut von ihrem Vater zum Altar geführt wird, wo sie ihrem Ehemann übergeben wird. Und es endet nicht bei dem verräterischen Satz »Sie dürfen die Braut jetzt küssen« (wie ein Objekt, das keinen eigenen Willen hat – warum darf die Braut nicht die Initiative ergreifen?) sowie der Praxis, dass Frauen trotz der Flexibilisierung des Namensrechts weit überwiegend immer noch den Nachnamen ihres Mannes annehmen. [20] Wer glaubt, dass eine Ehefrau aus Berlin-Prenzlauer Berg, die ihre Kinder mit einem E-Lastenrad zur Montessori-Kita fährt, nichts gemeinsam hat mit ihrer Großmutter, die in den 1940ern heiratete, oder mit einer Kinderbraut aus dem Irak, täuscht sich. Ihre Lebensrealitäten sind zwar drastisch unterschiedlich, und die eine mag mehr Rechte haben als die anderen, aber die Institution, in der sie eingebettet sind, ist die gleiche.

Nicht alle Institutionen können reformiert werden. Manchmal müssen sie abgeschafft werden, damit etwas komplett Neues entstehen kann. Die Ehe ist zu eng mit der männlichen Dominanz verknüpft, als dass eine Reform ihren Einfluss ändern könnte. Die unzähligen vergangenen Reformen und Gesetzesänderungen haben daran nicht gerüttelt – auch wenn sie zweifellos das Leben von Frauen sehr verbessert haben. Warum sollten wir an der Ehe festhalten, wenn sie zum Zweck der Unterordnung der Frauen geschaffen wurde? Weshalb ist uns diese Institution so wichtig, wenn ihre Hauptfunktion darin besteht, die Körper der Frauen zu kontrollieren, ihre Arbeitskraft zu vereinnahmen und die patriarchale Macht aufrechtzuerhalten? Wenn Ehen heute nur noch aus Liebe geschlossen werden, brauchen wir noch eine Institution, die dieses Gefühl rechtlich einrahmt?

Kämpfe für Gerechtigkeit, Gleichheit und Freiheit haben immer wieder gezeigt, dass die Rechte der Frauen niemals als gewonnen betrachtet

werden sollten. Um die Beschlagnahme der Rechte der Frauen aufzuheben, braucht es jetzt ein Ende der Ehe.

## **Anmerkung über Sprache, Religion und Quellen**

Auch wenn queere Menschen heute heiraten dürfen, ist die Ehe eine heteronormative, heterosexuelle Institution, die auf der binären Geschlechterordnung basiert. Deshalb widmet sich meine Kritik in erster Linie der heterosexuellen Ehe und heterosexuellen Beziehungen. Die Ehe ist nicht nur eine rechtliche Institution, sondern auch eine kulturelle und politische Institution, die sich ebenfalls auf nichtverheiratete Paare auswirkt. Die Ehe ist in diesem Sinne ein Hetero-Pärchen-Regime und verfestigt die Heterosexualität als politisches Regime.

Für eine heterosexuelle Beziehung muss man nicht zwangsläufig heterosexuell sein. Viele bisexuelle, pansexuelle und queere Menschen, sogar Lesben und Schwule, leben in heterosexuellen Beziehungen. Die Bezeichnung »heterosexuelle Beziehung« bezeichnet die Art der Beziehung, nicht die sexuelle Orientierung der Menschen. Wenn ein cis Mann und eine cis Frau, die sich beide als bisexuell oder queer bezeichnen, eine Beziehung führen, ist dies eine heterosexuelle Beziehung und keine queere Beziehung, insofern als dass sie von allen symbolischen, kulturellen, politischen und materiellen Vorteilen profitieren, die heterosexuelle Menschen genießen – auch wenn sie sich nicht als heterosexuell identifizieren. Die Analyse bezieht sich auf das politische und kulturelle Regime der Heterosexualität, unabhängig von der sexuellen Orientierung der Menschen, die heterosexuell gebunden sind.

Die Sprache in diesem Buch scheint einem binären, heteronormativen Denken verhaftet zu sein, weil ich die Worte »Mann« und »Frau«

verwende. »Frau« und »Mann« verstehe ich jedoch nicht als biologische, objektive Kategorien, sondern als soziale, historische und politische Konstrukte. »Frau« und »Mann« sind soziale Positionen und keine naturgegebenen, biologischen Beschreibungen. Geschlecht ist das innerste Selbstempfinden einer Person als weiblich, männlich oder eine Mischung aus beidem oder keinem von beiden. Es kann dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht entsprechen oder nicht. Ich erkenne eine grenzenlose Bandbreite geschlechtlicher Identitäten und Ausdrucksformen an und schließe alle ein, die sich jenseits, gegen und außerhalb der binären Geschlechterordnung verorten. Im Kapitel 8 gehe ich auf das binäre Geschlecht detailliert ein.

Das Ende der Ehe würde eine Abschaffung der binären Geschlechterordnung nach sich ziehen. Doch bis dahin können wir es uns nicht leisten, soziale Kategorien nicht zu benennen oder Identitätsgrenzen zu verwischen, die gesellschaftlich und politisch so bedeutsam sind und hervorstechen. So wie »Schwarz« und »weiß« benannt werden müssen, um Rassismus zu analysieren, auch wenn menschliche »Rassen« nicht anders denn als historisch-politische Kategorien existieren, müssen wir auch »Frau« und »Mann« benennen, obwohl – oder gerade weil – diese Kategorien konstruiert sind.

Die politischen und kulturellen Aspekte können nicht von der religiösen Bedeutung der Ehe getrennt werden, weil die Ehe in allen monotheistischen Religionen eine zentrale Rolle als Instrument der patriarchalen Kontrolle über Frauen und ihre Körper spielt. In diesem Buch geht es aber in erster Linie um die staatlichen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Aspekte der Ehe, unabhängig von der Religion.

Ich konzentriere mich außerdem auf die Institution der Ehe in der westlichen Welt, insbesondere Europa und Deutschland – obwohl die Kritik

an der Ehe verallgemeinert werden kann: Wie der Nationalstaat oder die Grenzen, das Geld oder die Gefängnisse ist die Ehe eine Institution, die im Zuge des europäischen Imperialismus vereinheitlicht wurde und als universell bezeichnet werden kann. Die Quelle der patriarchalen Gewalt, die in allen Religionen stattfindet, ist das globale Patriarchat. In allen Kulturkreisen und in allen Zeiten ist die Ehe eine gewaltvolle Institution für Frauen gewesen.

Die Ideen und Gedanken, die in diesem Buch zitiert werden, stammen teilweise von umstrittenen Denker\*innen. Ich stimme nicht allen ihrer Aussagen und Thesen zu, die sie im Laufe ihres Lebens gemacht haben. Dennoch bin ich der Meinung, dass Autor\*innen aufgrund ihrer umstrittenen Aussagen nicht pauschal diskreditiert werden sollten. Die meisten Thesen und Ideen in diesem Buch sind Teil eines Gedankenstroms, der über mehrere Kontinente und Jahrzehnte fließt. Wissen wird als Wirtschaftsgut behandelt, das gekauft und geraubt werden kann, denn Ideen und Wissen haben Eigentümer\*innen, die anerkannt werden müssen durch ein präzises System von Zitierweisen, die ich in diesem Buch gewissenhaft verfolge. Problematisch an dieser Logik ist aber, dass Wissen nur anerkannt wird, wenn es aus einem ganz bestimmten Kontext kommt, was dazu führt, dass gemeinhin nicht alle Quellen gleichermaßen zitiert werden. In der Regel werden nur Personen mit universitären Würden und Titeln, die akademische Artikel in hegemonialen europäischen Sprachen verfassen oder bei anerkannten Verlagen veröffentlichen, zitiert. Die kapitalistische Logik führt deshalb zur Quellenausblendung gegenüber zahllosen Ideen, Menschen und Wissensformen. Feministinnen aus allen Teilen der Welt, bekannt und unbekannt, anonym oder nicht, mit und ohne Diplom, haben

den Weg für dieses Buch geebnet. Die Materiallage ist vielfältig <sup>[21]</sup> und unterliegt keiner Hierarchie: Sie umfasst journalistische Texte, akademische Artikel, Romane, Sachbücher, Gespräche, <sup>[22]</sup> mündliche Berichte, Gedichte, Theaterstücke, Podcasts, Social-Media-Posts, Archivaufnahmen, Kunststücke, Tattoos, Meditationen, Filme, Ausstellungen, Graffiti, Lieder, Visionen.

## 2 Wie wir lernen, uns nach der Ehe zu sehen

### *Heimgesucht*

Wir werden alle beherrscht,  
heimgesucht von den Menschen  
die wir sein sollten.  
Von den Geistern all dessen,  
was wir uns als Kinder  
selbst zu werden versprochen,  
bis wir dem Leben in seiner Grausamkeit begegneten,  
und es uns zu Friedhöfen machte,  
all unserer Träume, all der Entscheidungen,  
die unsere Geschichte hätten schreiben sollen.

*Nikita Gill* [\[23\]](#)

In den vergangenen Jahrzehnten haben die feministischen Kämpfe viele Früchte getragen. Frauen dürfen wählen, arbeiten und ein Bankkonto eröffnen ohne die Erlaubnis ihrer Ehemänner, sie dürfen erben und sich scheiden lassen. Sie haben sich eine eigene politische und rechtliche Identität erkämpft und somit das Patriarchat geschwächt. Die patriarchale Unterdrückung hat an institutioneller Kraft verloren, weil die konstruierte

Unterlegenheit der Frauen nicht mehr so explizit und eindeutig im Recht verankert ist. Jedoch wirkt das Patriarchat nicht nur durch Gesetze und lässt sich nicht so einfach abschwächen. Die patriarchale Unterdrückung dringt deshalb allmählich immer stärker in die emotionale Ebene der Mann/Frau-Beziehung ein. Narrative und Ideologien über die romantische Liebe sind daher zentrale Instrumente des Patriarchats geworden. In diesem Sinne warnte die visionäre Feministin Shulamith Firestone bereits in den 1970ern, dass die Liebe von der Macht korrumpiert worden sei. [24]

Liebe und Ehe sind weite Themenkomplexe, die ich unter einer Vielzahl von Blickwinkeln betrachten könnte. In erster Linie möchte ich in diesem Buch die politische Kraft der Liebe aus feministischer Perspektive untersuchen. Mich interessieren die Geschichten und Narrative, die wir über Liebe verinnerlicht haben, und inwiefern sie uns beeinflussen und möglicherweise daran hindern, den Zugang zu uns selbst und zur authentischen Liebe zu finden. Eine Liebe, die sich frei entfalten kann, ohne normative Regulierung und frei von Machtdynamiken, die durch Gesetze und Steuerregime verschärft werden.

### **Das romantische Skript, dem wir alle folgen (müssen)**

Erworbene Persönlichkeitszüge wie eine überhöhte Identifikation mit gesellschaftlich auferlegten Pflichten, Rollen und Verantwortlichkeiten auf Kosten der eigenen Bedürfnisse können die Gesundheit gefährden.

[25]

*Gabor Maté*

Systeme und Gesellschaften werden durch bestimmte Erzählungen aufrechterhalten, die wir kollektiv als universelle Wahrheit betrachten. Liebe zum Beispiel verstehen wir als Gefühl, das innerhalb eines vordefinierten Skripts stattfinden sollte: Männer lieben Frauen, Frauen lieben Männer. Liebe bindet zwei Menschen aneinander. Mann und Frau müssen eine Entität bilden und eine gemeinsame Unterkunft bewohnen, ihre Finanzen gemeinsam regeln und ihre innere Welt muss sich um die andere Person drehen. Die Infrastruktur, innerhalb der die Liebe sich entfalten soll, wird durch die Ehe zementiert und geregelt. Die Ehe ist eine so mächtige kulturelle Norm, dass sie auch da Einfluss nimmt, wo sie nicht offiziell geschlossen wird.

Die prägendsten Vorstellungen über die Liebe werden durch Popkultur, insbesondere durch tradierte Märchen vermittelt. Diese transportieren seit Generationen Botschaften, die unser romantisches Leben stark beeinflussen, und folgen einem roten Faden: Die Frau wartet geduldig, dass ein Mann zur Rettung von einer entweder langweiligen oder unerträglichen, jedenfalls nicht lebenswürdigen Existenz herbeieilt und sie durch einen Kuss von ihrem Dasein befreit. Der Mann hingegen darf die Welt entdecken, sich behaupten, seine Kraft erproben, um sich am Ende seine wohlverdiente Belohnung zu nehmen. Die Frau würde ohne diesen Kuss sterben oder müsste sich bis in alle Ewigkeit mit einem verkorksten Leben begnügen. Der Mann dagegen würde ohne diesen Kuss sein abenteuerliches, ereignisreiches Leben fortführen, bis zur Rettung der nächsten hilflosen Prinzessin.

Dieses Handlungsmuster prägt unser Unbewusstes so tief, dass die Liebe eine andere Bedeutung einnimmt, je nachdem, ob wir als Mädchen oder als Junge sozialisiert werden. Für die einen ist die Liebe unerlässlich

und ein Lebenszweck an sich, für die anderen ein Bonus und i-Tüpfelchen für ihre Abenteuer.

Auch wenn sich am Ende der Geschichte ein Frosch oder ein Biest in einen attraktiven Prinzen verwandelt, steht das Glück der Frau im Zentrum – vor allem für sie ist diese Transformation ein Segen. Das Publikum freut sich vor allem für sie, nicht für den Frosch oder das Biest.<sup>[26]</sup>

Patriarchale Gesellschaften bringen heterosexuellen Frauen bei, sich in Relation zu ihrem Partner zu definieren. Frauen neigen dazu, ihren Selbstwert von ihrem Mann, ihrer Beziehung, der gemeinsam gegründeten Familie abzuleiten. Männer tun das viel weniger. Mädchen lernen früh, sich nach Aufmerksamkeit von Männern und romantischen Gefühlen zu sehnen, weil ihr Beziehungsstatus Teil ihrer Persönlichkeit wird. Das zeigt sich auch an der Selbstdarstellung auf Social Media. Es ist üblich, dass Frauen in ihren Bios auf Instagram und Tiktok »wife« und »mother« angeben. Manchmal ist das die einzige Information. Bisher habe ich »husband« und »dad« in männlichen Bios nur sehr selten gesehen. Vielleicht weil der Wert von Männern nicht in Relation zu Frauen und Kindern definiert wird.

Märchen gibt es in allen Teilen der Welt und Kulturkreisen, und sie wurden traditionell vorrangig von Frauen und Müttern erzählt. Erst durch den kapitalistischen Aufschwung der Nachkriegszeit und das mächtige Medienunternehmen Walt Disney sind sie jedoch wichtige Bestandteile der internationalen Mainstream-Popkultur geworden. Im Verfilmungs- und Vermarktungsprozess wurden die Märchen wesentlich verändert und umgeschrieben, um besser zu den westlichen kulturellen Werten zu passen. Dabei sind die ursprünglichen Geschichten reich an Metaphern und Symbolismus und haben nicht nur warnende Zwecke (wie etwa Rotkäppchen), sondern bieten auch Zugänge zur Kraft und Komplexität der Psyche. Clarissa Pinkola Estes erzählt und analysiert in ihrem Buch *Women*

*Who Run with the Wolves* uralte Mythen und Märchen aus der ganzen Welt.

<sup>[27]</sup> Dieses Buch zu lesen, hat mein Leben nachhaltig verändert. Ich habe dadurch in die Tiefe meiner Psyche blicken und mich mit meiner instinktiven Kraft und Kreativität, meinem verkörperten Wissen verbinden können. Was die Märchen von Clarissa Pinkola Estes in mir ausgelöst haben, ist genau das Gegenteil davon, was die Disney-Märchen mit Millionen von Mädchen und Frauen machen. Werden die Märchen aus feministischer, antikolonialer Perspektive erzählt, müssen Frauen nicht auf ihren Prinzen warten oder ihr Leben, ihre Träume und ihre Persönlichkeit für ihn aufopfern. Dornröschens hundertjähriger Schlaf lässt sich dann interpretieren als die nötige Zeit, um ihre eigenen Emotionen und innere Welt zu verstehen, bevor sie sich in Liebe verliert. Disney hingegen bedient und verfestigt mit seiner Verkitschung von populären Märchen das patriarchale Narrativ.

In Bildern und Repräsentationen von Liebe, also in Romanen und Kinderbüchern, Liedern und Comics und im Fernsehen, wird die Liebe als Emotion und Zustand des ultimativen Glücks dargestellt, die dem Leben sowohl eine Bedeutung als auch ein Ziel verleiht. Bilder über die Liebe schreiben sich besonders intensiv ins Bewusstsein ein, weil sie überwiegend mit positiven Gefühlen und Emotionen assoziiert werden und uns immer wieder serviert werden. Zum Beispiel haben TV-Werbespots, die eine »perfekte«, glückliche Familie am Frühstückstisch darstellen, mehrere Generationen geprägt und ein bestimmtes Bild von Familie und Alltag vermittelt. Ganz ähnlich wirken Repräsentationen von »perfekten«, konventionell schönen heterosexuellen Paaren in Spielfilmen, aber auch auf Social Media. Diese Bilder haben eine wichtige Rolle für die Aufrechterhaltung dieses Ideals.

Es ist relativ neu, dass Liebe als Kern der Ehe betrachtet wird. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war die Ehe nicht dazu gedacht, perfekt zu sein; sie war vor allem eins: pragmatisch. Es ging in erster Linie darum, Vermögen, Altersvorsorge und Nachkommenschaft zu regeln. Die Ansprüche an die Ehe haben sich im letzten Jahrhundert drastisch verändert und unsere Erwartungen sowie die emotionale Investition stark erhöht.

Normative Bilder prägen unser Denken und Fühlen lebenslang und beeinflussen unsere Entscheidungen, Selbstwahrnehmung und Gefühle. Sie erlauben uns, Erfahrungen und Schlüsselmomente im Leben zu visualisieren und helfen beim Versuch, sie für uns selbst zu verwirklichen. Die Liebesgeschichten, die wir von Kindesbeinen an hören und sehen, wirken wie ein vorprogrammierter Lebensentwurf: Wir reproduzieren die Handlungen, indem wir uns mit den Vorbildern identifizieren, und deren Gefühle und Verhalten nachahmen, meist unbewusst. [28] Diese Narrative sind in unsere mentalen Muster eingeschrieben und beeinflussen die Art und Weise, wie wir uns das Leben vorstellen und die Etappen auf dem Weg antizipieren. Der Soziologin Eva Illouz zufolge ist ein Teil unserer emotionalen Sozialisation fiktiv, weil wir Gefühle anhand von wiederholten Geschichten und kulturellen Szenarien, die bestimmte Emotionen und Gefühle als besonders wichtig für unsere Lebensentwürfe einstufen, entwickeln und vorwegnehmen. Die fiktionalen Emotionen entstehen in vordefinierten Modellen, die das Fundament für die Lebensprojekte bereitstellen. [29] Dieser Prozess zeigt sich beispielhaft, wenn bereits beim ersten Date das Kopfkino beginnt und die Bilder einer perfekten Liebe auf die Person projiziert werden – wie zum Beispiel die Vorstellung darüber, wie die Hochzeit, die Kinder, die gemeinsame Wohnung aussehen werden. Die in solchen Fantasien entstehenden Emotionen und Gefühle nähren sich aus den Erzählungen über die Liebe, die sich in unser Bewusstsein

eingebraunt haben. Im Rahmen von anderen, vielfältigeren emanzipatorischen Erzählungen würden unsere Gefühle viel freier entstehen, unsere Emotionen würden sich nicht an *dem einen* Kompass orientieren. Konkret heißt das, dass wir für Liebesgefühle viel offener sind, wenn diese in die »richtige« Lebensphase passen. Wir verlieben uns oft, wenn und weil es der richtige Zeitpunkt zu sein scheint. Ich habe den Vater meiner Kinder kennengelernt, als ich 26 Jahre alt war, das perfekte Alter, um den »Mann meines Lebens« zu treffen, laut dem Skript, an dem mein Lebensentwurf sich orientierte. Hätte ich diese Erzählungen nicht so tief verinnerlicht, hätte ich all diese Gefühle so spontan für ihn entwickelt? Hätte ich mich in diese Beziehung gestürzt? Wahrscheinlich nicht. Verliebt hätte ich mich wahrscheinlich schon, aber meine Gefühle hätten keine vordefinierte Grundlage gehabt und sich organischer entwickeln können.

Im Gegensatz dazu können Gefühle, die im »falschen« Moment oder mit der »falschen« Person entstehen, uns in die Orientierungslosigkeit stürzen. Manchmal nehmen wir diese nicht einmal als Liebesgefühle wahr. Eine verheiratete Frau, die sich nach der Geburt ihres Babys stark zu einer anderen Person hingezogen fühlt, wird sich wahrscheinlich verloren fühlen und diese Emotionen abwehren, weil sie in kein vorgeschriebenes Skript passen. Dieses Skript ist unglaublich mächtig, denn es strukturiert und rahmt die Art und Weise ein, wie Liebe erlebt und bekundet wird. Wenn wir am intensivsten in eine Person verliebt sind und das Bedürfnis verspüren, diese Gefühle zu bekunden, fällt uns oft nichts anderes ein als zu sagen »ich will dich heiraten und eine Familie mit dir gründen«, weil es kaum alternative Erzählungen gibt, in der die Liebe sich entfaltet und aufblüht.

Ist es ein Zufall, dass Disneys Märchenverfilmungen ziemlich genau zu der Zeit so beliebt und populär wurden, als die feministischen Kämpfe in den meisten westlichen Ländern zu mehr Rechten für Frauen geführt

haben? Männer waren verunsichert und fürchteten sich vor den Folgen der weiblichen Emanzipation von der politischen Vormundschaft. Die Märchen waren Teil eines größeren Paradigmenwechsels, in dem die Liebe eine zentrale Bedeutung im Leben der Frauen einnahm – und die Macht von der rechtlichen auf die emotionale Ebene verschoben wurde.

Die Ehe war für Frauen vor den feministischen Fortschritten seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine kulturelle und finanzielle Notwendigkeit. Das Stigma und die Diskriminierung, die unverheirateten Frauen widerfuhren, machte die Ehe für junge Frauen besonders attraktiv. Der Heiratsmarkt war so stabil, weil Frauen für ihr wirtschaftliches Überleben auf die Ehe angewiesen waren (und es mitunter auch heute noch sind). Je mehr Frauen sich emanzipieren und ihr eigenes Geld verdienen, desto unattraktiver wird die Ehe.

Als Frauen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts politisch, finanziell und rechtlich autonomer wurden, geriet die Institution der Ehe zeitweise unter Druck, immer mehr Menschen lebten ohne Trauschein zusammen. Es mussten neue Wege gefunden werden, um Frauen die Ehe schmackhaft zu machen. Da kam die Liebe ins Spiel. Eine starke und eindringliche Botschaft setzte sich allmählich durch: »Zu heiraten ist das Beste, was dir als Frau passieren kann. Es ist das, worauf du hinarbeiten musst. Wenn du das nicht erreichst, ist dein Lebensglück verfehlt.« Dieses Narrativ ist der Klebstoff, der das patriarchale System zusammenhält. Shulamith Firestone zufolge wirkt Liebe wie eine Droge, die uns ermöglicht, die patriarchale Unterdrückung auszuhalten. <sup>[30]</sup> Frei nach Marx ist nicht Religion, sondern Liebe das Opium des Volkes.

Die Sucht, die Drogen verursachen, entsteht durch die wiederholte Suche und das zwanghafte Bedürfnis nach einem Glücksgefühl, das nie befriedigt wird. Das gesellschaftliche Versprechen der heterosexuellen

Liebe und der Kernfamilie als die größte Erfüllung hält Frauen in einem Zustand von Sucht. Während sie an dieses Versprechen glauben und in die Beziehung investieren, merken sie nicht, wie die »Liebe« als Instrument des Patriarchats ihre Unterdrückung zementiert. Frauen sind bereit, viele Kompromisse einzugehen, um sich den Zugang zu diesem Leben zu sichern, das Glück und Erfüllung verspricht. Sie bringen sich dadurch in ihrem Liebesleben in eine schwache Position, denn sie sind bereit, sich für die Beziehung aufzuopfern und mehr Kompromisse einzugehen als ihre Partner.

Für viele Männer geht es bei Beziehungen darum, jemanden zu finden, der sich um ihre Bedürfnisse kümmert. Viele Frauen dagegen wollen sich vervollständigen, ihrer Existenz einen Sinn verleihen. Der Preis, den sie der Liebe beimessen, kann Frauen zu einer Art »Liebesdumping« verleiten, wie Mona Chollet ein typisches Verhalten bezeichnet. Dann sind sie bereit, ihre Ansprüche an die Beziehung – ihre Forderung nach Gegenseitigkeit in punkto Aufmerksamkeit, emotionale Nähe, Engagement und faire Aufgabenverteilung im Haushalt – niedriger anzusetzen als andere potenzielle Partnerinnen, mit denen sie im Wettbewerb stehen. <sup>[31]</sup> Diese Art von Dumping schadet langfristig allen Frauen, die mit Männern leben möchten. Und Männer müssen dadurch keine Konsequenzen tragen, wenn die Beziehung von Ungleichheit geprägt ist. So sind sie selten gezwungen, die Annahmen über den ihnen gebührenden Platz und ihre durch die Erziehung vermittelten Rechte infrage zu stellen. Sie können die Modalitäten der Beziehung definieren, und wenn eine Frau sie verlässt, können sie recht sicher sein, dass sie eine andere finden werden, die ihre Bedingungen akzeptiert. Im letzten Jahr unserer Ehe, die wir zum Ende hin geöffnet hatten, äußerte sich mein Mann über seine Affäre: »Es ist schwer auszuhalten, dass du dich über mich beschwerst, wenn sie [die andere Frau]

alles an mir toll findet und mir nie Vorwürfe macht.« Wenn ich in diesem Fall Dumping betrieben hätte, hätte ich meine Ansprüche neu verhandelt und mich mit meiner Unzufriedenheit abgefunden, um die Beziehung aufrechtzuerhalten. Diese psychologische Machtposition wird oft verschärft, wenn sich Männer in der finanziell stärkeren Position befinden, was in der überwiegenden Mehrheit der heterosexuellen Beziehungen der Fall ist. [32]

Das Opium des Patriarchats wirkt auch bei der Darstellung der Mutterschaft als die ultimative Erfüllung für alle Frauen. Eva Illouz denkt, dass die größere Bereitschaft der Frauen, sich an einen Mann zu binden und mit ihm exklusiven Sex zu haben, auf den stärkeren und dringenderen Wunsch nach Kindern zurückgeht. Viele Frauen, die sich auf einen Mann beschränken wollen und mit ihm eine langfristige Bindung anstreben, sind in Wirklichkeit stark von der Perspektive einer Familiengründung motiviert. Einen Partner zu suchen, gehört für diese Frauen zum Aufbau und zur Wahrnehmung ihrer reproduktiven Rolle. Doch auch wenn immer mehr Frauen keine Kinder haben wollen, lässt ihre Suche nach Liebe dadurch nicht unbedingt nach, auch wenn die Machtdynamik etwas abgeschwächt wird. [33] Doch es gibt auch einen gegenläufigen Trend: Gut ausgebildete, finanziell unabhängige Frauen aus der Mittelschicht verweigern sich dem Zwang, um jeden Preis einen Mann zu finden. Also trennen sie zunehmend die Mutterschaft von der Ehe (und jeglicher Art von Beziehungen mit Männern) und entscheiden sich für die Solo-Elternschaft. [34]

Die traditionelle patriarchale Männlichkeit brauchte eine Familie, um sich zu behaupten, indem sie über Kinder, Frauen, Hausangestellte, manchmal auch versklavte Menschen und Land herrschte. [35] Männlichkeit heute setzt dagegen auf psychologische Autonomie, sozialen Aufstieg und wirtschaftlichen Erfolg. Musste der *Pater familias* viele Kinder zeugen, um

seiner Rolle gerecht zu werden, lastet der Reproduktionsdruck heute vor allem auf den Frauen, die in der Familie ihre Bestimmung sehen. Wir haben es immer noch mit einem Mythos zu tun, der uns sagt, dass die Ehe vor allem Frauen zugutekommt. Diese Vorstellung wird einerseits durch die aufgeführte Skepsis der Männer gegenüber der Ehe, oder wenn sie bereits verheiratet sind, durch ihre regelmäßige Beschwerde darüber genährt, und andererseits durch die kulturelle Repräsentation der Frauen als sehnsüchtig nach der Ehe. <sup>[36]</sup> Viele männliche Comedians haben ihren Erfolg dadurch erreicht, sich selbstmitleidig über ihre Ehen und Ehefrauen zu beklagen. <sup>[37]</sup>

### **»Jeder kleine Junge träumt von seiner Hochzeit«**

Eva Illouz zufolge haben die Märchen und zeitgenössischen Erzählungen über die Liebe, wonach die Frau auf den Kuss und die Erlösung durch den Mann warten muss, um ihr Leben zu beginnen, die emotionale Abhängigkeit der Frauen und die daraus resultierenden Machtdynamiken zwischen Frauen und Männern verschärft. <sup>[38]</sup> Mädchen lernen, sich nach der Liebe und Aufmerksamkeit von Männern zu sehnen. Jungs lernen, ihre Unabhängigkeit und Freiheit zu schätzen und auszuleben. Während die Gedankenwelt der Frauen auf die Liebesbeziehung eingegrenzt wird, fühlen sich Männer durch die Liebe eingeengt und träumen heimlich davon, ihre Freiheit wieder-zugewinnen und aus dem ehelichen Rahmen auszubrechen. Viele Männer wollen vor ihrer Hochzeit oder vor dem ersten Kind »ein letztes Mal« ihre Freiheit genießen und träumen von einer langen Solo-Weltreise.

»Jeder kleine Junge träumt von seiner Hochzeit« klingt falsch, weil die Zwangsvorstellung der Hochzeit und der Liebe ein Phänomen ist, das vor

allem Frauen betrifft. Ich will damit nicht behaupten, dass Männer keinerlei Interesse an der Liebe und der Ehe haben und nicht heiraten wollen. Doch sie werden nicht dadurch definiert, ihr gesellschaftlicher Wert und Status werden nicht so stark von ihrer Identität als Väter und Ehemänner abhängig gemacht – worauf beispielsweise die bereits erwähnten Instagram-Bios hindeuten. Auch die deutsche Sprache entlarvt den unterschiedlichen Status von Unverheirateten je nach Geschlecht: Die veraltete Bezeichnung »Fräulein« (also kleine Frau) für ledige Frauen suggerierte, dass sie, bis sie verheiratet sind, keine vollständigen Frauen sind. »Herrlein« gibt es nicht, denn Männer benötigen weder Frau noch Ehe, um vollständig zu sein.

Das ultimative Ziel im Leben vieler heterosexueller Frauen ist es, ihren Prinzen zu finden – den sogenannten *Mr. Right*. Das bringt Frauen in ein Abhängigkeitsverhältnis, das sie die Vollständigkeit ihres Seins im männlichen Gegenüber suchen lässt. Durch die unermüdliche Suche der Frauen gewinnen Männer zusätzliche Macht. Sie entscheiden, ob, wann und wie sie ihre Partnerinnen ehelichen wollen, und Frauen sind in der passiven Rolle und warten, bis sie endlich »Ja« sagen können. Die Humoristin Ali Wong machte darüber einen Witz: »Wir waren seit vier Jahren zusammen, und ich hatte die Intuition, dass er bald den Antrag machen würde, weil ... ich ihn dazu gedrängt hatte.« <sup>[39]</sup> Es ist ziemlich verstörend, dass vor allem Männer von der heterosexuellen Ehe profitieren und Frauen eher dadurch benachteiligt werden und dennoch die Ehe als etwas dargestellt wird, wonach sich Frauen sehnen und vor dem sich Männer fürchten.

Heterosexuelle Frauen machen ihr Glück und Selbstwertgefühl zu oft von Männern abhängig. Sie erwarten, dass Männer sie vervollständigen, weil die Gesellschaft ihnen von klein auf vermittelt, dass sie Halbmenschen sind, die einer Ergänzung bedürfen. Viele Frauen geben dieser Dynamik nach und tappen in die Falle der emotionalen Abhängigkeit. Durch eine

solche Haltung verlieren Frauen individuell wie kollektiv an Macht, Selbstbestimmung und innerer Kraft. Indem heterosexuelle Frauen enorm viel Energie dafür aufbringen, die »wahre Liebe« zu finden, bestimmt diese Erwartung den Rhythmus ihres Lebens.

Als ich 17 Jahre alt war, saß ich entspannt zusammen mit meiner Tante, meiner Mutter und meiner Schwester auf dem Sofa und offenbarte: »Spätestens mit 22 bekomme ich ein Baby.« Meine Tante und meine Mutter lachten auf und nahmen mich nicht ernst. Ich hatte mit einer anderen Reaktion gerechnet und gedacht, sie würden mir besorgt in die Augen schauen, mich leicht an den Schultern schütteln und versuchen, mir ernsthaft davon abzuraten. Damals spielte ein Mann in meiner naiven Vorstellung eines Lebens als alleinerziehende Profitänzerin in Paris keine Rolle. Doch allmählich begann ich, meinen Kinderwunsch von Männern abhängig zu machen. Zwischen 20 und 26 Jahren bin ich viel allein gereist, habe in London, Berlin, Dar es Salaam, Nairobi, Quito und Phnom Penh gelebt. In dieser Zeit habe ich mich sehr frei und unabhängig gefühlt; dennoch hatte ich meinen Kinderwunsch stets im Hinterkopf und stellte komplizierte Kalkulationen an, um bei der Geburt meines ersten Kindes nicht älter zu sein als 28 – so alt war meine Mutter, als ich geboren wurde. Es war knapp, aber ich habe es fast geschafft, ausgenommen von den drei Jahren, in denen die Schwangerschaft auf sich warten ließ. Die Ehe war nicht so fest eingeplant wie die Kinder, aber sie hat das gesamte Bild abgerundet und war nötig für eine kostenfreie Kinderwunschbehandlung.

Es gibt im vagen Schlusssatz von Märchen »und sie lebten glücklich bis an ihr Lebensende« keine Information darüber, was in diesem Leben passieren soll. Die Geschichte endet hier. Ist es die Leere nach der Hochzeit, von der niemand spricht, die zu der Post-Hochzeitsdepression geführt hat, von der ich im Prolog gesprochen habe? Als wäre der Rausch

der Hochzeit das Lockmittel, das uns in die Falle der Ehe lockt. Das Opium des Patriarchats wird durch den tiefen Glauben verkörpert, dass heterosexuelle Liebe zu einem guten Leben führt, selbst wenn die heterosexuelle Beziehung und die daraus entstehende Kernfamilie in vielen Fällen als isolierend und deprimierend empfunden werden. Indem wir an der Verheißung dessen, was sich unweigerlich als enttäuschend entpuppt, festhalten, stecken wir psychologische Ressourcen in den Bestand der Heterosexualität, die die »Liebe« zu einem so mächtigen Instrument für die Aufrechterhaltung der patriarchalen Unterdrückung macht. Diese Sehnsucht habe ich am eigenen Leib erlebt: Ich glaubte so sehr an das gesellschaftliche Versprechen der heterosexuellen Liebe als die größte Erfüllung, dass es mir überaus schwerfiel, meine eigene Unzufriedenheit zu erkennen, als legitim zu betrachten und mich schließlich davon zu lösen.

Es ist hier wichtig zu erkennen, dass die Erzählungen und Bilder über die romantische Liebe uns anders prägen, je nachdem, ob wir als Mädchen oder Jungen sozialisiert wurden, aber nicht nur. Viele Menschen passen nicht ins archetypische Bild der romantischen Liebe. Menschen, die der als überlegen konstruierten Norm nicht entsprechen, werden von den hegemonialen Erzählungen über die Liebe weniger geprägt, weil sie davon ausgeschlossen wurden, etwa Menschen mit Behinderung und Menschen aus der LGBTQI+-Gemeinschaft. Heterosexuellen Menschen fällt es in der Regel leichter, sich mit dem kulturellen Skript zu identifizieren. Menschen dagegen, die sich der Heterosexualität und der binären Geschlechterordnung nicht unterwerfen können oder wollen, können sich nur bedingt oder gar nicht mit diesen heteronormativen Narrativen und Vorbildern identifizieren. Weil es keine alternativen Modelle gibt und durch die Reibung mit der Mehrheitsgesellschaft emotionale Dissonanz entsteht, führt das in den meisten Fällen zu einem *Awakening* <sup>[40]</sup> (oder Coming-out).

In diesem Prozess machen sich die eigenen Gefühle, Bestrebungen, Lebensentwürfe und das Begehren allmählich frei von den Erzählungen und Narrativen über die Liebe, die seit der Kindheit verinnerlicht wurden. Diese Entwicklung kann bei manchen Menschen kurz und unkompliziert verlaufen, sie kann aber auch langwierig, kompliziert und extrem schmerzhaft sein. Wenn die innere Stimme unvereinbar mit dem dominanten Lebensentwurf ist, löst dies Gefühle von Scham, Schuld, Unsicherheit und Orientierungslosigkeit aus. Genau das passierte während meiner Post-Hochzeitsdepression: Ich wurde mit der Tatsache konfrontiert, dass, egal wie sehr ich mich anstrenge, dieses Modell für mich nicht funktionieren würde, und dass ich mich da irgendwie herausquälen müsste. Meine Geschichte ist keineswegs eine individuelle Geschichte, sondern drückt ein strukturelles Problem aus, das von einer Gesellschaft geschaffen wird, die alternative Modelle und Lebensentwürfe jenseits der heterosexuellen Monogamie kaum duldet.

## 3 Die Übermacht der Paare

Die Kultur der Unterdrückung hat die romantische Beziehung zur allerwichtigsten Verbindung erhoben, obwohl die allerwichtigste Verbindung in Wirklichkeit natürlich die Gemeinschaft ist. <sup>[41]</sup>

*bell hooks*

In den letzten Jahrzehnten hat sich der Status der Ehe gewandelt: Gleichgeschlechtliche Paare dürfen heiraten, andererseits lassen sich Paare öfter scheiden als in früheren Generationen, und Patchwork-Familien sind mittlerweile gang und gäbe. Trotz dieser Veränderungen hat sich an der Erwartung, dass eine monogame Liebesbeziehung der Mittelpunkt ist, um den alle anderen Beziehungen kreisen sollten, nicht viel geändert. Liebe wird nach wie vor als ein Gefühl verstanden, das zwangsläufig in einer Zweierbeziehung entsteht. Schon in der Antike deutete Plato die erotische Begierde als Ausdruck des Strebens der halbierten Menschen nach Wiedervereinigung mit der jeweils fehlenden Hälfte, nachdem Zeus die Menschen für ihren Übermut bestraft und in zwei Teile geschnitten hatte. <sup>[42]</sup>

Heute bezeichnen viele Menschen die\*den Partner\*in als »meine bessere Hälfte«. In vielen Teilen der Welt gibt es eine dazu passende Volksweisheit: Jeder Topf findet seinen Deckel, jeder Fuß findet seinen Schuh, jede Orange

hat ihre Hälfte – aus zwei Menschen wird eins. Einmaligkeit, Prädestination, Langlebigkeit, Verschmelzung beschreiben Traumpaarbeziehungen. Wenn die Hälfte zum ganzen Ich fehlt, verliert das Leben seinen Sinn. Die Idee der Komplementarität begünstigt deshalb Gefühle von Mangel und Defizit, vor allem bei Frauen. Denn als die »Unterlegenen« profitieren vor allem sie von dieser Kompletterung.

Eine verzehrende romantische und sexuelle Leidenschaft ist das Hauptmerkmal der monogamen romantischen Liebe in der westlichen Kultur, aus der sich im Idealfall eine monogame Partnerschaft und Ehe mit Kindern herausbildet. Die romantische Liebe hat sich nach der industriellen Revolution zu einem zentralen Aspekt des individuellen Glücks entwickelt, der Ehe kam somit eine neue Bedeutung und Qualität zu, sie sollte lebenslange emotionale, intellektuelle und sexuelle Erfüllung bieten. Der romantischen Liebe wurde dadurch ein sakraler Charakter verliehen, und die Ehe wurde an die Spitze der Hierarchie der menschlichen Beziehungen katapultiert.

Exklusive, romantische Beziehungen sollten einen zentralen Platz im Leben eines jeden Menschen einnehmen, und die Suche nach einer solchen Beziehung wurde als universelles und naturgegebenes Ziel gesehen. Die Bevorzugung dieser zentralen Beziehung gegenüber anderen emotionalen Verbindungen hat einen Namen: Amatonormativität – von *amatus*, dem lateinischen Wort für »geliebt«, und »Normativität«, die gesellschaftliche Norm. Die Philosophin Elizabeth Brake prägte den Begriff und beschreibt damit die weit verbreitete Annahme, dass es jedem Menschen in einer exklusiven, romantischen, langfristigen Paarbeziehung besser geht, und dass jede\*r eine solche Beziehung anstreben sollte, meist in der Form der Ehe. Amatonormativität äußert sich in Sitten und Regeln, die von der Allgemeinheit akzeptiert werden. Zum Beispiel, dass bei einer Einladung zu

einer Hochzeit oder einem anderen formalen Event der\*die Partner\*in mitgebracht wird, nicht der\*die beste\*n Freund\*in. Es bedeutet auch, dass die Freund\*innen und Familien von Singles alles daransetzen müssen, eine\*n potenzielle\*n Partner\*in für sie oder ihn zu finden – da gemeinhin geglaubt wird, dass Singles in einer Beziehung automatisch glücklicher wären. Zwar sind viele Menschen in monogamen Partnerschaften glücklich – doch problematisch ist die Behauptung, dass *alle* Menschen in einer monogamen Partnerschaft glücklicher wären und dass dieses Beziehungsmodell ohne Wenn und Aber als besser, erfüllender, »normaler« betrachtet wird. Die Amatonormativität führt dazu, dass Lebensphasen als Single zwar gesellschaftlich akzeptiert sind, aber nur, wenn man währenddessen immer nach der romantischen Liebe zu zweit strebt. Man muss sich danach sehnen, nach dem Pendant suchen, bis man es findet. Die romantische Liebe muss etwas sein, das immer am Horizont unseres Lebens steht, ein ultimatives Ziel. Die Amatonormativität wird gestützt und vollzogen durch ihre rechtliche und institutionelle Rahmung, die Ehe. Dass ein Bereich der menschlichen Erfahrung, der so komplex und vielfältig ist wie die Liebe, derart eingeeignet wird, um in einen vordefinierten und rigiden Rahmen zu passen, sollte uns alle stören. Wir nehmen die gesellschaftliche, politische und staatliche Kontrolle über die Sphäre der romantischen Liebe als selbstverständlich an, aber sie ist übergriffig und negiert die Komplexität der Liebe.

### **Langlebigkeit ist alles**

Beendete Liebesbeziehungen werden landläufig als »gescheitert« betrachtet, als wäre Langlebigkeit das Ziel, und nicht das, was innerhalb dieser Beziehung erlebt, gelernt und empfunden wurde. Eine Beziehung gilt

automatisch als erfolgreich und erfüllt, wenn das Paar ein Leben lang zusammenbleibt. Die Jubiläumsfeiern der Silbernen oder Goldenen Hochzeit gemahnen daran, dass die Quantität der Ehejahre zählt, nicht die Qualität. Meine Großeltern mütterlicherseits sind seit 72 Jahren verheiratet und werden allein deswegen von der gesamten Familie geehrt, gefeiert und bewundert. Ich wollte von meiner Großmutter, die ihren Mann noch immer über alles liebt und ihrer vorgeschriebenen Rolle als aufopfernde Ehefrau und Mutter stets treu geblieben ist, wissen, ob sie meinen Opa jemals verlassen wollte. »Ach, weißt du«, antwortete sie mir, »in unserer Zeit war das keine Option. Wenn schwierige Zeiten kamen, musste ich einfach durch.«

Mich verstört die Hochachtung vor alten Paaren, weil die politische, finanzielle und soziale Abhängigkeit der Frauen ausgeblendet und verharmlost wird. Sie hatten de facto kaum die Möglichkeit, sich zu trennen. Durch die Amatonormativität und das Gebot der Langlebigkeit interpretieren wir das Engagement innerhalb einer Beziehung als moralischen Imperativ: Wir sollten *alles* tun, damit die Beziehung bis zum Tod hält. In vielen Fällen heißt das, stoisch zu sein und die Wut, den Frust und die Unzufriedenheit zu verdrängen, um den Frieden zu bewahren – und die Beziehung zu retten. Wenn wir romantische Bindungen über alles andere stellen, sind wir eher bereit, ein Verhalten zu akzeptieren, das wir bei anderen Menschen, etwa Freund\*innen, nicht tolerieren würden. Wenn ich meine Großeltern als Paar beobachte, sehe ich viel Liebe, aber auch eine gewisse Form von Gefangenschaft und Wahllosigkeit. Meine Großmutter tut mir vor allem leid, weil sie sich mit der mangelnden emotionalen Bindung und der finanziellen und materiellen Abhängigkeit von ihrem Mann abfinden musste. Bis heute bereut sie es, ein Leben lang Hausfrau

gewesen zu sein, nie ihr eigenes Restaurant eröffnet und somit eigenes Geld verdient zu haben. Mein Großvater sträubte sich stets dagegen.

Wie normativ die Verschmelzung und die Langlebigkeit von Paarbeziehungen sind, zeigt sich auch am Ausdruck »sein Leben neu beginnen«, <sup>[43]</sup> wenn eine Person eine neue Beziehung anfängt, nachdem sie sich von einem\*r langfristigen Partner\*in getrennt hat. Als würde das Leben erst mit der nächsten Beziehung wieder beginnen. Haben etwa Menschen, die noch nie in langfristigen Beziehungen waren, kein Leben? Oder pausiert unser Leben, wenn wir Single sind? Wird damit behauptet, dass je länger die Beziehung, desto reicher und lebenswerter das Leben? Die Qualität der Beziehung, die Tiefe der emotionalen Bindung und die Authentizität der Liebe werden an der Langlebigkeit der Beziehung gemessen. Beziehungen, die einige Wochen oder Monate halten, werden gerne als irrelevant und bedeutungslos abgetan. Sie werden manchmal sogar als »Zeitverschwendung« in Verruf gebracht, als hätten diese Beziehungen Zeit von der »richtigen« Person gestohlen – »der Frau« oder »dem Mann« »meines Lebens«. Das ist falsch, denn jede Beziehung erfüllt eine Rolle im Leben, nicht nur die Beziehung, die am längsten dauert oder zu Ehe und Kindern führt. Jede Person kann die richtige Person im richtigen Moment sein. In meinem Leben haben sieben Beziehungen eine wichtige Rolle gespielt, und sie dauerten zwischen vier Monaten und neun Jahren. Durch jede dieser Beziehungen habe ich viel gelernt, Liebe erfahren dürfen, auch Schmerz, und jede einzelne Beziehung (auch die, die ich heute als »toxisch« oder dysfunktional beschreiben würde) hat mich mehr die Person werden lassen, die ich heute bin. Bei keiner von diesen Beziehungen würde ich sagen, dass sie Zeitverschwendung war – sie hatten alle ihren Sinn und Zweck. Einige dieser Beziehungen hätte ich früher beenden sollen, aber es fiel mir schwer, weil das Single-Leben mir jedes Mal Angst machte. Die

Amatonormativität und negative Repräsentation von Singles verleiten viele Menschen dazu, in ihrer Beziehung zu bleiben, auch wenn sie ohne romantische Zweierbeziehung wahrscheinlich glücklicher wären. Viele Paare haben sich innerlich schon getrennt, bleiben aber weiterhin zusammen, aufgrund von sozialem Druck und finanzieller Abhängigkeit.

Die monogame heterosexuelle Paarbeziehung und insbesondere die Ehe schafft einen scheinbar exklusiven Raum der emotionalen und körperlichen Intimität, der Bindung und der Unterstützung. Wie eine Blase, die von außen nur bedingt zugänglich ist. Viele Paare finden es schwierig, eigene Interessen und Freundeskreise unabhängig von der Beziehung zu entwickeln und zu pflegen. Deshalb sind auch Freundschaften zwischen mehreren Paaren sehr typisch. Diese sind oft entlang einer klaren Geschlechtertrennung organisiert. Die Frauen und Männer bleiben jeweils unter sich, und im Umgang zeigt sich eine gewisse Distanz zwischen den Geschlechtern. Ich denke da an alltägliche Szenen wie diese: Die beiden Männer sitzen beim Ausflug vorne im Auto und die Frauen hinten, oder beim Grillen quatschen alle Frauen zusammen in der Küche und die Männer stehen Bier trinkend ums Feuer. In solchen Gruppen ist der Druck enorm, zusammenzubleiben, denn eine Trennung bedeutet oft die Auflösung des sozialen Umfelds. Die beendete Beziehung lässt einen nicht nur am Verlust des geliebten Menschen leiden, sondern auch am Verlust des sozialen Status und des Freundeskreises. Singles sind in solchen Gruppen nicht verboten, aber sie brechen das Gleichgewicht und mit einem gesellschaftlichen Bild – und halten das meistens nicht aus. Nicht selten werden Freundschaften geopfert, wenn sie in dieses Bild nicht reinpassen, zum Beispiel die Single-Freundin, die zum Dinner oder gemeinsamen Urlaub nicht mehr eingeladen wird, weil es sonst nur Pärchen gibt. Oder der Freund\*innenkreis muss sich nach der Trennung für eine\*n Partner\*in

entscheiden, die hoffentlich bald einen neuen Anhang mitbringen wird, um das Gleichgewicht zu bewahren. Eine Beziehung zu beenden, wenn sich die ganze Welt um die eine Person dreht und das soziale Umfeld um die Paarkonstellation herum organisiert wurde, fällt äußerst schwer. Sich regelmäßig zu fragen »wer bin ich ohne meine\*n Partner\*in?«, hilft, emotionale und soziale Abhängigkeit zu vermeiden. Wer nicht automatisch die romantische Beziehung bevorzugt, kann sich ein reiches emotionales Leben aufbauen, das auf mehrere Bindungen verteilt ist. Im Falle einer Trennung stellt sich nicht zwangsläufig das Gefühl ein, »alles« verloren zu haben.

John Welwood schreibt in seinem Buch *Journey of the Heart: The Path of Conscious Love* : »Der Traum, dass die Liebe uns retten wird [...], sorgt nur dafür, dass wir in einem Wunschdenken gefangen bleiben, das die wahre Macht der Liebe untergräbt – ihre Kraft, uns zu verändern.« <sup>[44]</sup> Wir können in romantischen Partnerschaften wachsen, aber auch allein, in Freundschaften und anderen Formen von Beziehungen. In langjährigen Beziehungen zusammen zu wachsen, verlangt eine stetige emotionale Arbeit, die belastend sein kann, wenn sie nur von einer Person geleistet wird.

Wahre Liebe führt nicht immer zu einer langen, exklusiven romantischen Beziehung. Nicht alle Beziehungen müssen langlebig sein, und ich wünsche allen die Weisheit, zu erkennen, wann die gemeinsame Zeit vorbei ist, und nicht an einer Beziehung festzuhalten, die losgelassen werden muss. Menschen kommen und gehen, Liebe kommt und geht. <sup>[45]</sup> Warum sollten wir gegen diese Zyklen kämpfen? Anaïs Nin schreibt: »Das Leben ist ein Prozess des Werdens, eine Verbindung von Zuständen, die wir durchlaufen müssen. Das Versagen der Menschen liegt darin, dass sie den Wunsch haben, einen Zustand zu wählen und darin zu verbleiben. Das ist

eine Art Tod.« <sup>[46]</sup> Die Ehe beruht auf der Idee, dass ein Zustand sich nicht ändern sollte. Mein Onkel steuerte dazu einen Spruch bei, den ich äußerst treffend finde: »Die Tragödie der Ehe ist, dass Männer Frauen heiraten in der Hoffnung, dass sie so bleiben, wie sie sind – und sie ändern sich. Und Frauen heiraten Männer in der Hoffnung, dass sie sich ändern – und sie verändern sich nicht.«

### **Freundschaften, diese großen Liebesgeschichten**

ich will eine welt, in der freundschaft als romantisch gilt [...] ich will eine bewegung, die für beziehungen aller arten kämpft, nicht nur für die sexuellen. ich will tausende lieder und filme und gedichte über die intimität zwischen freund\*innen. ich will eine welt, in der unser wert nicht von unserer attraktivität abhängt, unsere sicherheit nicht von unserer monogamie und unsere familie nicht von unserer biologie.

*Alok Veid-Menon* <sup>[47]</sup>

Die Institution der Ehe kann nur aufrechterhalten werden, indem die Paarbeziehung als wichtigste zwischenmenschliche Beziehung gefördert und forciert wird. Romantische und sexuelle Partnerschaften werden so hoch bewertet, dass der Begriff »Beziehung« in der Regel mit »romantischer Zweierbeziehung« gleichgesetzt wird. Andere Beziehungen werden der romantischen Liebe und der Ehe geopfert und auf den zweiten Platz verwiesen. Dabei können verschiedene Formen der Liebe nebeneinander bestehen und müssen nicht zwingend hierarchisiert werden. Warum sollte ich meine Partnerin über meine Schwester oder meinen besten Freund stellen?

Freundschaften im Erwachsenenalter sind weit unterschätzt. Sie werden bis ungefähr Mitte zwanzig als wichtig für die emotionale und psychologische Entwicklung bewertet. Ab Ende zwanzig wird davon ausgegangen, dass feste romantische Beziehungen alle emotionalen Bedürfnisse erfüllen sollten, inklusive derjenigen, die bisher durch Freund\*innen erfüllt wurden. Das führt dazu, dass Liebesbeziehungen völlig überfrachtet werden und Singles auf der Suche sind nach dem einen Menschen, mit dem sie wirklich alles teilen können: Das geht von Werten und Interessen über Träume und Perspektiven bis hin zu gemeinsamen Hobbys oder sexuellen Vorlieben – statt die Bedürfnisse auf verschiedene Säulen zu verteilen. Wenn Menschen eine Paarbeziehung eingehen, wird weithin akzeptiert, dass diese Beziehung die wichtigste wird und Freundschaften ab sofort weniger Raum einnehmen werden. Doch Freund\*innen sind auch im erwachsenen Alter von unschätzbarem Wert. Meine Freundschaften sind sogar große Liebesgeschichten für mich. Durch sie habe ich Großzügigkeit, Fürsorge, Empathie, emotionale Tiefe, Freude, Heilung und Liebe erfahren, aber auch gelernt, mit schwierigen Gefühlen wie Neid und Eifersucht umzugehen. Anstatt fast alles auf eine einzige Person zu setzen, können wir gleichermaßen mehrere Bindungen pflegen. Wenn uns das gelingt, können diese Beziehungen genauso unerlässlich wie die romantische Bindung werden.

Wenn die ganze Energie darauf verwendet wird, die »richtige« Person zu finden, und schließlich die ganze Aufmerksamkeit dieser ausgewählten geliebten Person gewidmet wird, werden Freundschaften zwangsläufig geschwächt. Feste Liebesbeziehungen gleiten viel schneller in die Co-Abhängigkeit, wenn der als primär betrachteten Bindung die ganze Energie geschenkt wird. bell hooks warnt in ihrem Buch *Alles über Liebe* vor dem exklusiven Verständnis der Liebe als romantische Bindung. Wir alle können

ein tiefes und reiches Liebesleben entwickeln, das nicht von einer Person abhängig ist, sondern sich auf mehrere tiefe Bindungen erstreckt – platonisch, romantisch, familiär, freundschaftlich und/oder sexuell. Eine Studie ergab, dass Menschen, die sich für die Regulierung ihrer Emotionen nicht auf eine einzige Person verlassen, sondern auf verschiedene Personen (zum Beispiel unterschiedliche Beziehungen zur Aufmunterung bei Traurigkeit oder zur Linderung von Ängsten), ein höheres Wohlbefinden aufweisen als Menschen mit einer ähnlichen Anzahl enger Beziehungen, die ihre Bedürfnisse zur Emotionsregulierung jedoch auf eine Person, meistens ihre\*n Partner\*in, konzentrieren. <sup>[48]</sup>

Die schwedische Feministin Andie Nordgren, die 2006 den Begriff »Relationship Anarchy« prägte, schreibt: »Liebe gibt es im Überfluss.« Sie sei keine »begrenzte Ressource, die nur echt sein kann, wenn sie auf ein Paar beschränkt ist«. <sup>[49]</sup> Liebe sollte kein Gegenstand von Protektionismus sein. Die Erweiterung der Liebe auf mehrere Menschen schwächt sie nicht ab, sondern stärkt sie. Eltern mehrerer Kinder können das bestimmt bestätigen. Wann haben wir gelernt, dass Liebe einer einzigen Person vorbehalten werden sollte? Eine Beziehungsanarchie im Sinne Nordgrens bedeutet, dass Beziehungen keiner definierten Hierarchie unterliegen sollten. Stattdessen wird versucht, die Rangordnung mit der romantischen Liebe an der Spitze aufzubrechen. Die erste Person, die mir in diesem Zusammenhang einfällt, ist meine Mutter. Sie würde sich selbst niemals als Anarchistin bezeichnen, aber die Art und Weise, wie sie sich vom sozialen Beziehungsdruck befreit hat, entspricht dieser Lebenseinstellung. Nach der Trennung von meinem Vater, und obwohl sie als junge Frau eine langzeitige lesbische Beziehung hatte, versuchten meine Tanten und viele ihrer Freundinnen, sie wieder mit einem Mann zu verkuppeln. Sie lehnte alle Versuche ab und sagte entschieden, dass sie allein bleiben möchte – trotz

der Schwierigkeiten als alleinerziehende Krankenschwester. Sie hatte in den 24 Jahren nach der Trennung von meinem Vater ein paar feste romantische Beziehungen, aber sie hat ihre Freundschaften stets priorisiert und darauf bestanden, weiter allein zu leben und nicht mit ihrem Partner zusammenzuziehen. Mittlerweile ist sie wieder Single und glücklich damit. Meine Mutter tat mir oft leid, weil sie »allein« war, und auch ich versuchte regelmäßig sie zu überzeugen, dass es besser wäre, wenn sie jemanden hätte. »Ich bin nicht allein«, sagte sie dann stets souverän. »Ich bin von so viel Liebe umgeben, viel mehr, als du dir vorstellen kannst.« Der Gedanke inspiriert mich heute sehr, denn für viele Menschen ist die ersehnte »große Liebe« schon da, in uns selbst, in unserer Community, in Freundschaften, und wartet nur darauf, genährt zu werden.

In ihrem Artikel *»What if friendship, not marriage, was the center of life?«* beschreibt die Autorin Rhaina Cohen sogenannte queerplatonische Freundschaften, die in Bereiche vordringen, die normalerweise romantischen Partnerschaften vorbehalten sind. Freund\*innen leben in Häusern, die sie zusammen gekauft haben, ziehen die Kinder miteinander auf, benutzen gemeinsame Kreditkarten und erteilen sich gegenseitig medizinische und rechtliche Vollmachten. Diese Freundschaften weisen viele der Merkmale einer romantischen Beziehung auf, nur eben ohne Sex. Trotz der intensiven Hingabe in diesen Freundschaften gibt es keine eindeutige Kategorie für sie. Die scheinbar offensichtliche Bezeichnung »beste Freundin« oder »bester Freund« empfinden viele als Abschwächung. Einige vergleichen sich mit Geschwistern, andere mit romantischen Partner\*innen. Menschen, die Freundschaften in den Mittelpunkt ihres Lebens stellen, haben oft das Gefühl, dass ihre wichtigsten Beziehungen für andere unverständlich sind. <sup>[50]</sup> Solche Freundschaften haben das Potenzial, unsere Vorstellungen von Intimität und Fürsorge zu erweitern. Ein schwuler

Freund von mir führt eine solche Beziehung mit einer lesbischen Frau, was in ihrem Umfeld zu Verwirrung führt.

Und auch ich selbst habe mich mit einem solchen Modell beschäftigt, als meine enge Freundin Alima sich vor ein paar Jahren ein drittes Kind wünschte. Ihr Partner wollte keine weiteren Kinder haben und machte seine Entscheidung durch eine Vasektomie endgültig. Ich war selbst in einer glücklichen Beziehung ohne gemeinsamen Kinderwunsch. Ich hatte mich von der Idee eines weiteren Kindes schon verabschiedet, als Alima mir vorschlug, zusammen ein Kind großzuziehen. Wir würden jeweils unsere Beziehungen fortführen, unsere Partner\*innen wären im Leben des Kindes in irgendeiner Weise einbezogen, aber wir beide wären die Hauptbezugspersonen für das Kind. Alima und ich hatten damals diese Art Freundschaft, die als platonische Liebe bezeichnet werden könnte. Wir waren mehr als Freundinnen, fast wie Schwestern, aber doch anders. Die Vorstellung eines gemeinsamen Kindes hat uns beide lange beschäftigt und viel Freude gemacht. Wir merkten dabei auch, dass unser Leben komplexer werden würde, als wenn wir unsere Idee innerhalb einer romantischen monogamen Partnerschaft umsetzen würden. Wir hatten kein Modell, keine Repräsentation, auch kein Skript zur Verfügung, das zu unserer Konstellation gepasst hätte. Wir mussten alles neu denken und erfinden, was uns einerseits viel Freiheit gegeben und andererseits verunsichert hat. Wir würden nicht dieselbe rechtliche Absicherung und finanziellen Vorteile genießen wie heterosexuelle monogame Paare mit Kindern. Die Reaktionen aus dem direkten Umfeld waren auch skeptisch. Meine Schwester warnte: »Es ist unsinnig! Du kennst sie erst seit zwei Jahren!« Wäre ich seit zwei Jahren in einer monogamen heterosexuellen Beziehung, hätte sie den Kinderwunsch wohl nicht als »unsinnig« abgestempelt. Die Norm hält Unsicherheit und Risiken aus – bei Alternativmodellen werden sie nicht

geduldet. Wir haben die Idee letztlich ad acta gelegt, weil unsere Freundschaft gekriselt hat, aber es war eine gute Übung im revolutionären Denken. Dass unsere Freundschaft in die Brüche gegangen ist, sollte kein Grund sein, den gesamten Entwurf von Elternschaft unter Freund\*innen zu verwerfen. Heterosexuelle Paare trennen sich täglich, dennoch wird an dieser Konstellation für gemeinsamen Nachwuchs selten gezweifelt.

Dass der gesetzliche Schutzrahmen für Elternschaft selektiv angewendet wird, ist problematisch, weil dadurch die Liebe und Fürsorge für Kinder, die außerhalb der Ehe gelebt werden, unsichtbar gemacht werden. Das Unsichtbarmachen, die Stigmatisierung und Diskriminierung von Menschen, die jenseits der heterosexuellen Monogamie leben – nicht nur Singles, sondern auch asexuelle und aromantische Menschen <sup>[51]</sup> –, wird durch die Institution der Ehe verstärkt. Weil Beziehungen jenseits der Ehe und der Kernfamilie rechtlich nicht vorgesehen sind, werden Liebe und Fürsorge in anderen nichtehelichen Beziehungen delegitimiert. <sup>[52]</sup> Dass gesellschaftliche Normen infrage gestellt und die Definition von Liebesbeziehungen erweitert werden, ist schwer vorstellbar, weil es so *natürlich* ist, die Paarbeziehung als zentral zu betrachten. Ich will damit nicht die Paarbeziehung stigmatisieren, sondern alternative Lebensentwürfe als gleichwertig betrachten.

Was würde passieren, wenn wir die Familien vorbehaltene Bindung ausdehnen würden auf die Freundschaften und Communitys, auf die Gemeinschaft? Doch es gibt eine gesellschaftliche Skepsis, ja sogar Angst vor tiefen Verbindungen außerhalb der Paarbeziehung und der Kernfamilie, weil sie eine Bedrohung für das kapitalistisch-patriarchale Machtgefüge darstellen. Befreiungsbewegungen, die die Macht regelmäßig zum Zerbröckeln bringen – wie der Feminismus, die antirassistische, antikapitalistische, antikoloniale und Umweltgerechtigkeitsbewegung –

basieren genau auf solchen Allianzen, Bündnissen und Gemeinschaftsbanden. Nicht nur sind sie weniger kontrollierbar als kleine Einheiten von jeweils zwei Menschen, sondern die heterosexuelle Paarbeziehung hält die genannten Hierarchien aufrecht. Stellen wir uns vor, wie unsere Gesellschaft aussehen würde, wenn wir das Versprechen von Fürsorge, Liebe, Zuwendung und Treue nicht einer Person vorbehalten würden, sondern diese mit mehreren Personen austauschten. Es wäre revolutionär in einer patriarchalen Gesellschaft, wo Männer die emotionale und fürsorgliche Arbeit der Frauen vereinnahmen.

## 4 »Es ist besser für die Kinder ...«

Vor einiger Zeit traf ich Renate, die Mutter einer guten Freundin, und wir kamen ins Plaudern über meine Kindheit. Als ich erwähnte, dass meine Eltern sich hatten scheiden lassen, fragte sie mit einem intensiven Blick: »Ach, das ist aber wirklich doof für dich und deine Geschwister gewesen, oder?« Sie suchte dadurch Bestätigung und wollte nur eine einzige Antwort hören: »Ja, es war wirklich schlimm. (Gut, dass Sie noch mit Ihrem Mann verheiratet sind.)« Hätte ich gesagt: »Nein, es war gar nicht schlimm«, hätte sie bestimmt nachgehakt und versucht, mich vom Gegenteil zu überzeugen. Renate hat fünf Kinder in einem großen Einfamilienhaus in einer kleinen westdeutschen Stadt großgezogen. Sie kümmerte sich Vollzeit um die Kinder, während ihr Ehemann in seiner erfolgreichen Anwaltskanzlei gutes Geld verdiente, um seiner Familie einen sehr wohlhabenden Lebensstil zu sichern. Am selben Tag erzählte mir Renate, dass – auch wenn sie eine Trennung durchaus erwogen hatte – sie den Schritt nie vollzogen hätte, »wegen der Kinder«.<sup>[53]</sup>

Die heterosexuelle Kernfamilie, bevorzugt innerhalb einer Ehe, wird als die einzig gesunde Konstellation für die Erziehung von Kindern betrachtet. Dieses Modell gilt weithin als das *Beste* für die optimale geistige und psychologische Entwicklung der Kinder. Deswegen bleiben viele Paare

zusammen – »für die Kinder«, – als wäre die normgerechte Zusammensetzung der Bezugspersonen allein für das Wohlergehen der Kinder hinreichend. Nicht zufällig ist die Familienkonstellation eines der Hauptkriterien, um den Zugang zu Adoptionen zu regeln. Ein heterosexuelles Paar mit oder ohne Kinder wird nach wie vor als die bestmögliche Familienform für Adoptivkinder betrachtet. Singles und gleichgeschlechtliche Paare haben bis heute, auch wenn es in den letzten Jahren kleine Fortschritte gab, viel schlechtere Chancen, ein Kind zu adoptieren, und das liegt auch an der Geschichte der BRD. In der Nachkriegszeit verloren die patriarchale Familie und die männliche Dominanz nicht an Bedeutung. In der Ära Adenauer gab es bei der »Diskussion über die Stellung der Frau und die Struktur der Familie [...] wenig Raum für Experimente irgendwelcher Art«. In den 1950er-Jahren hat es einen breiten Konsens gegeben, dass die Familie »Erneuerung und Schutz, nicht die Konfrontation mit neuen Entwürfen« verdiene. <sup>[54]</sup> Dass die elterlichen Rechte von lesbischen Müttern bis heute nicht anerkannt werden, muss als Fortführung einer patriarchalen Ordnung verstanden werden. <sup>[55]</sup>

Die Kernfamilie ist eine noch recht junge Form der sozialen Organisation weltweit. Das dichte Cluster von vielen Geschwistern und erweiterter Verwandtschaft wurde zu immer kleineren Einheiten fragmentiert. Dadurch hat die Kernfamilie seit der industriellen Revolution einen Aufschwung genommen und sich allmählich als Hauptmodell im globalen Norden etabliert. Diese Struktur, in der der Lohn des Mannes die unbezahlte Care-Arbeit seiner Frau subventioniert, <sup>[56]</sup> hat sich zu einer privatisierten und subventionierten Einheit innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft entwickelt. Doch in Zeiten, in denen ein einziger Lohn – selbst der eines weißen Mannes – in vielen Fällen nicht ausreicht, um die

Grundbedürfnisse einer Familie zu decken, funktioniert dieses Modell für die meisten Familien nicht mehr. Da Frauen zusätzlich zur Berufstätigkeit noch immer für die unbezahlte Care-Arbeit verantwortlich gemacht werden, kommt es bei ihnen zu einer Mehrfachbelastung und einem großen Mental Load.

### **Pater Familias: Die Macht der Väter**

Im 1804 erlassenen Napoleonischen Gesetzbuch stand, »das Kind gehört dem Ehemann der Frau, wie der Apfel dem Besitzer des Apfelbaums gehört. [...] Die Frau wird dem Mann gegeben, damit sie ihm Kinder zeugt; sie ist sein Eigentum, wie der Obstbaum das Eigentum des Gärtners ist«. <sup>[57]</sup> Die Frau, ihre Organe und die von ihr geborenen Kinder sind das Eigentum des Mannes, daher kann er mit ihnen tun, was er will, so Napoleon. Das Napoleonische Gesetzbuch war das erste moderne Gesetzbuch mit gesamteuropäischem Geltungsbereich, und es hat das Recht vieler Länder, die während und nach den napoleonischen Kriegen gegründet wurden, einschließlich Deutschlands, bis heute stark beeinflusst. Napoleon formulierte in klaren Worten die Hierarchie, die dem globalen Patriarchat zugrunde liegt. »Vater« zu sein, ist keine neutrale, rein deskriptive Rolle, sondern eine gesellschaftliche Position. Sie verleiht eine Macht, die als beinahe sakral und göttlich beschrieben werden könnte. *Der Vater ist Gott und sein Vertreter der Papst.* Sie sind prägende Figuren der Macht und somit wichtige Scheitelsteine der gesamten sozialen Ordnung, <sup>[58]</sup> die auf der Ehe und der Kernfamilie mit einem Pater familias an der Spitze basiert. <sup>[59]</sup> Das Ende der Ehe bedeutet zugleich, die Übermacht des Vaters – des Patriarchen – abzuschaffen und somit das Zerbröckeln der patriarchalen

Macht. Deshalb muss das Modell des Pater familias ein für alle Mal aussortiert werden.

Stellen Kinder die Frage »wie werden Babys gemacht?«, wird bis heute meist geantwortet: »Der Papa macht seinen Samen in den Bauch der Mama, und daraus entsteht ein Baby.« So gesehen ist das Baby der Besitz des Vaters: Sein Samen wächst im Bauch der Mutter, die lediglich ein passiver Behälter ist. Die Tatsache, dass sich diese biologisch falsche Darstellung der Fortpflanzung bis heute durchgesetzt hat, ist bezeichnend. Sperma ist nämlich tatsächlich kein Samen. »Sperma« bedeutet im Griechischen »Nachkomme«, »Spross«, »Keim«, »Saatgut« – und das männliche Ejakulat ist das nicht, bemerkt die Feministin Antje Schrupp. Das Ejakulat enthält keinen Samen, sondern lediglich Keimzellen, die nur in Verbindung mit einer anderen Keimzelle den Embryo erzeugen kann, der eigentlich das »Sperma« ist – nicht das Ejakulat des Mannes. <sup>[60]</sup> Dieser Unterschied ist nicht trivial, sondern ausschlaggebend. Die herkömmliche Sicht erlaubte es Männern, sich eine übergeordnete Rolle in der Fortpflanzung zuzuweisen und die Rolle der Frauen auf die eines Behälters zu reduzieren. So sah es auch Napoleon, und er bewirkte mit seinen Gesetzen die Aneignung der Frauenkörper und ihre Verankerung im Recht. Die Ehe institutionalisierte diesen Prozess und sorgte dafür, dass Frauen und Kinder bis vor nicht allzu langer Zeit auf den Status von Objekten und Untertanen reduziert wurden.

Die väterliche Autorität ist ein patriarchales Konzept, das durch die Ehe und die Übermacht der Kernfamilie festgeschrieben wurde. Bis Ende der 1950er-Jahre sah in der Bundesrepublik das Bürgerliche Gesetzbuch vor, dass in Erziehungsfragen der Vater das letzte Wort habe, und dass die Vertretung des minderjährigen Kindes allein ihm zustehe. <sup>[61]</sup> Erst seit 1959 sind Mütter Vätern gleichgestellt in Sachen elterliche Autorität. <sup>[62]</sup> Der Widerstand war groß seitens konservativer Männer, die darin einen Versuch

sahen, »die vaterlose Gesellschaft als Leitidol zu etablieren«. Den Richtern wurde unterstellt, sich einer Argumentation zu bedienen, die den Geist »verstaubte[r] Geltungskämpfe aus der Ära der Suffragetten« atme, anstatt die Familie als »Keimzelle aller irdischen Gemeinschaft« zu schützen. <sup>[63]</sup> 1963 führte der Freud'sche Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich in seinem Buch *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft* gesellschaftliche Konflikte, neurotische Verhaltensweisen wie Indifferenz dem Mitmenschen gegenüber, Aggressivität, Destruktivität und Angst auf den vermeintlichen Zerfall der väterlichen Autorität zurück. <sup>[64]</sup>

Die Kernfamilie, wie wir sie heute kennen, geht direkt auf das Patriarchat zurück und ist der Ort, an dem patriarchale Gewalt am häufigsten und am massivsten ausgeübt wird: Der Großteil von Kindesmissbrauch sowie -vergewaltigung findet innerhalb der Familie statt. In jeder Schulklasse sitzen ein bis zwei betroffene Kinder. In 82 Prozent der Fälle sind Eltern oder Familienangehörige am Missbrauch beteiligt – überwiegend Männer. Lediglich 1 Prozent aller Fälle wird den Jugendämtern oder Ermittlungsbehörden bekannt. <sup>[65]</sup> Auf der Website des Bundeskriminalamtes sind aber, außer zu Kinderpornografie, keine Zahlen und Informationen zu finden. Die Polizei und die Justiz bleiben weitgehend untätig, die meisten Anzeigen werden eingestellt. Das liegt einerseits an der Schwierigkeit, Pädokriminalität <sup>[66]</sup> zu beweisen, weil die betroffenen Kinder psychisch manipuliert werden, andererseits an einer patriarchalen Kultur, die Kinder nicht wie Menschen, sondern wie Objekte behandelt, über die Eltern ungehemmt verfügen können. Kinder gehören nicht ihren Eltern, sie sind vollwertige Menschen, und dennoch hat die Institution der Ehe und die damit verbundene elterliche Autorität sie zu Untertanen gemacht, über deren Schicksal nur ihre Eltern entscheiden können. Sogenannte häusliche Gewalt – Gewalt gegen Frauen und Kinder im privaten Umfeld –, sexueller

Missbrauch und Vergewaltigung gehen in der überwiegenden Mehrheit der Fälle von Männern aus, aber manchmal sind auch Frauen Täterinnen und vergreifen sich an ihren Kindern. Ihre Machtlosigkeit schlägt sich oft in Form von Gewalt gegenüber denjenigen nieder, die noch machtloser sind.

Häusliche Gewalt, Femizide, Kindesmissbrauch und Inzest geschehen dort, wo Menschen sich am sichersten fühlen sollten. Der dramatische Anstieg von häuslicher Gewalt während des Corona-Lockdowns zeigt, wie gefährlich die private Sphäre für Frauen und Kinder ist.<sup>[67]</sup> Der Lockdown-Slogan »Stay home, stay safe« hörte sich für viele Frauen und Kinder zynisch an. Das systematische Scheitern der Polizei, aktiv und effektiv gegen häusliche Gewalt vorzugehen und bedingungslos einzugreifen, ist symptomatisch für das Anrecht der Männer, patriarchale Macht über ihre Frauen und Kinder auszuüben. Ehefrauen gehörten ihren Männern lange laut Gesetz und werden nach wie vor als ihr Besitz betrachtet. Die Polizei greift bei häuslichen Angelegenheiten nur zögerlich ein, unter anderem weil dann die Autorität vom Mann auf den Staat übergehen würde, obwohl dies Menschenleben retten könnte: In Deutschland versucht jeden Tag ein Mann, seine Partnerin zu töten, und an jedem dritten Tag gelingt es.<sup>[68]</sup> Das zeigt uns, wie umfangreich und zerstörerisch die Autorität von Männern ausgeübt werden kann, ohne dass die Polizei aktiv etwas dagegen tut und somit die Gewalt erlaubt. Manchmal richtet sich die Gewalt von Suizid begehenden Männern auch gegen ihre Partnerin und Kinder, bevor sie sich selbst umbringen. Sie betrachten ihre Frauen als Teil von sich und können die Vorstellung nicht ertragen, dass die Frauen sie überleben würden. Femizide sind keine Fatalität, sie sind eine Säule des Patriarchats, es sind Morde, die auf der Vorstellung von Frauen als Besitz basieren.<sup>[69]</sup>

Mein Großvater väterlicherseits hat versucht, meine Großmutter zu erschießen, als er sie verdächtigte, fremdgegangen zu sein. Sie gehörte ihm,

und sollte sie ihm nicht mehr gehören, hätte er sie lieber tot als lebendig gesehen. Sie hat es überlebt und behielt am Arm eine große Narbe, von der ich immer dachte, sie wäre im Algerienkrieg entstanden. Meine Großmutter erzählte mir die Geschichte vor einigen Jahren und lachte sogar, als sie mir berichtete, dass mein Opa »verrückt geworden war«. Mein Vater, der als damals elf-oder zwölfjähriger Junge Zeuge des Mordversuchs war, hat bis heute nie darüber gesprochen. Erst beim Schreiben dieses Buches wurde mir klar, dass mein Opa zu den Männern gehört, die »jeden Tag versuchen, ihre Partnerin zu töten«. Irgendwie passte seine Geschichte nicht in diese trockene Statistik, weil mein Großvater gegenüber meiner Großmutter und seinen Kindern nie gewalttätig war und ich ihn als liebevollen Menschen kenne. Er ist kein Monster. Doch er hat versucht, seine Frau zu töten. Wie passt das zusammen? Niemand in meiner Familie sprach jemals von »häuslicher Gewalt«. Es passierte »nur« dieses eine Mal, und offensichtlich war mein Opa sauer und wütend. Er war »nicht er selbst« und verlor in diesem Moment die Selbstkontrolle, so wurde es berichtet. Auch aus der mütterlichen Linie kann ich zum Thema ein Beispiel beisteuern: Ihr damals 23-jähriger Vater brach meiner Mutter zwei Rippen, als sie drei Jahre alt war – ihre wegen Rachitis fragilen Knochen haben die Schläge nicht ausgehalten. Auch wenn dieser Fall eindeutig als Kindesmisshandlung beschrieben werden kann, wurde der Vorfall aus verschiedenen Gründen verharmlost. Der Vater meiner Mutter war ein aufrichtiger Mann, der manchmal der Wut und der Verzweiflung erlag, weil er seine drei Kinder und seine schwangere Frau kaum ernähren konnte. Seine Gewalt wurde entschuldigt, weil ihm die Erziehung seiner Kinder am Herzen lag und er selbst mit den Traumata zu kämpfen hatte, die ihm vom Post-Sklaverei-Martinique eingeschrieben wurden. Dennoch ist diese Gewalt vor allem das Ergebnis einer globalen patriarchalen Kultur, die Frauen und Kinder als

Besitz von Männern betrachtet. Beide Großväter konnten ihrer Gewalt ungestraft freien Lauf lassen, weil ihr Handeln sich ins patriarchale Regelwerk einfügte und von diesem legitimiert wurde.

Wie bell hooks richtig beobachtet, haben der Kapitalismus und das Patriarchat zur graduellen Zerstörung von größeren Einheiten geführt, die auf erweiterter Verwandtschaft basierten. Indem die Familiengemeinschaft durch eine privatisierte kleine autokratische Einheit ersetzt wurde, entstand Entfremdung, und der Machtmissbrauch wurde einfacher. So erhielt der Vater die absolute Herrschaft über die Frau und die Kinder und die Mutter die sekundäre Herrschaft über die Kinder. Der »Familiename« (oder *Patronym*, vom Patriarchen) folgt bis heute in der Regel dem Namen des Vaters, und dieses patriarchale Zeichen verfestigt die Herrschaft des Mannes über »seine« Frau und »seine« Kinder.

## **Die heilige Kernfamilie**

Liebe ist das einzige, das sich vermehrt, wenn man es teilt. <sup>[70]</sup>

Ab den 1950ern entwickelte sich eine Art Kult um die Kernfamilie. Sie wurde als Garant für Erfolg, Erfüllung und Gesundheit betrachtet. In einer 1957 in den USA durchgeführten Studie vertraten mehr als die Hälfte der Befragten die Meinung, dass unverheiratete Menschen »krank«, »unmoralisch« oder »neurotisch« seien. <sup>[71]</sup> In dieser Zeit wurde unsere Gesellschaft vom Idealbild der guten Familie geprägt wie nie zuvor: ein verheiratetes Paar, mit einem Sohn und einer Tochter in einem Einfamilienhaus, mit Hund oder Katze. Dieses Bild hat sich so tief ins kollektive Bewusstsein eingebrannt, dass dieses Modell als universell und

zeitlos betrachtet wird, obwohl die Menschheit vor 1950 überall auf der Welt vorwiegend nicht in dieser Konstellation gelebt hat, sondern in erweiterten Familien und Gemeinschaften.

Wenn sich Eltern innerhalb einer Kernfamilie trennen, gibt es keinen Stoßfänger, und so kann es die gesamte Struktur zerlegen. Die Ehe zu beenden, heißt in diesem Fall zugleich die Kernfamilie aufzugeben, denn dort sind zwei Erwachsene für die Erziehung von Kindern zuständig. Die gesamte Arbeit und Verantwortung für die Erziehung eines oder mehrerer Kinder auf nur zwei Personen abzuwälzen, ist eine anthropologische, kulturelle, wirtschaftliche und politische Neuerung – eine rein soziale Konstruktion. Menschen außerhalb dieser Konstellation nehmen in der Regel entweder eine zweitrangige Rolle ein, wie Großeltern, Tanten und Onkel, oder gar keine, wie Freund\*innen und erweiterte Familie. Diese Exklusivität bei der Erziehung der Kinder erhöht nicht nur die Anfälligkeit für Missbrauch, sondern setzt Eltern unter viel mehr Druck als nötig, denn wie ein Sprichwort vom afrikanischen Kontinent sagt, braucht es ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen. Es verdeutlicht, dass eine ganze Gemeinschaft von Menschen für Kinder sorgen und positiv mit ihnen interagieren muss, damit sie in einer sicheren und gesunden Umgebung aufwachsen können. Dieses Sprichwort hat seinen Ursprung in verschiedenen afrikanischen Kulturen, mit unterschiedlichen Variationen in Swahili, Yoruba oder Akan, etwa »ein Kind wächst nicht in einem einzelnen Haus auf«, »ein Kind gehört nie einem Elternteil oder einem Haushalt« oder »unabhängig von den biologischen Eltern, die Erziehung eines Kindes gehört der Gemeinschaft«. [\[72\]](#)

Das Sprichwort »es braucht ein ganzes Dorf ...« wird, wie vieles, was vom afrikanischen Kontinent kommt, von Europäer\*innen romantisiert. Meine älteste Schwester, die in einem Dorf in der Elfenbeinküste geboren

wurde und dort aufwuchs, verbindet diese Volksweisheit vorrangig mit Gewalt und Druck. Denn die Aufgabe, Kinder zu disziplinieren, wurde allen Erwachsenen zugetraut und überantwortet – und Erwachsene hatten immer recht. Kinder, insbesondere Mädchen, empfinden die Community als eine Art »Big Brother«, die ihr Tun und Treiben kontrolliert und gegebenenfalls gewaltvoll »korrigiert«. Das »Dorf« kann somit auch zu einem Instrument der patriarchalen Kontrolle über die Mädchen werden. Tobi, eine Freundin aus Benin, sagt kritisch dazu »*it takes a village to beat a child.*«<sup>[73]</sup>

Gemeinschaften können sowohl eine Quelle von Liebe, Unterstützung, Fürsorge und Zugehörigkeit sein, aber auch der Ursprung von Gewalt, Ausschlüssen und Kontrolle – je nach ihrem Kontext, ihren Werten und Weltanschauungen. Eine Gemeinschaft von Neonazis in einem sächsischen oder ostwestfälischen Dorf wird zum Beispiel kollektiv dafür sorgen, dass sich alle an die vorgeschriebenen patriarchalen Geschlechterrollen halten und die weiße Vorherrschaft als Maßstab für die Kindererziehung anlegen. Das Leben in Gemeinschaften sollte deshalb weder idealisiert noch verallgemeinert werden. Gemeinschaften und erweiterte Familien sind historisch gesehen auch höchst patriarchal und stützen sich auf die unbezahlte Arbeit der Frauen. Heute noch, wenn sich etwa an Weihnachten oder Ostern Großfamilien treffen, werden die Mahlzeiten von den Frauen organisiert und vorbereitet. Sie sind auch zuständig für Geschenke, Dekoration und alles, was zu einem schönen Fest beiträgt. Männer müssen sich an solchen Festen mit den als für sie bestimmten Aufgaben beteiligen, etwa den Grill anzünden oder die Pute mit einem beeindruckenden Messer zerteilen. Den Rest machen in der Regel die Frauen, während die Herren sich entspannen und die Zeit genießen. Dies zeigt uns, wie intensiv die Arbeit der Frauen in erweiterten Familien und anderen größeren Gemeinschaften sein muss.

Gemeinschaften haben auch den Nachteil, abweichendes Verhalten und Meinungen kaum zu dulden. Der soziale Druck ist in Gemeinschaften besonders hoch, denn vom Zusammenhalt hängt ihre Stärke ab. In engen Gemeinschaften gibt es wenig Möglichkeiten, sich ungestraft anders zu verhalten als die Mehrheit. Wer von der Norm abweicht, wird in der Regel ausgeschlossen. Viele Gemeinschaften, vor allem religiöser Art, stützen sich auf rigide Hierarchien, die Männer über Frauen und Erwachsene über Kinder stellt. Selbst sich als hierarchiefrei proklamierende Gemeinschaften sind selten wirklich frei von Rangfolgen und von Unterdrückung, aus dem simplen Grund, dass die Menschen, die solche Gemeinschaften bilden, nicht frei von Unterdrückung sind – so gerne sie es auch wären. Pädokriminalität, Vergewaltigungen und andere Formen patriarchaler Gewalt kamen beispielsweise in Hippie-Gemeinschaften in den 1970ern durchaus vor, auch wenn die politische und spirituelle Botschaft konträr zu einem solchen Verhalten steht. Solange wir im Patriarchat leben werden, wird es keine Konstellation, keinen Lebensentwurf geben, der Kinder vor Missbrauch schützen kann. Das gilt für Communitys genauso wie für Kernfamilien.

Afro-diasporische Familien, so vielfältig sie sind, teilen eines: Sie haben ein großes, weit gespanntes Netz, sind fluid, flexibel und verlassen sich ganz außerordentlich auf die Unterstützung, das Wissen und die Fähigkeit des »Dorfes«, füreinander zu sorgen. Restriktive Migrationspolitik, kapitalistische Ausbeutung, Armut, Rassismus und andere strukturelle Faktoren schwächen solche Eigenschaften, scheinen sie jedoch nie komplett zu zerstören. Die Familie meiner Mutter hat mehrere Phasen der nahezu kompletten Isolierung erlebt. Als sie aus Martinique ausgewandert sind, lebten meine Großeltern und ihre sieben Kinder mehrmals in kleinen französischen Städten, wo sie die einzige Schwarze Familie waren und

keinen Zugang zu einer erweiterten Community hatten. Sie erlebten Rassismus und Ausgrenzung von den anderen Stadtbewohner\*innen. Ein Großteil der Misshandlung der Kinder durch meinen Großvater hätte verhindert oder zumindest innerhalb einer größeren Gemeinschaft abgemildert werden können. Vielleicht hätte Viviane, die Schwester meiner Mutter, sich im Alter von 16 Jahren nicht das Leben genommen, als sie die bedrückende Situation zu Hause nicht mehr ertragen konnte. Womöglich wäre sie stattdessen zu Verwandten gegangen, hätte sich einer Tante, Cousine oder Freundin aus der Gemeinschaft anvertraut oder dort Schutz gesucht. Die Kernfamilie ist im Fall von Gewalt unglaublich schädlich und isolierend. Mama, Papa und die Kinder sind allein, mit einem Stacheldraht um ihre Inselwelt.

Das Scheitern der patriarchalen Kernfamilie ist hinreichend dokumentiert. Sie wird immer wieder als dysfunktional entlarvt, als ein Ort des emotionalen Chaos, der Vernachlässigung und des Missbrauchs. Trotz dieser Erkenntnisse beharren viele Menschen weiterhin darauf, sie zum besten Modell für die Erziehung von Kindern zu erheben. Wie Renate, die fünffache Mutter, von der ich schon erzählt habe, sehen viele Menschen im Zerbrechen dieser Einheit eine Quelle von Traumata. Doch selten wird die Struktur der Kernfamilie selbst als traumatisch für Kinder und Frauen beleuchtet. Es ist bemerkenswert, dass die Menschen aus unserem Umfeld anfangen, meinen Schwestern und mir emotionale Unterstützung und Aufmerksamkeit zu schenken, als unsere Eltern sich scheiden ließen. Die psychische Gewalt, die meine Mutter und uns Kinder traf, als meine Eltern zusammen waren, wurde hingegen ignoriert. Die Kernfamilie wirkt nach außen immer *gesund*, weil die Konstellation an sich als Zeichen von Ausgeglichenheit, Stabilität und Normalität gilt. Und in den Fällen, wo sie nach außen nicht ganz gesund wirkt, wird doch davon ausgegangen, dass

die Probleme intern zu lösen sind und man sich nicht einmischen sollte. Die Kernfamilie schützt vor der äußeren Welt – im Positiven wie im Negativen. Das Konzept der Privatsphäre schützt die patriarchale Macht. Gewaltvolle Väter und Ehemänner genießen ihre Undurchlässigkeit, während Frauen, nichtbinäre, trans und queere Menschen lange – und heute noch – kein Recht auf Privatsphäre haben, weil die staatliche Einmischung bis in ihre intimen Organe reicht.

Indem die Kernfamilie gefördert und die erweiterten Gemeinschaften geschwächt wurden, wurden Frauen gezwungen, von einem einzelnen Mann abhängig zu werden und die Kinder stärker von den biologischen Eltern. Diese Abhängigkeiten waren und sind der Nährboden für Machtmissbrauch. Shulamith Firestone kritisierte die Dynamik, die aus heterosexueller Elternschaft und Kindesentwicklung entstand und sprach sich für die Abschaffung der Kernfamilie aus. <sup>[74]</sup> Firestone zufolge sollten Kernfamilien durch kollektive Strukturen zur Erziehung der Kinder ersetzt werden. <sup>[75]</sup> Sie argumentiert, dass Kinder aufgrund ihrer Erziehung, ihrer vorbestimmten Position in der sozialen Hierarchie und ihrer vermeintlich geringeren Bedeutung im Vergleich zu den Erwachsenen in ihrer Entwicklung verhindert und anfälliger für körperliche Misshandlung werden. <sup>[76]</sup> Dies ließ die Erwartungen und Verpflichtungen der Mütter wachsen und lief dem Plan Firestones zuwider, diese Zwänge für die Gesellschaft zu überwinden. Fortschrittliche Erziehungsmodelle, etwa die sogenannte positive Elternschaft, die auf die Bedürfnisse der Kinder ausgerichtet ist, beruhen in Kernfamilien vorrangig auf den Müttern und tendieren dazu, patriarchale Rollen zu verstärken. Für Firestone sind heterosexuelle Kernfamilien eine Form der sozialen Organisation, die zu Ungleichheit führt, nicht nur zwischen Frauen und Männern, sondern auch zwischen Erwachsenen und Kindern.

Das Bild des »perfekten« Paares ist weder neutral noch universell, sondern weiß, cis, heterosexuell, nicht behindert, aus der Mittelschicht, im besten Fall verheiratet mit Kindern. Viele Menschen werden von diesem Ideal ausgeschlossen. Die Ehe wurde historisch benutzt, um widerspenstige Körper und abweichendes Verhalten durch Assimilation an die heteronormative, monogame Norm zu disziplinieren. Diejenigen, die sich nicht anpassen, werden als illegitim, unmoralisch und unwürdig angesehen. Meine Großeltern aus Martinique haben, wie viele Migrant\*innen aus dem globalen Süden, viel Energie und Herzblut in die Ehe und die Kernfamilie als Lebensform gesteckt, weil sie darin eine Möglichkeit sahen, in die weiße Gesellschaft assimiliert zu werden. Die Orientierung an der »normalen«, stabilen Kernfamilie erlaubte ihnen, das Ideal des Weißseins vorzuführen. <sup>[77]</sup> Viele Migrant\*innen und nichtweiße Menschen reagieren auf den rassistisch bedingten Statusverlust, indem sie die traditionellen Geschlechter- und Familiennormen verstärken.

In Schwarzen Communitys in Nordamerika und in der Karibik hat sich jedoch die Kernfamilie und die monogame Ehe als Hauptmodell nicht wirklich durchgesetzt. Erweiterte Verwandtschafts- und Unterstützungsnetzwerke bleiben die meistverbreitete Lebensform. Das ist die direkte Hinterlassenschaft der Sklaverei, in der versklavte Menschen nicht heiraten durften, weil sie im wahrsten Sinne des Wortes wie Tiere behandelt wurden. Rechtlich gesehen waren sie keine Menschen, sondern Objekte (genau wie Kühe und Ziegen), die nicht heiraten durften und kein Recht auf Familie hatten. Waren versklavte Menschen miteinander liiert, konnten sie jederzeit getrennt werden, und ihre Babys »gehörten« nicht ihnen, sondern dem\*der Sklavenhalter\*in. Diese konnten über den Nachwuchs wie über Vieh verfügen und haben die Kinder oft an entfernte Plantagen verkauft, nicht selten als Strafe. Versklavte Menschen mussten

kreative Ideen entwickeln, um Liebe, Verwandtschaft, eine Art Gemeinschaft und ein Unterstützungsnetzwerk zu erhalten. [78]

Zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen zählen die Momente, die wir bei unserer erweiterten Familie in Martinique verbracht haben, wo meine Schwestern und ich mit unzähligen Cousins und Cousinen spielten, unter den Erwachsenen tanzten und leckere Gerichte aßen. Die Tontons (Onkel), Taties (Tanten) sowie Cousins und Cousinen waren manchmal Blutsverwandte, oft aber auch nicht. In ihrem Buch *Families We Choose: Lesbians, Gays, Kinship* beschreibt die Anthropologin Kath Weston ein ähnliches Phänomen in den 1980ern. Die von Schwulen, Lesben und Bisexuellen in der Bay Area während der AIDS-Pandemie gegründeten Familien hatten meist fließende Grenzen, ähnlich wie die Verwandtschaften von Afroamerikaner\*innen und Ureinwohner\*innen in Nordamerika. Tragödien und Leid haben die Menschen auf eine Weise zusammengebracht, die tiefer wirkt als nur eine bequeme Lebensform. Sie werden, wie manche Anthropolog\*innen sagen, zu »fiktiven Verwandten« und »geschmiedeten Familien« (forged families). [79] Dass sich Gemeinschaften aus geteilten Traumata und aus der Not heraus bilden, kommt häufig vor. Solche engen Bindungen kenne ich auch aus Teilen meiner jüdischen Familie, auch bei Sinti\*innen und Rom\*nja-Communitys kann dies beobachtet werden. Wenn überwältigende Kräfte auf die Trennung von Menschen hinwirken, werden Wege gefunden, um zusammenzuhalten und die Bindung zu stärken. Es war nie die Kernfamilie, die diese Funktion erfüllt hat. Auch der finanzielle Aspekt darf nicht unterschätzt werden: Die meisten Menschen auf der Welt können es sich nicht leisten, in kleinen Einheiten zu leben, die von größeren Familiengemeinschaften getrennt sind. Unter anderem deshalb gibt es in reichen Ländern kleinere Haushalte als in verarmten Ländern.

Migrant\*innen leben häufiger in größeren Einheiten, die auf erweiterte Verwandtschaft setzen, in vielen Fällen aus finanziellem Druck. Auch aus dem rechtlichen und politischen Schutzrahmen ausgeschlossene Gruppen entwickeln ihre eigenen Strukturen, etwa Menschen aus der LGBTQI+-Community. Die hegemonialen Lebensformen werden durch diejenigen infrage gestellt, die davon ausgeschlossen werden, denn sie waren gezwungen, Alternativen zu entwickeln.

### **Scheidung = Trauma?**

Während der 1990er ist die Zahl der Ehescheidungen in die Höhe geschossen. Gleichzeitig entstanden unzählige Studien zu den Folgen. Demnach kann eine beendete Ehe für die davon betroffenen Kinder und Jugendlichen zu psychischen Krankheiten, Depression, Drogensucht und Suizid führen. Solche Untersuchungen zeigen, dass Kinder von alleinerziehenden Eltern tendenziell gesundheitlich und psychisch schlechter aufgestellt sind, dass sie in der Schule weniger erfolgreich sind, öfter Verhaltensauffälligkeiten aufweisen und eine höhere Schulschwänzerrate haben als Kinder, die mit ihren verheirateten biologischen Eltern zusammenleben. <sup>[80]</sup> Einer Studie zufolge haben Kinder, die in Armut hineingeboren, aber von verheirateten Eltern aufgezogen wurden, eine 80-prozentige Chance, aus der Armut herauszukommen. Kinder aus armen Verhältnissen, die von einer unverheirateten Mutter aufgezogen wurden, haben dagegen ein 50-prozentiges Risiko, arm zu bleiben. <sup>[81]</sup> Vielleicht hat Renate damals einige solcher Artikel gelesen und sich gegen eine Scheidung entschieden.

Diese Statistiken sind bestimmt nicht falsch, aber welche Schlussfolgerung sollten wir daraus ziehen? Dass die Ehe das beste Modell für Kinder ist? Oder dass die Diskriminierung, Ausgrenzung und finanziellen Schwierigkeiten, denen alleinerziehende Mütter ausgesetzt sind, negative Konsequenzen für ihre Kinder haben? Ich tendiere eher zu der zweiten Antwort. Dass alleinerziehende Frauen die ärmste gesellschaftliche Gruppe bilden, wirkt sich zweifellos negativ auf ihre Kinder aus. Aber bedeutet das, dass sie lieber heiraten sollten, damit ein Mann sie vor der Armut schützen kann? Oder sollten wir nicht daraus folgern, dass wir gegen diese Art der Diskriminierung kämpfen müssen? Große Veränderungen im Leben bringen immer Schwierigkeiten mit sich – und das gilt erst recht für Kinder, die eine Trennung der Eltern durchmachen müssen oder deren allein oder getrennt erziehende Eltern in ein Patchwork-Familien-Modell wechseln. Alle Veränderungen verlangen eine gewisse Anpassungsfähigkeit – sie machen aber auch resilient. Selten wird über die Verbesserungen im Leben der Kinder gesprochen, die durch eine Ehescheidung entstehen können (außer im Falle eines gewalttätigen Elternteils). Wenn die Eltern glücklicher sind, profitieren auch die Kinder davon.

Nach der Scheidung meiner Eltern hatten meine Schwestern und ich tatsächlich eine schwierige Zeit. Meine Noten wurden viel schlechter, meine ältere Schwester hat eine Klasse wiederholt. Wir mussten uns an eine neue Situation gewöhnen, sind in eine viel kleinere Wohnung umgezogen und sorgten uns um unsere Mutter und die finanzielle Situation. Meine Mutter musste mehr und länger arbeiten, weshalb wir den Haushalt neu organisieren mussten. Wären meine Eltern zusammengeblieben, hätten uns sicher andere Dinge Schwierigkeiten bereitet, aber diese wären in den Statistiken unsichtbar geblieben. Wie der französische Soziologe Benoît

Hachet richtig bemerkt, gibt es zu wenige Studien, die die psychischen Folgeschäden von Kindern verheirateter Eltern erforschen. <sup>[82]</sup> Wie entwickeln sich Jungen, deren Mütter ständig herabgewürdigt wurden? Welche Botschaft verinnerlichen Mädchen, deren Mütter über keine finanzielle Autonomie verfügen? Werden die zu Hause erlebten Machtverhältnisse später im Erwachsenenleben und in romantischen Beziehungen reproduziert? Wir können solche Fragen intuitiv beantworten, doch es wäre hilfreich, wenn es Statistiken und solide qualitative Analysen gäbe. Was aber nicht fehlt, sind sämtliche Studien über die psychischen Schäden, die Kinder gleichgeschlechtlicher Eltern angeblich als Erwachsene mit sich herumschleppen. Das Wohlergehen der Kinder ist eine wiederkehrende homophobe Trope, die während der politischen Kampagnen für die gleichgeschlechtliche Ehe massiv von konservativen Stimmen mobilisiert wurde. Mittlerweile gibt es aber Studien, die das Gegenteil beweisen: Kinder gleichgeschlechtlicher Paare sind besser aufgestellt als Kinder heterosexueller Eltern. <sup>[83]</sup> <sup>[84]</sup> Das liegt zum großen Teil daran, dass queere Eltern besonders engagiert sind, weil ihre Kinder gewünscht waren – bei queeren Paaren gibt es selten »Unfälle«. Doch alleinerziehende, queere, verarmte, behinderte, migrantische, BIPOC-Eltern haben ständig eine kleine Stimme im Hinterkopf – mal lauter, mal leiser –, die ihnen sagt: »Du bist nicht gut genug! Tu alles dafür, um den möglichen Schäden vorzubeugen, von denen alle sprechen.« Elternschaft ist schwere Arbeit, und solche Narrative schaden dem elterlichen Selbstvertrauen und Selbstwertgefühl. Für die Frauen aus diesen Gruppen ist der Druck noch präsenter, weil die Mutterrolle im Patriarchat viel stärker wiegt.

Das zeigt sich auch am Bild der perfekten Familie. Mehrere Frauen aus meinem Bekanntenkreis kommentierten die Geburt ihres zweiten Kindes wie folgt: »Jetzt fühlt es sich endlich an wie eine richtige Familie.« Nicht

nur die Familie ist dann komplett, sondern auch die Mütter sind erst ab dem zweiten Kind vollständig. Für viele Frauen verschmilzt der Wunsch nach einem zweiten Kind mit der verinnerlichten Anforderung, den wahren Status als Mutter und Familie zu erlangen. Daraus resultiert auch eine starke Skepsis gegenüber Einzelkindern. Sie werden gerne als verwöhnte, unsoziale und einsame Kinder dargestellt, die zu egoistischen Erwachsenen mit geringen sozialen Fähigkeiten heranwachsen, die nur ihre eigenen Bedürfnisse im Blick haben und zu Depressionen neigen. Als Einzelkind mit getrennten Eltern scheint man für ein noch schwereres Trauma und jahrelange Therapien im Erwachsenenalter prädestiniert zu sein. Dabei bringen Geschwister nicht nur Freude, sondern können für Kinder extrem herausfordernd sein. Eifersucht unter Geschwistern und andere Dynamiken sind sehr oft das zentrale Thema von Therapien im Erwachsenenalter. Ich kann mir ein Leben ohne meine Schwestern nicht vorstellen, frage mich aber oft, wie meine Kindheit gewesen wäre, hätte ich die volle Aufmerksamkeit beider Eltern gehabt und keine kleine Schwester, von der ich mich als Kind ständig aus der mütterlichen Liebe verdrängt gefühlt habe. Es wäre nicht unbedingt besser gewesen, auch nicht schlimmer, nur anders. Aber unsere Gesellschaft geht mit Andersartigkeit schlecht um. Wenn eine Sache anders ist, muss sie automatisch als »besser« oder »schlechter« eingeordnet werden.

Mir geht es nicht darum, zu beweisen, dass Kinder außerhalb von heterosexuellen Kernfamilien besser aufgestellt und glücklicher sind. Vielmehr will ich einen Mythos dekonstruieren, der die heterosexuelle Kernfamilie zum perfekten Modell für die Erziehung der Kinder erhebt. Emotionaler Schmerz und traumatische Erfahrungen sind Teil des Menschseins, sie machen uns aus, sie formen unsere Persönlichkeit und lassen uns wachsen. Die Behauptung, dass eine bestimmte

Familienkonstellation entweder vor Traumata schützen oder für emotionalen Schmerz sorgen kann, ist nicht nur naiv, sondern eine infame und schädliche Lüge. Jede\*r von uns ist einzigartig, mit einer einzigartigen Geschichte, einem einzigartigen Weg. Genau wie in romantischen Beziehungen gibt es kein »normales«, kein »bestes Modell«. Alle Familien sind legitim und können Liebe geben – und alle Familien werden die Quelle von Schmerz und Trauma sein.

## 5 Die unsichtbare, unbezahlte, unentbehrliche Arbeit der Frauen

Eheschließung und Mutterschaft sind die am meisten gefeierten Ereignisse im Leben einer Frau. Glaubst du, das Patriarchat würde Frauen jemals für eine Rolle feiern, die Männern nicht nützt?

– *Farida D.*

Bücher, historische Erzählungen und Geschichten ohne Frauen waren lange die Regel. Wir sind so sehr an ihre Abwesenheit gewöhnt, dass wir diesen Umstand kaum wahrnehmen – es fällt uns nicht auf, dass keine Frauen vorkommen. Umgekehrt merken wir es sofort: Es gibt zwar Geschichten ohne Männer, aber sie werden als spezielles Genre kategorisiert, etwa als »Frauenliteratur«, die für Männer von geringem Interesse ist. Der von der Autorin Alison Bechdel entworfene Bechdel-Test entlarvt, wie es um die Repräsentation von Frauen in Filmen bestellt ist: Der Test besteht aus drei einfachen Fragen: Gibt es mindestens zwei Frauenrollen, und haben die Figuren einen Namen? Sprechen sie miteinander? Unterhalten sie sich über etwas anderes als einen Mann? <sup>[85]</sup> Viele Blockbuster-Filme der 1990er und 2000er bestehen diesen Test nicht, wie zum Beispiel *Toy Story*, *Shrek*, *Oceans 11*, *Fluch der Karibik*, *Men in Black*, *Fight Club*, *Herr der Ringe*, um nur einige zu nennen. In den vergangenen Jahren ist das Bewusstsein

gewachsen und die weibliche Repräsentation ist gestiegen, wie zum Beispiel in der Neuauflage der *Ocean's* -Filme mit einem weiblichen Cast oder das Remake von *Ghostbusters* sowie der vierte *Toy-Story* -Film, wo die Spielzeuge einem Mädchen gehören. Diese Filme haben dennoch nicht annähernd den Erfolg ihren männlichen Pendants erreichen können.

Geschichten und Erzählungen ohne Frauen helfen uns zu verstehen, wie ihr Beitrag zum Leben und zur Geschichte verleugnet wird. Die Weltgeschichte gehört den Männern, sie wurde die längste Zeit aus ihrer Perspektive erzählt. Dies führt dazu, dass Frauen und ihr Beitrag einfach aus der Geschichte »verschwanden« – sie wurden ausradiert. Das einseitige Narrativ ist lediglich ein Symptom der allgemeinen Abwertung der Frauen und ihres Beitrags, sei es in Sphären, die Männern vorbehalten waren, oder in den Bereichen, die als »weiblich« gelten, etwa die unerlässliche Care-Arbeit sowohl in Kriegs-als auch in Friedenszeiten, zu Hause, in Krankenhäusern, an der Front. Es gab viele Jeanne d'Arcs, Rosa Parks, Marie Curies, die von der Weltgeschichte verschwanden.

### **Aus Liebe, nicht für Geld**

Das kapitalistische System besteht aus zwei künstlich voneinander getrennten Volkswirtschaften: Auf der einen Seite steht die formelle Wirtschaft mit Löhnen und Gehältern, die Waren produziert und Dienstleistungen bereitstellt und überwiegend von Männern kontrolliert ist. Auf der anderen Seite befindet sich die informelle Wirtschaft, die in den Haushalten stattfindet, nicht bezahlt und überwiegend von Frauen am Laufen gehalten wird. Doch die Aneignung der unbezahlten Arbeit der Frauen vollzieht sich nicht nur zu Hause auf privater Ebene, sondern auf gesellschaftlicher Ebene. In ihrem Buch *Die Erfindung der Hausfrau* erklärt

Evke Rulffes, dass die patriarchale Rollenverteilung alles andere als altüberliefert ist. Mit der bürgerlichen Ehe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich auch das Konzept der Hausfrau, das mit der neu entstandenen Liebesheirat verwoben war. <sup>[86]</sup> Wer aus Liebe heiratet, erledigt auch die in einer Ehe anfallende Arbeit aus Liebe – und nicht für Geld.

Care-Arbeit ist die Arbeit, die erst sichtbar wird, wenn sie nicht gemacht wird. Als gäbe es kleine Feen, die alle Kleinigkeiten des Lebens erledigen, die zusammen etliche Stunden pro Woche ergeben: Socken aufräumen, Staub wegwischen, die Klobürste ersetzen, Pflanzen gießen, die Klamotten der Kinder an ihre Größe anpassen, den Kühlschrank sauber machen, die Bettwäsche wechseln, die Staubsaugerbeutel ersetzen, Fotoalben erstellen oder eine gemeinsame Unternehmung planen, also all diese Dinge, die unser Leben schön machen – die »Arbeit der Liebe«. Die Bezeichnungen »Care-Arbeit« und »Reproduktionsarbeit« sind entstanden, um die unbezahlte Arbeit von Frauen, Müttern, Schwestern, Tanten, Großmüttern und Töchtern in Haushalten und Familien sichtbar zu machen und sie als Arbeit anzuerkennen. Care-Arbeit umfasst alle familiären Aufgaben, die sich aus dem Leben ergeben. Sobald ein Haushalt vorhanden ist, müssen alle Menschen Care-Arbeit leisten, doch die staatlich geförderte heterosexuelle Ehe trägt dazu bei, dass sie vor allem bei Frauen abgeladen wird.

In den 1980ern fingen die skandinavischen Länder an zu hinterfragen, welche Funktion der Staat bei der Bereitstellung von Care-Arbeit einnimmt. Damals begannen die Wohlfahrtsstaaten eine größere Rolle zu spielen, und die Care-Arbeit trat in den öffentlichen Raum – sie lag nicht mehr allein in der Verantwortung der Familien. Heute ist die Care-Arbeit zwar zwischen Staat, Markt und Familien aufgeteilt, sie bleibt aber weitestgehend in weiblicher Hand, weil Frauen nach wie vor eine intrinsische, natürliche

Veranlagung für diese Aufgaben zugeschrieben wird. Folglich wird diese größtenteils unbezahlte Arbeit von Milliarden Frauen in der Gesellschaft abgewertet und unsichtbar gemacht. Auch wenn diese Leistung in den Berechnungen zum Bruttoinlandsprodukt praktisch nicht vorkommt, beruht das globale Wirtschaftswachstum auf dieser unsichtbaren Arbeit. Wie die deutsche Soziologin Claudia von Werlhof sagt: Wenn wir Haushaltsarbeit verstanden haben, werden wir die ganze Wirtschaft verstanden haben. Care-Arbeit produziert einen Menge Wert, ohne sie würde der Kapitalismus rasch zusammenbrechen. Die Care-Arbeit ist also eine wichtige Säule des patriarchalen Kapitalismus. Frauen tragen die globale Wirtschaft und profitieren am wenigsten davon.

Die Organisation der Care-Arbeit wirkt sich global aus und verstärkt auch soziale Ungleichheiten *unter* Frauen aufgrund der ethnischen Herkunft, der sozialen Klasse, der Nationalität und des Migrationsstatus. Damit Frauen in gut bezahlten Jobs ihre Stundenzahl aufstocken und nach der Geburt ihrer Kinder schneller wieder arbeiten können, müssen andere Frauen die Reproduktionsarbeit übernehmen. Diese Nannies und Reinigungskräfte werden schlecht bezahlt, stammen überwiegend aus benachteiligten sozialen Schichten und aus dem globalen Süden oder Osteuropa, ihr Aufenthaltsstatus ist oft prekär. Es entstehen dadurch sogenannte *Global Care Chains* .<sup>[87]</sup> Wenn die Reproduktionsarbeit innerhalb von Familien fairer aufgeteilt wäre, müssten nicht eigens dafür beschäftigte Frauen zu schlechten Konditionen so viel davon übernehmen. Durch die *Global Care Chains* bleiben das Patriarchat und die heteronormative Arbeitsaufteilung unangetastet, weil die Care-Arbeit weiterhin in weiblicher Hand liegt. Für den Staat ist es eine billige und praktische Lösung. Migrantinnen aus verarmten Ländern werden durch restriktive, rassistische und sexistische Migrations- und Asylpolitiken in

traditionelle Arbeitssektoren gedrängt. Ihnen bleiben in vielen Fällen nur wenige Alternativen und fest definierte Rollen als Ehefrau, Putzkraft, Nanny, Sexarbeiterin. Jenseits davon gibt es für Migrantinnen aus verarmten Ländern kaum Optionen, weil der Staat und die europäischen Arbeitsmärkte ihnen den Zugang zu besser bezahlten Jobs verwehren, damit sie den Arbeitskräftemangel in der Care-Branche füllen – diskret und zu geringsten Kosten. Migrantinnen aus verarmten Ländern werden in die Abhängigkeit von Männern gedrängt, etwa durch patriarchale Regelungen des Familiennachzugs, und auf typisch weibliche Berufe beschränkt, damit sich weiße Mittel- und Oberschichtsfrauen weiter emanzipieren und von der Care-Arbeit befreien können. Die Hauptgewinner sind der Staat und die Männer, die von der Care-Arbeit beider Frauengruppen profitieren. Statt die Care-Arbeit fair zwischen Frauen und Männern zu verteilen, wird sie größtenteils an marginalisierte Frauen übertragen. Solange die Verantwortung für die Care-Arbeit privat geregelt wird und solange die Gesellschaft in kleinen heterosexuellen Kernfamilieneinheiten organisiert ist, wird die Gleichstellung zwischen Frauen und Männern mit größeren Ungleichheiten *unter* Frauen einhergehen. Solange die Frage der Care-Arbeit in den individuellen Haushalten und Paarbeziehungen verhandelt wird, werden sich Frauen als Gruppe nicht befreien können. Es ist so simpel und deshalb auch so frustrierend.

In den 1970ern entwickelten Feministinnen die *Wages-for-Housework* -Kampagne. Sie wollten damit Frauen zusammenbringen, ihre Situation der Abhängigkeit ändern, die Machtverhältnisse umkehren und den von ihnen produzierten Reichtum zurückverlangen. Die Forderung nach Bezahlung ihrer Care-Arbeit stellte das gesamte Wertesystem mit der fest definierten Rolle der Frau infrage. So wurde die Vorstellung zerstört, dass die Hausarbeit ein integraler Bestandteil der »Natur« der Frau sei. Deshalb

wurde ein Lohn »für die Hausarbeit« gefordert, und zwar für jede Person, die sie verrichtet, und nicht ein Lohn »für Hausfrauen«. Die Frauen organisierten sich um eine gemeinsame Schwäche herum: den Mangel an Geld, die Tatsache, dass ihre Arbeit unsichtbar gemacht worden war, dass sie daher nicht für die gesamte von ihnen geleistete Arbeit bezahlt wurden und dass sie infolgedessen keinen Zugang zu dem gesellschaftlichen Reichtum hatten, zu dessen Schaffung sie so viel beigetragen hatten. Die Politisierung der Care-Arbeit weitete sich dann auf andere Berufe aus, die vorrangig von Frauen ausgeübt werden, etwa Krankenschwester, Lehrerinnen, Kellnerinnen, Sexarbeiterinnen. <sup>[88]</sup>

Trotz der Kämpfe und Erfolge solcher feministischen Bewegungen stemmt auch heute das Gros der berufstätigen Frauen eine doppelte Arbeitswoche, weil sie neben ihrem Job noch die unentgeltliche Care-Arbeit zu leisten haben. Diese Überbelastung führt zu täglichen Schwierigkeiten, die innerhalb der heterosexuellen Ehe erlebt und ausgehandelt werden.

### **Weaponized Incompetence und maternal gatekeeping**

Der allererste Streit zwischen meinem Ex-Mann und mir ging ums Putzen. Wir wohnten seit knapp zwei Wochen zusammen, und ich hatte ihn gebeten, für eine saubere Wohnung zu sorgen. Er putzte. Allerdings merkte ich kaum, dass er geputzt hatte. Ich strich mit dem Finger über das verstaubte Bücheregal und sagte: »Aber guck mal, das ist nichts Halbes und nichts Ganzes!« Er antwortete: »Na gut, wir haben nicht die gleichen Standards. Für mich ist es sauber genug. Wenn es dir nicht gut genug ist, musst du es selbst machen.« Dieses Argument setzte den Ton für unser neunjähriges

Zusammenleben. Ich musste mich damit abfinden, dass meine Standards von meinem Partner einfach nie erfüllt würden. Er würde nicht mal versuchen, ihnen nachzukommen, schon aus Prinzip. Zu den »zu hohen Standards« gehörte zum Beispiel: das Bett jeden Morgen machen, nach dem Essen die Krümel vom Tisch und Boden fegen, Essensreste vom Besteck gründlich abwaschen, Wäsche ordentlich zusammenlegen, Barthaare nach dem Rasieren wegspülen sowie Kaffeepulver und Obstschalen von der Arbeitsplatte entfernen. Das alles, sagte er, sei »nicht wichtig«, er habe »andere Prioritäten«, das ungemachte Bett »stört mich nicht«. Käseaufschnitt und Kaffee waren mir hingegen nicht wichtig, doch kaufte ich sie ein, weil ich wusste, dass er sie mag. Allmählich begann ich, mehr und mehr tägliche Aufgaben zu übernehmen, weil ich die ständige Auseinandersetzung vermeiden und meine »hohen Standards« nicht permanent von ihm fordern wollte. Das Wort »Meckertante«, das mein Vater für meine Mutter benutzte, wollte ich partout nicht von ihm zu hören bekommen.

Als unser erstes Kind geboren wurde, intensivierte sich diese Dynamik. Zu den höheren Standards beim Putzen kam, dass die tägliche Pflege »richtig« gemacht wird. Der Begriff *maternal gatekeeping* (deutsch etwa: mütterliche Einlasskontrolle) beschreibt diese Dynamik. In einem *Spiegel* - Artikel wird das Problem der mangelnden Gleichberechtigung zwischen Frauen und Männern wie folgt beschrieben: Väter wollten eigentlich mehr zu Hause tun, aber sie würden von Müttern gebremst, die nicht loslassen wollen. <sup>[89]</sup> Als Lösung wird vorgeschlagen, dass Mütter die Väter mehr loben sollen. Den Rat gab mir damals auch mein Partner. »Positive Verstärkung« funktioniert bei ihm besser als Kritik und Vorwürfe. Ich sollte den Frust einfach schlucken und ihn loben. Mehr emotionale Arbeit für Frauen also.

*Maternal gatekeeping* entsteht, weil Frauen bestimmte Skills über die Jahre gelernt haben. Frauen werden nicht als Putzfrauen und Mütter geboren. Sie *lernen* diese Aufgaben – *learning by doing*. Hausarbeit, Putzen und die Pflege von Babys und Kindern werden in unserer Gesellschaft abgewertet, weil der irrige Glaube vorherrscht, dass es sich dabei um »natürliche« Aufgaben handelt, die jede\*r erledigen kann, ohne sie lernen zu müssen – insbesondere Frauen. Menschen, die nie gelernt haben, ein Waschbecken zu reinigen, eine Windel zu wechseln oder ein Bett zu machen, machen es in der Regel falsch, bis sie lernen, wie es richtig geht. Trotzdem wird Kritik an der Ausführung von Hausarbeit selten toleriert: »Lass es mich auf meine Art machen«, sagen viele Männer. Ihre Art ist aber oft falsch und nicht gut genug. Hohe Ansprüche an die Haushaltsarbeit zu haben, wird jedoch nicht ernst genommen und stattdessen als pingelig, lästig und unwichtig abgetan. Hohe Ansprüche ans Autofahren, den Umgang mit Geld oder Reparaturen im Haushalt werden dagegen nicht als pingelig, lästig und unwichtig betrachtet, weil diese Tätigkeiten von der Gesellschaft geschätzt werden und es allgemein anerkannt ist, dass sie gelernt werden müssen – pfuschen kommt nicht gut an. »Männeraufgaben« verlangen Kompetenzen. »Fraufaufgaben« kann jede\*r. Kann es sein, dass es vielen Männern immer noch schwerfällt zu erkennen, dass sie von Frauen etwas lernen können?

Die Journalistin Anne Dittmann sprach in diesem Sinne von »paternal underperforming«, um das Argument des *maternal gatekeeping* zu relativieren. <sup>[90]</sup> In den sozialen Medien kursieren Witze über Väter, die zu Hause derart inkompetent sind, dass sie als zusätzliche Kinder parodiert werden, um die die Frau sich kümmern muss. Solche Witze zeigen zum einen, dass wir es mit einem strukturellen Problem zu tun haben, und zum anderen, dass die Ausbeutung der Frauen im Haushalt verharmlost wird.

Die Inkompetenz vieler Männer ist zwar oft real, aber sie wird in manchen Fällen übertrieben dargestellt. Sie wird instrumentalisiert, als »Waffe« eingesetzt. Der Begriff »weaponized incompetence« (als Waffe eingesetzte Inkompetenz) beschreibt diesen Trick: Eine Person stellt sich absichtlich als zu unfähig hin, um eine Aufgabe zu erfüllen, egal wie einfach oder komplex sie ist, denn damit kann sie die Verantwortung auf eine andere Person abwälzen. In Beziehungen wird diese Strategie oft angewendet, um aus bestimmten Aufgabenbereichen allmählich auszusteigen. Die geschlechtsbezogene Arbeitsteilung führt dazu, dass manche Frauen bei der Steuererklärung Inkompetenz fingieren oder so tun, als könnten sie nicht so gut einparken oder schwere Sachen tragen, um diese Aufgaben in den »männlichen« Bereich zu schieben und sich davon zu befreien. Umgekehrt fingieren Männer eine gewisse Ungeschicklichkeit und Hilflosigkeit bei Aufgaben, die sie als typisch weiblich betrachten, etwa putzen, Wäsche ordentlich falten oder Babys trösten. Kommentare wie »deine Standards sind zu hoch« sind Teil der »weaponized incompetence«.

Wertschätzung gegenüber Pflegeaufgaben und das Eingeständnis, dass diese gelernt werden müssen, würden die Arbeitsbedingungen und Bezahlung von Menschen in der Pflege- und Reinigungsbranche drastisch verbessern. Die Frauen entwerten ihre eigene Arbeit und unterschätzen das Arbeitsvolumen. Männer dagegen überschätzen sowohl das Volumen als auch die Qualität ihrer Leistung. <sup>[91]</sup> Ein Mann, der einmal im Monat den Küchenboden wischt, erinnert sich eher daran als eine Frau, die unzählige kleinere Dinge tut, wie die Handtücher zu waschen, die toten Blätter von Zimmerpflanzen zu entfernen, die Zahnbürsten der Kinder auszutauschen. Wenn der Vater die Kinder zur Kita bringt und die Mutter sie abholt, wirkt das auf den ersten Blick ausgeglichen, auch wenn es das nicht ist. Zum einen, weil die Zeit, die Vater und Kind allein verbringen, sehr kurz ist – im

Grunde umfasst sie nur die Wegzeit, während die Mutter beim Abholen und bis der Vater nach Hause kommt mit dem Kind allein bleibt und alles ohne Hilfe erledigen muss. Zum anderen, weil Frühstück, Brotbox und die Kleidung meist von der Mama vorbereitet werden und sie nach der Abholung noch das Abendbrot, das Baden und die Bett-Routine allein übernimmt. Die typischen häuslichen Aufgaben von Männern werden mehr gewürdigt und anerkannt als Aufgaben, die eher von Frauen erledigt werden. Ein Regal, das gebaut wird, oder die Steuererklärung, die abgegeben wurde, sind keine regelmäßigen täglichen Routinen, und das Ergebnis wird als neues Möbelstück gewürdigt oder als endlich erledigte mühsame Pflicht wahrgenommen. Anders als das alltägliche Wäsche zusammenlegen und einsortieren oder Kinderzimmer aufräumen. Die Diskrepanz in den jeweiligen Wahrnehmungen führt zu einer gefühlten Gleichheit, die aber weit entfernt bleibt von einer tatsächlichen 50/50-Aufteilung. In vielen heterosexuellen Beziehungen, die sich als egalitär betrachten, leisten die Frauen tatsächlich mehr Care-Arbeit als die Männer.

In meinem Buch *Why We Matter* habe ich über diese Dynamik gesprochen und auch darüber, dass es Frauen manchmal schwerfällt, einen Teil der Sorgearbeit abzugeben, weil sie dabei das (wenn auch unbewusste) Gefühl haben, einen Teil ihrer weiblichen Identität aufzugeben. Eine Art *maternal gatekeeping* gibt es also schon, das darf auch nicht negiert oder beschönigt werden. *Maternal gatekeeping* als die Ursache des Problems zu betrachten, ist jedoch falsch, sogar manipulativ, denn es suggeriert, dass die Mütter der Gleichberechtigung im Weg stünden. Frauen sind froh, wenn sie Care-Arbeit abgeben können, aber wenn sie mehr schlecht als recht geleistet wird, wird die Arbeit dadurch nicht weniger, sondern mehr. Wenn Männer die Care-Arbeit und das Wohl der Kinder ernst nehmen, dann bemühen sie sich stärker und machen es auch gut. Die modernen Väter

haben das Image, engagierter und präsenter zu sein als ihre eigenen Väter. Sie profitieren von diesem Bild, was meiner Meinung nach nicht komplett verdient ist.

Durch neue erzieherische Ansätze wie die »positive Elternschaft« engagieren sich Eltern von heute mehr als die Generationen davor – und zwar Väter wie Mütter. Warum werden aber nur die Väter gelobt? Die Gesellschaft scheint so geringe Erwartungen an Väter zu stellen, dass sie sich mit dem Minimum begnügt. Ein Vater bringt sein Kind zum Arzt, holt es jeden zweiten Tag von der Kita ab, bereitet die Brotbox vor? Super engagiert. Die Mutter macht das Gleiche? Total normal. Väter werden sehr schnell gelobt für eine Leistung, die unsichtbar bleibt, wenn sie von Müttern erbracht wird. Denn Männern und Jungs wird von Anfang an vermittelt, dass die häusliche Sphäre nicht ihre Domäne ist. Während die meisten Männer beim Putzen eher einen pragmatischen Ansatz verfolgen (es wird erst geputzt, wenn es dreckig ist), ist der Ansatz der meisten Frauen eher prophylaktisch (es wird geputzt, damit es nicht dreckig wird.) <sup>[92]</sup>

Männer lernen, weniger in den Haushalt zu investieren als die Frauen. Das führt zu einer Situation, in der die Männer nicht mit, sondern *bei* den Frauen leben. Diese fühlen sich zu Hause wie in einem Königinnenreich, wo sie regieren und gleichzeitig die damit einhergehende Verantwortung tragen. Wenn sich etwa das Paar für eine Haushaltshilfe entscheidet – oft eine Ausweidlösung für die ungleiche Aufteilung –, dann kümmert sich die Frau um die Koordination. Sie vereinbart die Termine und stellt sicher, dass die Wohnung genug aufgeräumt ist, damit geputzt werden kann, dass die Putzmittel vorhanden sind und dass die Person bezahlt wird. Die Arbeit verschwindet also nicht komplett, sondern verlagert sich auf den Aufgabenbereich drumherum. Neulich hörte ich eine Frau sagen, »ja, es war mir zu viel, jetzt gönne ich mir eine Putzfrau.« Als wäre eine Putzhilfe

eine Art Massage, die sie den Stress weniger spüren lässt. Ob ihr Mann das auch sagen würde?

Als ich mich von meinem Mann trennen wollte, dachte ich oft, dass er seinen Haushalt und die Erziehung unseres Sohnes schwer allein hinbekommen würde. Ich malte mir seine Wohnung aus, mit klebrigem Boden und Brotkrümeln bis ins Schlafzimmer, überall in der Wohnung zerstreute Klamotten, Berge von ungewaschenem Geschirr in der Spüle, Kaffeepulver überall auf der Arbeitsplatte und spartanische Einrichtung. Der Gedanke war mir unangenehm, weil ich nicht wollte, dass mein Sohn die Hälfte der Zeit in einem solchen Zuhause aufwächst. Ich stellte mir vor, dass diese Situation nur mithilfe einer anderen Frau verbessert werden konnte, entweder seiner Mutter oder einer neuen Partnerin. Als wir uns dann tatsächlich trennten und er aus unserer gemeinsamen Wohnung auszog, interessierte ich mich noch eine kurze Zeit für den Zustand seiner neuen Wohnung, denn ich wollte für meinen Sohn eine gemütliche und saubere Umgebung schaffen. Doch ziemlich schnell zog ich mich bewusst zurück. Die Wohnung sah gar nicht so aus, wie ich es mir vorgestellt hatte. Sie war aufgeräumt, sauber, schön eingerichtet. Der Küchenboden war weder klebrig noch von Krümeln bedeckt. Er machte sich gut. Er war ohne mich nicht verloren. Er kam mit der Situation völlig klar. Er konnte eigentlich aufräumen, putzen, waschen, sogar dekorieren. Ihm blieb keine andere Wahl, als es zu tun. Es gab keine andere Person, die diese Aufgaben hätte übernehmen können. Ich fragte mich: Hatte er diese Inkompetenz die ganze Zeit simuliert? Konnte er während unseres Zusammenlebens tatsächlich gut putzen?

Vor der Trennung hatte ich auch gedacht, dass er den Anforderungen der täglichen Erziehung unseres Sohnes nicht gerecht werden würde. Niemals würde er es schaffen, bei der Arbeit früher aufzuhören, um ihn jeden Tag

von der Kita abzuholen, oder die Arbeit ruhen zu lassen, wenn unser Sohn krank wäre. All das schien zumindest während unserer Zeit als Paar unmöglich zu sein. Der Satz »das schaffe ich auf gar keinen Fall« führte sehr oft dazu, dass ich meine Arbeit liegen ließ, um unser Kind abzuholen, auch wenn es für mich ebenfalls keine optimale Situation war. Doch vier Jahre nach der Trennung hat sich gezeigt: Seine Arbeit kann warten. Mir wurde klar: Er hatte die ganze Zeit gewusst, dass jemand anderes – ich – jedes einzelne Mal einspringen würde. Hätte ich »das schaffe ich auf gar keinen Fall« gesagt, wäre vielleicht auch er dazu gezwungen gewesen, seine Meetings zu unterbrechen, um mitten am Tag zur Kita zu rasen.

Wir beide waren in starren Geschlechterrollen gefangen, die tief in uns eingeebnet waren. Wir hatten beide die Rollen unserer Eltern verinnerlicht und uns teilweise bewusst, teilweise unbewusst, an ihnen orientiert. Heute denke ich, dass ich meinem Kind durch die Trennung ein Geschenk gemacht habe. Mein Sohn kann heute das Glück genießen, einen engagierten Vater zu haben, der eine viel tiefere Bindung zu ihm aufgebaut hat. Wären wir zusammengeblieben, wäre die Vater-Sohn-Beziehung eine ganz andere gewesen. Mein Sohn kann, dank der Trennung, auch eine andere Mutterrolle erleben, die nicht zu 100 Prozent auf ihn gerichtet ist. Er weiß, dass ich nicht nur seine Mutter bin, sondern vieles mehr. Er lernt als Junge, dass Frauen nicht nur da sind, um ihre Kinder zu bedienen und alle ihre Bedürfnisse zu erfüllen. Er lernt, dass Männer das auch tun können: fürsorglich, aufmerksam, tröstend sein und sich für andere aufopfern.

Das Zusammenspiel von *maternal gatekeeping*, *paternal underperforming* und *weaponized incompetence* führt dazu, dass die unausgewogene Arbeitsaufteilung zwischen Frauen und Männern im Haushalt aufrechterhalten bleibt. Dieses Ungleichgewicht führt zu ungleichem Lohn zwischen Frauen und Männern, was es wiederum Frauen

schwerer macht, sich in den politischen und wirtschaftlichen Sphären der Macht durchzusetzen. Die ungleiche Aufteilung der Haushaltsaufgaben ist kein privates oder individuelles Problem: Sie ist einer der Hauptgründe, warum Frauen kollektiv unterdrückt und benachteiligt werden. Deshalb ist die intime Sphäre eine Ebene der patriarchalen Unterdrückung, die ungern thematisiert wird. Das Patriarchat ist deshalb so mächtig, weil es sich in der intimen Sphäre versteckt und vom Affekt verdeckt wird. Liebesgefühle, emotionale Verbundenheit und Abhängigkeit vermischen sich mit Machtdynamiken und machen sie unsichtbar. Deshalb ist es so wichtig, die Frage nach Aufteilung der Care-Arbeit wieder zu politisieren und nicht mehr als eine private Dynamik zu betrachten. Wenn wir das Thema weiter als private Frage behandeln, können Männer als Gruppe die Macht über die Frauen bewahren. Es ist also unerlässlich, die individuelle Ebene in einem größeren Kontext zu betrachten, denn so funktioniert Unterdrückung: Sie materialisiert sich in kleinen, individuellen Situationen, was den Eindruck vermittelt, es handele sich nicht um ein System, sondern um persönliche Interaktionen. Wenn wir uns auf die individuelle Ebene fokussieren, wird Ungerechtigkeit wie ein Konflikt behandelt. Doch diese »Konflikte« sind in breiteren Unterdrückungssystemen verankert, die auf einer Machtasymmetrie basieren. Wer die ungleiche Aufteilung der Haushaltsarbeit als »Konflikt« bezeichnet, verharmlost die Realität und suggeriert eine falsche Gleichheit der beiden Konfliktpartner\*innen. Die Frage der Macht und der historisch verbrieften Privilegien der Männer wird dabei ausgeblendet und verleugnet. Männer als Gruppe profitieren ungemein von der ungleichen Arbeitsaufteilung im Haushalt, sie werden dadurch finanziell reicher, gewinnen an Macht und Kontrolle über ihre Frauen und über Frauen als Gruppe, auch wenn sie sich dessen nicht bewusst sind. Die patriarchale Institution der heterosexuellen Ehe hindert

Frauen daran, dieser Abhängigkeit zu entkommen, weil die Ehe auf einer Organisation der Care-Arbeit basiert, die nach wie vor Männer bevorzugt, nicht zuletzt durch das Steuerrecht sowie die Sozial- und Familienpolitik. Frauen sind in der Position, vereinzelt und isoliert zu Hause gegen die patriarchale Organisation zu kämpfen und sich dabei zu verausgaben. Viele Feministinnen kämpfen unermüdlich für Frauenrechte in der Gesellschaft und sind innerhalb ihrer Familie erschöpft und entmächtigt. Bei einem Dinner in einer Runde von älteren Feministinnen sagte eine von ihnen resigniert mit einem Glas Wein in der Hand zu mir: »Zu Hause sind wir gescheitert.«

Frauen werden manipuliert, diese Situation zu akzeptieren, indem sie als »normal« verharmlost wird. Die überwiegende Mehrheit der Frauen, die täglich in patriarchalen Beziehungen unterdrückt werden, ist sich darüber nicht bewusst. Sie erdulden die »Beziehungsschwierigkeiten«, ohne zu merken, dass dieses Problem auf das patriarchale Gesellschaftssystem zurückgeht. Die Ehe bedeutet Leiden, und das lernen Frauen sehr früh, denn Leiden wird als normaler Teil der weiblichen Existenz betrachtet. Leid zu ertragen und Resilienz zu entwickeln, sind Kernaspekte der weiblichen Existenz. Dieser Diskurs normalisiert und verharmlost die patriarchale Gewalt, der Frauen täglich ausgesetzt werden – auch in der intimen Sphäre. Mädchen wird nicht beigebracht, sich zu verteidigen oder die Gewalt zu kontern. Ihnen wird beigebracht, Leiden, Schmerz, Unbehaglichkeit, Ausbeutung und Attacken auf ihre Person geduldig zu ertragen. Den so Unterdrückten wird eine gute Resilienz zugeschrieben. Aber wenn es darum geht, Unterdrückung und Ungerechtigkeit stillschweigend auszuhalten, dann will ich nicht resilient sein. Resilienz wird fälschlicherweise mit einer gewissen Passivität assoziiert. Menschen können aber gleichzeitig resilient sein und aktiv gegen ihre Unterdrückung vorgehen. Als ich noch verheiratet

war, beschwerte ich mich oft bei Freundinnen und meiner Familie darüber, dass der überwiegende Teil der Haushalts- und Erziehungsarbeit auf meinen Schultern lag. Nicht selten bekam ich zu hören: »Tja, so ist es. Als Frau ist es deine Rolle. Je mehr du dich aufregst, desto schwieriger wird es. Akzeptier es einfach, und es wird alles besser.« Ich versuchte mich in der »Akzeptanz«-Strategie, aber es klappte nicht, mein Frust wurde immer größer.

### **Emotionale Arbeit: Selbstverständlich und unsichtbar**

Deshalb soll sich die ganze Erziehung der Frauen um die Männer drehen. Ihnen Gefallen einzuflößen und zu nützen, sich bei ihnen beliebt zu machen und in Ehren zu stehen, sie in der Jugend zu erziehen, und wenn sie herangewachsen sind, für sie zu sorgen, ihnen mit Trost und Rat beizustehen, das Leben zu verschönern und zu versüßen: das sind die Pflichten der Frauen zu allen Zeiten, auf die man sie von Kindheit an aufmerksam machen soll. <sup>[93]</sup>

*Jean-Jacques Rousseau*

Das wird Mädchen schon früh beigebracht: Sie sind da, um die Bedürfnisse der anderen zu erfüllen. Sie lernen nicht, ihre eigenen Bedürfnisse zu erkennen, sondern die der anderen. Männer wissen oft sehr genau, was ihre Bedürfnisse sind, weil sie schon als Kinder lernen, diese zu erkennen und sie entweder selbst zu befriedigen oder von anderen erfüllen zu lassen. Mein Ex-Mann wusste genau, was seine Bedürfnisse waren, und er priorisierte sie stets. Wenn er Sport brauchte, machte er einfach Sport – ohne sich zu fragen, ob ich vielleicht auch Sport brauchte und er auf unser

Kind aufpassen könnte, damit ich zum Sport gehen kann. Wenn ich seine Bedürfnisse nicht als Priorität behandelte, löste das bei ihm oft Frust, schlechte Laune und Unzufriedenheit aus, sodass ich seinen Bedürfnissen nachgab, statt für meine eigenen einzutreten. Doch im Laufe der Zeit wurde mir klar: Je mehr ich auf seine Bedürfnisse achtete, desto weniger erkannte ich meine eigenen und desto weniger nahm er auf meine Bedürfnisse Rücksicht. Je mehr Zeit verging, desto frustrierter wurde ich.

Die patriarchale Erziehung von Mädchen und Jungen macht aus Frauen Spenderinnen und aus Männern Empfänger. Diese Dynamik war mir so vertraut, dass ich in meinen romantischen Beziehungen mit Frauen lernen musste, zu »empfangen«, es fiel mir anfangs schwer. Wir lernen als Frauen, unseren Wert aus dem Akt des Gebens abzuleiten. Frauen, die nichts geben, sind nichts wert. Die Funktion der Frau ist zu geben, nicht nur das Leben, sondern auch alles, was uns am Leben erhält, inklusive Liebe. Shulamith Firestone schreibt: »Die (männliche) Kultur ist parasitär, denn sie bezieht ihre Kraft aus der emotionalen Stärke der Frauen, ohne dafür etwas zu geben.« <sup>[94]</sup>

Die Liebesheirat erfordert, ein Leben lang an der Beziehung zu arbeiten, damit »die Flamme« erhalten bleibt. Als die Ehe noch aus pragmatischen Gründen geschlossen wurde, gab es keinen Anspruch auf Liebe, emotionale Bindung und innige Kommunikation. Als die Liebe in die Ehe kam, wurde die Dimension der Care-Arbeit für Frauen erweitert, denn sie kümmern sich vorrangig darum, die Liebe anzufachen und die Paarschwierigkeiten zu bewältigen. Auch der Frauenpresse nach zu urteilen, scheint diese Aufgabe in ihrer Verantwortung zu liegen. Männer schauen sich Sport im Fernsehen an und lesen Magazine über Politik, Kultur und die Welt; Frauen lesen Artikel wie »Was du tun kannst, damit dein Mann dir zuhört« oder »Wie du deine Beziehung retten kannst«. In der patriarchalen Gesellschaft lernen

Jungen und Männer, die Liebe als etwas zu sehen, das sie bekommen sollten, ohne sich darum zu bemühen.<sup>[95]</sup> Mädchen und Frauen dagegen werden sozialisiert, Männern Liebe beizubringen. Frauen wollen Männern Liebe beibringen, sie mit ihnen erleben, gemeinsam daran wachsen. Aber viele Männer widerstehen diesem Versuch, weil sie früh gelernt haben, dass Liebe Frauensache ist. Männer befassen sich nicht mit Liebe.<sup>[96]</sup> <sup>[97]</sup> Die vielen Artikel, Bücher und Podcasts über die Liebe machen Frauen zu belesenen Expertinnen in Sachen romantische Beziehungen. Das führt zu einem Ungleichgewicht, wodurch Männer viel wahrscheinlicher ihre emotionalen Bedürfnisse durch die Beziehung erfüllt bekommen als Frauen. Es ist nicht ungewöhnlich, dass Frauen die Bedürfnisse ihrer Männer antizipieren. Zum Beispiel erkennt eine Freundin von mir bei ihrem Mann die Anzeichen, dass ihm »alles zu viel wird« mit den Kindern und dem alltäglichen Chaos. Sie ergreift dann präventive Maßnahmen und organisiert für ihn eine Auszeit, damit er neue Energie tanken kann – und die Stimmung im Haus nicht verdirbt. Währenddessen erschöpft sie ihre eigenen Reserven, ohne dass jemand für sie und ihre Bedürfnisse sorgt. Doch statt die Bedürfnisse der Frauen anzuerkennen, werden sie oft als »launische, tyrannische Wesen mit übertriebenen emotionalen Ansprüchen dargestellt, Männer dagegen als solide, autonome Wesen mit kühlem Kopf, was daran liegt, dass die emotionalen Bedürfnisse der Männer im Gegensatz zu denen der Frauen auf eifrige und unsichtbare Weise wahrgenommen und befriedigt werden«, <sup>[98]</sup> merkt Mona Chollet an. Eine als zu anspruchsvoll abgestempelte Frau fordert oft nur die Gegenleistung für ihre Aufmerksamkeit und Rücksichtnahme.

Es ist für viele Frauen emotional belastend, dass ihre Männer sich so sehr ärgern, wenn das Thema gerechte Aufteilung der Care- und Haushaltsarbeit zur Sprache kommt. Sie stehen also vor der Wahl: Entweder

ich akzeptiere die Lage stillschweigend und kümmere mich selbst um alle Aufgaben – oder ich löse einen großen Streit aus. Auch die Absprachen verursachen emotionale Arbeit, denn es muss immer wieder bewiesen werden, dass es eine Schieflage gibt, dass die Aufteilung unfair ist. Das führt zu Gesprächen wie: »Letzte Woche bist du zweimal ausgegangen, hast bis spät gearbeitet und Sport gemacht, also wäre es nur fair, wenn ich morgen ausgehen könnte.« Dieser Selbstrechtfertigungsdruck resultiert aus einer ungleichen Machtdynamik und verlangt viel emotionale Arbeit.

Die negativen Emotionen des\*der Partner\*in und den möglichen Konflikt zu antizipieren, ist Teil der emotionalen Arbeit. Die unausgeräumte Geschirrspülmaschine nicht zu kommentieren oder das kranke Kind von der Kita abzuholen, um sich den Stress der Auseinandersetzung mit dem\*der Partner\*in zu sparen, oder das Bedürfnis nach Sport zur Seite zu schieben: All das sind viele kleine Kompromisse, die das Volumen der Care- und emotionalen Arbeit vergrößern – in den meisten Fällen fällt dies den Frauen zu. Lieber übernehmen sie mehr, als mit der schlechten Laune des Partners umzugehen. Die Soziologin Elsa Dorlin spricht von »*negative care*« oder »*dirty care*«. Sie beschreibt die erhöhte Wachsamkeit von Menschen, um Konflikte und Disharmonie zu antizipieren und zu vermeiden – eine typische Fähigkeit von Menschen, die systematischer Gewalt ausgesetzt sind. Frauen sind durch ihre Sozialisation tendenziell aufmerksam und rücksichtsvoll, was ihre Bereitschaft erklärt, sich um andere zu kümmern, und damit auch ihre starke Präsenz in Care-Berufen, etwa Krankenschwester, Altenpflegerin, Erzieherin.

*Negative care* ist die Aufmerksamkeit für andere, aber nicht nur: Es geht dabei auch darum, Gewalt zu entkommen. Es ist die Aufmerksamkeit der Beute gegenüber dem Jäger. Insofern betrachtet Elsa Dorlin *care* auch als Überlebensmechanismus. <sup>[99]</sup> In diesem Prozess entwickeln die

Unterdrückten ein tiefes Bewusstsein über die Unterdrücker\*innen – sie kennen sie manchmal besser, als sie sich selbst kennen. Schwarze Menschen kennen weiße Menschen auswendig. Heterosexuelle Menschen haben keine Geheimnisse vor queeren Menschen. Behinderte Menschen wissen alles über Menschen ohne Behinderung. Und Frauen befinden sich in einem ständigen Bemühen, die Gruppe der Männer so gut wie möglich zu verstehen, um zu versuchen, sich gegen das, was sie ihnen antun könnten, zu wappnen. Im Gegensatz zu Unterdrückten, die so viel wie möglich über ihre Unterdrücker\*innen wissen müssen, damit sie ihnen entkommen können, hat die dominante Gruppe kein Bedürfnis, die minorisierte Gruppe besser zu kennen. Die Dominanten können es sich sparen, andere zu »sehen«, sich um sie zu kümmern, sie zu kennen, sie zu berücksichtigen. <sup>[100]</sup> Diese Dynamiken habe ich selbst am eigenen Leib erlebt. Durch meinen autoritären Vater habe ich eine gewisse soziale Scharfsichtigkeit entwickelt, die ich später in Beziehungen genutzt habe. Seit meiner Kindheit bin ich in seiner Anwesenheit ständig auf der Hut, ich lernte, seine Reaktionen vorwegzunehmen, um darauf angemessen reagieren zu können. Die Jäger-Beute-Analogie mag für manche übertrieben klingen, wenn sie auf ein Pärchen übertragen wird, das sich lediglich über Aufgaben im Haushalt streitet. Doch das Patriarchat als gewaltvolles System wird zu schnell relativiert, wenn es anhand »realer«, »bekannter« Menschen analysiert wird, weil Menschen komplexe Wesen sind, die nicht so eindeutig in ein Opfer-Täter-Verhältnis eingepasst werden können. Und darum geht es auch nicht. Es geht darum, die systemische Machtdynamik aufzuzeigen, die allen heterosexuellen Beziehungen zugrunde liegt – auch Paarkonstellationen mit dominanten Frauen und gefügigen Männern.

Wenn Paartherapien solche Dynamiken außer Acht lassen, halte ich das für problematisch. Paartherapeut\*innen müssen »neutral« sein, denn ihre Rolle ist es, einen Kommunikationsraum zu schaffen, in dem beide Partner\*innen sich gegenseitig hören können, damit sie gemeinsam Lösungen finden. Deshalb ist es wichtig, dass beide Partner\*innen sich gleichermaßen gehört, beachtet und verstanden fühlen. Aus diesem Grund werden Paartherapien oft von Paaren angeleitet, um eine mögliche Schiefelage zu vermeiden. Doch Paartherapien ohne machtkritische Analyse und ohne Berücksichtigung patriarchaler Dynamiken halte ich für hochproblematisch, weil sie die aus der heterosexuellen Paarkonstellation resultierende Macht negieren. Auch Rassismus, Klassenunterschiede oder Behinderung sind Faktoren, die die Machtverhältnisse zwischen den Partner\*innen beeinflussen und berücksichtigt werden müssen. Paartherapien, die sich ausschließlich auf die zwischenmenschliche Beziehung und die individuelle Verfasstheit der Partner\*innen fokussieren, ignorieren größere Dynamiken und Muster. Sie blenden die Art und Weise aus, wie Handlungen, Verletzungen, der Frust und die Wut der einzelnen Parteien in das Machtgefüge eingebettet sind. Stattdessen werden sie auf individuelle Erfahrungen reduziert. Wir handeln nicht in einem Vakuum. Die Gesellschaft fördert oder entmutigt uns in unserem Tun. Ein Mann, der viel ausgeht und zu Hause kaum Verantwortung übernimmt, handelt in Übereinstimmung mit den gesellschaftlichen Erwartungen – er wird quasi von der Gesellschaft unterstützt. Eine Frau, die das Gleiche tut, wird nicht nur nicht unterstützt, sondern sogar abgestraft. Paartherapeut\*innen, die unsensibel sind für die gesellschaftlichen Faktoren, betrachten nicht selten die Wut der Frauen als deren persönliches Problem – wenn sie nicht sogar pathologisiert wird. Frauen sollen geduldiger, gelassener, einfach entspannter sein. Sie sollen ihre Männer loben und gewaltfrei

kommunizieren. Gewaltfreie Kommunikation (GFK), auch wenn ich sie selbst praktiziere und sehr viel davon halte, kann mehr schaden als helfen, wenn sie machtunkritisch angewendet wird. Frauen dürfen über ihren Frust sprechen, aber ohne sich dabei aufzuregen, alles ganz leise und in »Ich«-Botschaften, damit den Männern nicht unbehaglich zumute wird. Das ist sehr erschöpfend. Die emotionalen und gesundheitlichen Kosten, die aufgrund von unterdrückten Gefühlen, Worten und Wut in Frauen entstehen, sind zu hoch, um verleugnet zu werden.

Frauen wurden in der Historie derart pathologisiert und herabgewürdigt, dass sie verinnerlicht haben, dass sie nicht perfekt sind und Fehler machen. Sie machen sich öfter Vorwürfe und versuchen, ihr Verhalten zu ändern, sich zu verbessern. Unter anderem deshalb stecken sie viel in ihre persönliche Entwicklung. Sie wurden biologisch als defizitär betrachtet und gestehen sich deshalb ihre Imperfektion einfacher ein. Männer dagegen haben ihre konstruierte Überlegenheit und Perfektion verinnerlicht. Alles, was dieses Selbstbild beeinträchtigt, kann das unangenehme Gefühl der kognitiven Dissonanz auslösen, das entsteht, wenn eine Kernüberzeugung widerlegt wird. Um die Überzeugung zu schützen, wird alles, was nicht zur Kernüberzeugung passt, rationalisiert, ignoriert und sogar geleugnet.

Als ich zwanzig war, drückte mir meine Mutter das Buch *Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus* in die Hand, und versprach, dass es mir helfen würde, meinen damaligen Freund besser zu verstehen. Ich fing sofort an, das Buch zu lesen, und war zutiefst verstört. Als Lösung für Beziehungsprobleme wurde vorgeschlagen, meine eigenen emotionalen Bedürfnisse zur Seite zu schieben und geduldig darauf zu warten, dass mein Freund sich geruhen würde, aus seiner »Höhle« herauszukommen. Ich fragte mich, wie das gehen sollte, der bloße Gedanke daran löste Frust und Wut in mir aus. Ich würde einfach vor Unzufriedenheit explodieren.

Funktioniert diese Verdrängungshaltung bei anderen Frauen – aushalten und schweigen? Bei mir nicht. Das Buch des Paar-und Familientherapeuten John Gray ist bis heute ein weltweiter Megabestseller, weil es entlang der normierten Geschlechterrollen argumentiert und Machtdynamiken außen vor lässt. Ganz im Gegenteil bringt Gray uns bei, mit diesen unüberwindbaren Unterschieden gedeihlich umzugehen. Er verlangt, dass wir uns den Umständen anpassen und Machtungleichgewichte sowie eine fehlende emotionale Verbindung akzeptieren, rechtfertigen und legitimieren. Der immense Erfolg dieses Buches, das vor allem von Frauen gekauft und gelesen wurde, zeigt die Unzufriedenheit vieler Frauen mit ihren Beziehungen. Hätte die Mutter oder der Vater meines damaligen Freundes ihm das Buch geben können? Wahrscheinlich nicht. Zum einen, weil die Beziehungsarbeit nicht als Domäne der Männer behandelt wird, und zum anderen, weil dieses Buch an Frauen gerichtet ist – sie sind diejenigen, die ihr Verhalten ändern sollen. Frauen, die die Männer in ihrer »Höhle« stören wollen, werden mit noch mehr Rückzug, schlechter Laune und noch mehr Abkopplung bestraft. Das Buch stellt die emotionale Arbeit der Frauen als eine Störung dar, die von der natürlichen Beschaffenheit der Frauen kommt. Doch die emotionale Arbeit ist eine Kompetenz, die gelernt wird. Frauen werden nicht als *natürliche* Kommunikatorinnen geboren. Emotionale Arbeit verlangt viel Zeit, Energie und Selbstlosigkeit, und sie ist für uns alle ein existenzielles Bedürfnis. Beachtet, gesehen und angehört zu werden sowie emotionale Bindungen und Empathie sind menschliche Bedürfnisse.

Als ich schwierige Zeiten hatte und meine berufliche Orientierung ungewiss war, bat mich mein damaliger Freund explizit, Unterstützung bei meinen Freundinnen zu suchen, weil es ihm »zu viel« wurde. Umgekehrt war ich aber für ihn da, als er am Ende seines Studiums bei der

Vorbereitung von Prüfungen Unterstützung brauchte und über seine Unsicherheiten, den Leistungsdruck und Stress reden wollte. Frauen geben, Männer nehmen. Und das, was sie nehmen, wird von ihnen geringgeschätzt und kaum wahrgenommen.

»Du bist immer dabei, alles zu zählen, alles zu berechnen, das ist so kleinlich!« Diese Aussage von einem Ex-Partner verletzte mich sehr, denn sie entlarvt die Überzeugung, dass Frauen geben sollen, ohne zu zählen, wie ein Fass ohne Boden – als seien sie eine unerschöpfliche Quelle der Liebe und Zuwendung. Meine Mutter brachte mir bei: »Wenn du gibst, vergiss, dass du gegeben hast, und wenn du empfängst, vergiss es niemals.« Doch es fiel mir schwer, diese Weisheit in meine Beziehung zu integrieren. Vielleicht war das kleinlich von mir. Vielleicht habe ich mir dadurch aber auch mein Selbstwertgefühl erhalten. Durch den Feminismus werden sich Frauen immer stärker der Ungerechtigkeiten bewusst, die sie täglich erleben. Was die jeweiligen Partner\*innen zur Bewältigung des Alltags beitragen, wird öfter gemessen und verglichen. Während es möglich ist, die Kita-Abholwege, die Male, wo gewischt wurde, und die zubereiteten Mahlzeiten zu zählen, lässt sich die emotionale Arbeit schlecht messen. Das Konzept der mentalen Belastung (*mental load*) hat geholfen, die mentale Arbeit, die so lange unsichtbar war und zu erhöhten Stresslevels bei Frauen geführt hat, offenzulegen und als Problem zu benennen. Die emotionale Arbeit ist aber etwas anderes als die mentale Belastung, und viele Menschen können sich darunter nichts vorstellen, sie bleibt abstrakt. Wer investiert am meisten Zeit und Energie, um die Liebe und die emotionale Bindung zu erhalten? Sind die emotionalen Bedürfnisse beider Partner\*innen erfüllt? Diese Fragen können nicht immer klar beantwortet werden. Vor einigen Jahren erzählte mir eine Freundin, dass sie sich trennte, weil es der Beziehung an emotionaler Tiefe fehlte. Ich war damals irritiert

und fragte, was genau sie meinte. Sie erzählte, dass alles andere gut lief, er war im Haushalt sehr engagiert und kümmerte sich toll um die Kinder, sie verstanden sich gut, hatten aber keine tiefe emotionale Bindung. Das schien mir damals kein »guter« Trennungsgrund zu sein – das sagte ich ihr natürlich nicht, sondern nickte einfach. Einige Jahre später verstand ich endlich, was sie meinte.

Viele Konservative haben Angst vor dem Feminismus und werfen Feministinnen vor, Ehescheidungen zu fördern. Doch wenn Ehen auf einer ungünstigen Machtposition für Frauen gründen und sie ausbeuten sowie emotional erschöpfen, finde ich eine Scheidung nicht schade, sondern gut. Indem diese Ängste überhaupt formuliert werden, zeigt sich: Die Männer ahnen schon, dass die Ehe auf der Unterdrückung der Frauen basiert. »Hausfrieden« zu haben, heißt für viele Frauen, die Ungerechtigkeit zu ertragen, sich mit der ungleichen Position abzufinden. Viele Selbsthilfebücher zum Thema Beziehungen, Ehe und Liebe zielen darauf ab, Frauen umzuformen, sich zu überanstrengen und für jede Kleinigkeit dankbar zu sein, die ihre Männer tun – ohne Anspruch auf gegenseitige Anerkennung. In dieser Welt ist eines nicht für sie vorgesehen: sie selbst zu sein und zu ihren eigenen Bedürfnissen zu stehen. Ein Kompromiss ist per Definition dann gegeben, wenn beide Seiten etwas für das Allgemeinwohl aufgeben. Wenn aber nur eine Seite alle Opfer bringt, ist es kein Kompromiss, sondern Unterwerfung.

## **Mütterliches Burn-out**

Ich war noch nicht lange in Deutschland, als ich zum ersten Mal das Wort »Rabenmutter« hörte. Ich arbeitete als Babysitterin, um mein karges Monatsbudget aufzustocken, und wurde, wie sollte es anders sein, stets von

Müttern beauftragt. Eine meiner Auftraggeberinnen bat mich, nachdem sie mich zum dritten Mal in der Woche angerufen hatte: »Denk bitte nicht, ich bin eine Rabenmutter.« Als sie meinen verwirrten Blick bemerkte, sagte sie: »Ich meine, eine schlechte Mutter.« Inzwischen und als Mutter von einem halbdeutschen Kind verstehe ich die Bedeutung dieses Begriffs. Als Mutter in Deutschland fühle ich mich ständig schuldig, nicht gut genug, und empfinde das Label »Rabenmutter« als Damoklesschwert über meinem Kopf. Auch wenn das Bild der schlechten Mutter überall auf der Welt verbreitet ist, in (West-)Deutschland ist es besonders ausgeprägt. Hier gibt es eine sehr klare Vorstellung, was eine gute Mutter ausmacht. Sie kümmert sich selbst um ihre Kinder (allein der Begriff »Fremdbetreuung« bringt Schuldgefühle mit sich), sie stellt ihre Kinder und ihre Familie über alles, inklusive sich selbst. Eine gute Mutter ist selbstverständlich mit dem Vater ihrer Kinder verheiratet. Und sie ist weiß, heterosexuell, mindestens aus der Mittelschicht, christlich und ohne Behinderung. Verarmte Mütter, Schwarze Mütter, Mütter mit Kopftuch, lesbische Mütter, nichtbinäre Eltern, Mütter mit Behinderung oder Alleinerziehende müssen sich sehr anstrengen, um den Titel »gute Mutter« jemals zu erlangen – für viele bleibt er außer Reichweite.

In der Geschichte wurde vielen Frauen das Recht verweigert, Kinder zu haben und sie großzuziehen, zum Beispiel, wie schon erwähnt, Schwarzen Frauen in der Sklaverei. Während sie die Kinder der Sklavenhalter\*innen großzogen, wurden ihre Kinder an entfernte Plantagen verkauft. Kolonisierte Frauen in der Kolonialzeit und viele Migrantinnen und Frauen of Color heute erziehen die Kinder von wohlhabenden Familien, während sie ihre eigenen zurücklassen müssen. Das gilt auch für die vielen Osteuropäerinnen, die hierzulande in der Altenpflege arbeiten, oft in 24/7-Modellen. All diese Frauen haben keine Chance, »gute Mütter« zu sein. Das

Konzept der guten Mutter ist eine rassistische und klassistische Trope, die sich durch das Patriarchat durchgesetzt hat und bis heute die Selbstwahrnehmung vieler Mütter prägt – auch weiße, heterosexuelle Mütter aus der Mittelschicht.

Auch im Nationalsozialismus waren Geburten und Mutterschaft stark reglementiert. Mithilfe der Nazi-Rassengesetze wurde die Beseitigung unerwünschten Erbgutes aus dem Genpool der deutschen Bevölkerung gefördert. Dies zeigte sich in Eheverboten, Zwangssterilisationen von behinderten Menschen, von Menschen aus der LGBTQI+-Gruppe, von Juden und Jüdinnen sowie Rom\*nja und Sint\*ezze. Auch Zwangsabtreibungen, »Vernichtung lebensunwerten Lebens«, Krankenmorde und Kinder-Euthanasie gehörten dazu. Die Kehrseite solcher Massenmorde war die Förderung kinderreicher arischer Familien durch strenge Abtreibungsverbote (Paragraf 219a stammt aus dieser Zeit) und eine aggressive Geburtenpolitik. Um dies durchzusetzen, entwickelten Hitler und seine Regierung einen regelrechten Kult um die arische Mutter. Bereits 1933 erklärten sie den »Muttertag« zum öffentlichen Feiertag, und immer wieder erinnerte Hitler an den großen Stellenwert der Mutterschaft. Während Millionen von Menschen zwangssterilisiert und ermordet wurden, verlieh man Ehrenkreuze »als sichtbares Zeichen des Dankes des Deutschen Volkes an kinderreiche Mütter«. Die deutsche arische Mutter spielte eine unerlässliche Rolle für die Erhaltung und Ausdehnung des »Volkskörpers«. Das Bild der »guten Mutter« in Deutschland muss in diesem historischen und politischen Kontext verstanden werden. <sup>[101]</sup>

Deutschland ist bis heute nicht über den Kult der perfekten Mutter hinweg, und dieser Kult sperrt Frauen nach wie vor in ihrer reproduktiven Rolle ein. Europäische Feministinnen der 1970er sahen in der Frage der Mutterschaft den Kern der patriarchalen Unterdrückung. Für weiße,

heterosexuelle, nicht behinderte Mittelschichtsfrauen stimmt das zweifellos, weil ihre reproduktive Funktion eine zentrale Rolle in der Durchsetzung und Aufrechterhaltung der globalen weißen Dominanz spielt. Aber für Schwarze, muslimische, jüdische, Rom\*nja und Sint\*ezze, asiatische, behinderte, queere und verarmte Frauen ist die Frage der Mutterschaft mit ganz anderen Themen verwoben, unter anderem mit dem Recht auf Familie, rassistischen Familien- und Migrationspolitiken, ausbeuterischen Arbeitsbedingungen und Zugang zu Wohnungen, Geld und anderen Ressourcen. Zum Beispiel wurde die genetische Elternschaft von trans Personen bis 2011 durch Zwangssterilisationen verhindert und ihre Ehen wurden noch bis 2009 geschieden, wenn sie sich für eine juristische Transition entschieden. <sup>[102]</sup> Auch wenn die imperialistische patriarchale Gesellschaft nicht *alle* Frauen auffordert, Mütter zu werden, bleibt die Zuweisung zur fortpflanzlichen Funktion für alle Menschen der sozialen Kategorie »cis Frau« ein wichtiger Bestandteil ihrer Identität. Die Gesellschaft platziert die Mütter auf einem Sockel, um ihnen die Illusion zu geben, sie seien dadurch Männern gleichgestellt. Sie werden in die häusliche Sphäre verwiesen mit der besten Begründung: das Wohlergehen der Kinder.

Simone de Beauvoir bezeichnete Mutterschaft als erschöpfende Knechtschaft. <sup>[103]</sup> Feministinnen der Folgejahre sprachen sich für ein Ende der »Versklavung« durch Mutterschaft für alle Frauen aus. Heute beanspruchen ökofeministische Bewegungen die Mutterschaft als Quelle der Macht. Der sogenannte Ökofeminismus entstand Mitte der 1970er im Zuge der internationalen Friedens-, Frauen- und sich entwickelnden Umweltbewegungen. Ökofeministische Ansätze sehen eine strukturelle Ähnlichkeit in der Beherrschung der Natur und der Frauen beziehungsweise in der weiblichen Reproduktionsfähigkeit und Produktivität. Auch wenn

seine Ursprünge bei indigenen Frauen und aus dem Globalen Süden liegen, wird der Ökofeminismus mehrheitlich von weißen, heterosexuellen Frauen vertreten. Indigene Frauen benötigten bisher kein Label für das, was für sie eine lange Tradition ist. Mittlerweile haben sich intersektionale Bewegungen innerhalb des Ökofeminismus durchgesetzt. Meine Kritik bezieht sich auf den *whitewashed*, nichtintersektionalen und transexklusiven Ökofeminismus des Globalen Nordens. Teile dieser Bewegung stellen Frauen essenzialistisch und idealisiert dar. Sie betrachten die Kategorie »Frau« als homogen und biologisch und verstärken die Zuweisung der Frauen zu ihrer reproduktiven Funktion, etwa durch Ansätze wie *Attachment Parenting*. Bei diesem Ansatz geht es darum, auf jedes Signal des Säuglings und Kleinkindes zu reagieren und eine ständige Nähe zwischen Mutter und Baby herzustellen – beim Tragen, langen Stillen, dem Schlafen im Familienbett. Der Begriff *Attachment Parenting* wurde durch den US-amerikanischen Kinderarzt William Sears popularisiert und allmählich als Bewegung etabliert. Seit den 1990ern wird er von Millionen von Menschen – hauptsächlich Frauen – wie ein Guru behandelt. Viele Eltern sehen in diesem Ansatz eine Art Rückkehr zu einer ursprünglichen Mütterlichkeit. Dafür werden Kulturen aus dem Globalen Süden romantisiert, essenzialisiert und falsch auf die westliche Welt übertragen. Die deutsche Psychologieprofessorin Heidi Keller warnt vor solchen verzerrten Vorstellungen und betont, dass eine ursprüngliche Form der Mutterliebe und ein vermeintlicher »Mutterinstinkt« aus wissenschaftlicher Sicht nicht existieren. *Attachment Parenting* basiert auf falschen Vorstellungen, schiebt die Verantwortung für die Erziehung auf die Mütter und stellt unerfüllbare Ansprüche an sie. In der Menschheitsgeschichte war die Mutter weder die alleinige noch die wichtigste Bezugsperson für ihr Kind. [\[104\]](#)

*Attachment Parenting* ist in Deutschland besonders populär und wird vor allem von weißen Akademiker\*innen verfolgt, denn dieser Ansatz ist sehr elitär. Ein Kind ein bis drei Jahre lang allein zu betreuen, ohne einer Erwerbsarbeit nachzugehen, verlangt ausgezeichnete finanzielle Bedingungen, worüber die Mehrheit der deutschen Bevölkerung nicht verfügt. Dass ein permanenter Kontakt als optimal für Babys dargestellt wird, löst bei den Müttern Schuldgefühle aus, die aus finanziellen und anderen Gründen nicht dazu in der Lage sind. Ich selbst hatte das Glück, durch ein Post-Doc-Stipendium nach der Geburt meines ersten Kindes ein Jahr zu Hause bleiben zu können, aber lange fühlte ich mich schuldig, mein drei Monate altes Baby allein in seinem Zimmer schlafen gelassen zu haben. Es beschwerte sich gar nicht und schlief die ganze Nacht durch, meine Schuldgefühle wurden also nicht von seinem Verhalten ausgelöst, sondern kamen aus den gesellschaftlichen Normen, die in Deutschland herrschen, beispielsweise aus der Krabbelgruppe, die von einer älteren Frau betreut wurde, die allen Müttern Erziehungsratschläge gab – Tipps, die wie Gebote klangen.

Zur perfekten Mutterschaft gehört auch das Stillen des Babys, das bei mir in den ersten drei Monaten eine Qual war. Drei Monate lang habe ich mich selbst unter Hausarrest gestellt, mit dem obsessiven Ziel, mein Baby zu stillen, um jeden Preis. Konkret bedeutete das blutige Brustwarzen, Mastitis und regelmäßige Milchstaus, Fingerfeeding, Milch alle zwei Stunden abpumpen, Kohlblätter und Infrarotlampe auf die Brüste, hausgemachtes Verbandszeug mit homöopathischen Salben und Kräutern, oben ohne in der Wohnung mitten im Winter, stundenlanges Scrolling auf der Suche nach Lösungen in Facebook-Gruppen und auf der Webpage von *La Leche League*. Ich war vom Stillen besessen. Es *musste* klappen, davon hing das Leben meines Kindes, unsere emotionale Bindung und das Siegel

der guten Mutter ab. Als meine Milch irgendwann knapp wurde, wahrscheinlich aufgrund des enormen Stresses und der Erschöpfung, waren wir gezwungen, mit Pulvermilch zu ergänzen. Ich hatte das Gefühl, mein Baby damit zu vergiften. Mein Mann, meine Mutter und meine Schwester versuchten mich damals zu überreden, das Stillen sein zu lassen. Ich hatte alles versucht, also musste ich mich damit abfinden und es wirklich sein lassen. Als ich schweren Herzens die Entscheidung traf, das Stillen aufzugeben, klappte es plötzlich wie durch Zauberei. Mein Baby stillte ich elf Monate und hörte erst auf, als er anfang, auf meinen Nippeln herumzubeißen. Als ich von heute auf morgen das Stillen beendete, schien es meinem Baby völlig egal zu sein. Es nahm die Flasche, ohne zu murren, als wären die vergangenen elf Monate nie passiert.

Vor der Schwangerschaft hatte ich eine romantische Vorstellung von der Mutterschaft. Ich war fest davon überzeugt, dass ich die Schwangerschaft und das Stillen lieben würde, dass sie mich wundervoll in meinem Körper fühlen lassen würden. Doch es kam anders. Während meiner Schwangerschaften waren Unbequemlichkeit, Übelkeit und Mattigkeit Dauerzustände. Und das Stillen, obwohl ich es als fabelhafte Erfahrung ersehnt hatte, war, als es schließlich klappte, vor allem praktisch. Ich fühlte mich mit meinem Baby viel mobiler, weil ich die Nahrung immer parat hatte. Einen Aspekt des Stillens hatte ich aber komplett übersehen: die mentale Belastung. Gibt man seinem Kind die Flasche, stellen sich manche Fragen nicht: Wie viel hat das Baby getrunken? Hat es überhaupt getrunken? Hat es jetzt Blähungen wegen der Mangostreifen, die ich gegessen habe? Esse ich genug Gemüse, Proteine und Vitamine? Ah Mist, an welcher Seite hat es zuletzt getrunken? Ist mein Curry etwas zu scharf für das Baby? Ist es okay, wenn ich einen Schluck Kaffee trinke?

Egal, wie belastend es auch war: Gute Mütter stillen ihre Babys, also wollte ich mein Baby stillen. Ich übernehme die volle Verantwortung für den Kreuzzug, den ich diese drei Monate auf meine eigenen Kosten geführt habe, auch wenn der soziale Druck mich stark beeinflusst hat. Es gibt viele Frauen, deren Mutterschaft in den ersten Monaten mit Schuldgefühlen beladen ist, weil ihnen vermittelt wird, dass sie ihrer Aufgabe als Mütter von Anfang an nicht gewachsen sind, weil sie nicht stillen können oder wollen. Frauen zum Stillen zu zwingen, mit der Begründung, es sei das Beste für das Kind, ist höchstproblematisch. »Mein Körper, meine Entscheidung« muss ein unbestreitbarer Grundsatz bleiben. Studien zeigen, dass sich die Ernährungsweise – also mit Säuglingsnahrung oder per Brust – langfristig kaum auf die Entwicklung der Kinder auswirkt. Ein Großteil der festgestellten Unterschiede ist auf sozioökonomische Faktoren zurückzuführen. <sup>[105]</sup> Denn es ist wahrscheinlicher, dass stillende Mütter Nichtraucherinnen, besser ausgebildet und wohlhabender sind und deshalb auch einen besseren Zugang zu gesundheitlicher Vorsorge, besseren Schulen, besserer Ernährung haben. Zudem gibt es keine Beweise dafür, dass nicht gestillte Babys weniger an ihre Mütter gebunden sind als gestillte Babys. <sup>[106]</sup>

Das Stillen ist nur die nächste Etappe des *Attachment Parenting* nach einer Hausgeburt ohne PDA. Die Prinzipien werden auf alle täglichen Care-Tätigkeiten erweitert, wie waschbare Windeln, selbst gekochte Gläschen, und auf Nuckel sollte auch verzichtet werden, damit Babys ihre Emotionen ganz frei rauslassen können, ohne gebändigt zu werden. Diese Weisungen betreffen unverhältnismäßig Mütter und verstärken die Ungleichheiten, die innerhalb der heterosexuellen Paarbeziehung sowieso schon existieren. Die Fetischisierung der Mutter-Kind-Bindung ist zusätzlich belastend für die Frauen, die innerhalb der heterosexuellen Kernfamilie weiter isoliert

werden. Sie bremst die Kollektivierung der Kinderbetreuung, da alles auf die Mutter gesetzt wird. Väter rücken weiter in den Hintergrund und werden im Namen des *Attachment Parenting* weniger in die Verantwortung genommen, für ihre Kinder zu sorgen. Obwohl *Attachment Parenting* von Feministinnen scharf kritisiert wurde, <sup>[107]</sup> verliert es in Deutschland und Europa nicht an Popularität. *Attachment Parenting* entwickelt sich im Laufe der Kindesentwicklung zu *Positive Parenting* , auch als »*Intensive Mothering*« <sup>[108]</sup> oder »*New Momism*« bezeichnet. <sup>[109]</sup> Es heißt im Grunde: lieb sprechen, nicht schimpfen, viel loben, positiv verstärken, die Bedürfnisse des Kindes in den Vordergrund stellen und diese befriedigen, so gut es geht.

Die positive Elternschaft findet bei der deutschen Bevölkerung besonders viel Anklang. Denn sie steht für einen Paradigmenwechsel von der väterlichen Autorität, ein zentrales faschistisches Merkmal, zur mütterlichen Liebe, und somit eine Distanzierung vom Nationalsozialismus. Doch die positive Elternschaft verschärft die ungleiche Aufteilung der Erziehungsaufgaben zwischen den Eltern, weil dieser Ansatz – wie *Attachment Parenting* – den intensiven Einsatz der Mütter verlangt. Sie beruht auf emotionalen und zwischenmenschlichen Kompetenzen, die Frauen zugeschrieben werden. Mütter sind meistens diejenigen, die sich mit diesem Erziehungsmodell identifizieren und dafür Bücher und Blogs lesen, Podcasts hören und das Projekt der positiven Elternschaft in die Familie tragen, was zusätzliche emotionale Arbeit und mentale Belastung nach sich zieht. Die Selbstaufopferung der Mütter wird durch die positive Elternschaft auf ein neues Level gehoben. Es geht nicht nur darum, sich *materiell* aufzuopfern, sondern auch *emotional* .

In meiner erweiterten Familie ist das Konzept der positiven Elternschaft kein Thema. Wann immer ich bei Familientreffen in Frankreich bin, fällt

mir ein Stein vom Herzen. Ich fühle mich dort derart erleichtert von diesem gesellschaftlichen Gebot, das ich in Deutschland so stark spüre und als sehr einengend empfinde. Viele Eltern in meiner deutschen Umgebung behandeln ihre Kinder wie rohe Eier und scheinen normale Emotionen wie Wut, Ärger und Frust zu verdrängen. Sie wirken dabei oft unauthentisch – und erschöpft. Der Mythos der andauernd und unausweichlich ruhigen, sanften Mutter ist in einer Kultur verwurzelt, die auf emotionaler Verdrängung basiert. Demnach ist eine gute Mutter stets lieb, unterstützend und ausgeglichen, unabhängig von den Umständen. Doch das kann keiner Mutter je gelingen, aus dem simplen Grund, dass Mütter Menschen sind. Wut, Ärger, Ungeduld, Müdigkeit sind menschliche Zustände und Emotionen, die Müttern nicht verweigert werden sollten. Authentizität ist das Beste, was Kindern beigebracht werden kann. So können sie Emotionen kennenlernen und üben den Umgang mit ihnen – sowohl mit den eigenen Gefühlen als auch denen anderer.

Dem *Attachment Parenting* und der positiven Elternschaft wurden zudem von einigen Soziolog\*innen vorgeworfen, es verschärfe das weitverbreitete Denken, dass persönliche Probleme einseitig auf das Versagen von Elternhauserziehung zurückzuführen sind – Eltern-Determinismus genannt. Während gesellschaftliche Faktoren systematisch übersehen werden, wird die Verantwortung für den Lebenserfolg von Menschen exklusiv deren Eltern aufgebürdet. Eltern-Determinismus hat meist auf Eltern benachteiligter sozialer Schichten und nichtweiße Menschen – besonders auf verarmte, alleinerziehende Mütter – gezielt. Doch inzwischen wird dieses Denken auf die gesamte Gesellschaft ausgeweitet. Eltern-Determinismus lenkt unsere Aufmerksamkeit weg von den gesellschaftlichen Faktoren, die uns unglücklich, arm und erfolglos machen, etwa die Umweltkrise, der kapitalistische Leistungsdruck, der

Teufelskreis der Armut, Rassismus, das Patriarchat, und schiebt die Verantwortung für alles auf die Eltern – genauer gesagt, die Mütter. Dann sind, wie bereits die Freud'sche Psychoanalyse etabliert hat, die Mütter an vielem schuld. Viele Mütter leben deshalb in einem konstanten Zustand von Ängstlichkeit, Selbstzweifeln und Schuldgefühlen. Eltern-Determinismus lässt uns in der Nabelschau der Kernfamilie verharren, anstatt die Welt in ihrer Gesamtheit zu sehen und uns mit den systemischen Gründen für das kollektive Unwohlsein zu konfrontieren.

Wochenbett-Depressionen und mütterliches Burn-out sind sowohl individuelle gesundheitliche Zustände als auch strukturelle Probleme, die auf die Isolation der Mütter und die daraus resultierende Erschöpfung zurückgehen. Sie sollten deshalb als gesellschaftliche Probleme behandelt werden und nicht nur als »Krankheiten«, die lediglich individuell geheilt werden müssen. Ich will hier nicht die positive Elternschaft für die Erschöpfung der Frauen verantwortlich machen, sondern anhand dieses Beispiels die unrealistischen Ansprüche aufzeigen, die an die Mütter gestellt werden.

Alle Fragen der Kindererziehung sind untrennbar mit dem Feminismus verbunden und gehören zu einer Kritik der Ehe. Seit fünfzig Jahren werden Frauen dazu gedrängt, immer mehr zu tun, alles unter einen Hut zu bringen und dabei immer höhere Standards im Beruf und bei der Kindererziehung zu erfüllen. Frauen, die zu Hause bei den Kindern bleiben wollen, sollten nicht beschämt oder als antifeministisch abgestempelt werden. Es ist jedoch wichtig, ihre Arbeit auf gesellschaftlicher Ebene wertzuschätzen, damit diese Entscheidung nicht zu körperlicher und geistiger Erschöpfung und zu Nachteilen in Form von wirtschaftlicher Abhängigkeit und geringem gesellschaftlichem Status führt.

## 6 Ehe und Geld: Der goldene Käfig

Einen Mann zu haben ist keine Notwendigkeit, es ist ein Luxus – wie Nachtisch.

*Cher*

Ich liebe diesen Satz der Sängerin und Schauspielerin Cher. Die Journalistin, für die es ein Affront war, zu behaupten, dass Frauen ohne Männer leben können, fragte sie im Interview: »Haben Sie das gesagt, um gemein und verbittert zu klingen?« Cher erwiderte: »Oh nein, überhaupt nicht! Ich liebe Nachtisch. Ich liebe Männer, aber man braucht sie nicht, um zu leben. Meine Mutter sagte mir ›Heirate einen reichen Mann‹ und ich antwortete ›Mama, ich bin der reiche Mann‹. Meine Erfahrung mit Männern ist toll, weil ich sie auswähle, weil ich sie mag. Ich brauche sie nicht.« <sup>[110]</sup> Wären alle Frauen ähnlich finanziell abgesichert, würden viele auch sagen: Wir brauchen Männer nicht. Vielleicht macht genau das Männern Angst?

Die Unterwerfung der Frau beginnt damit, sie wirtschaftlich von den Männern abhängig zu machen. In französischen TV-Archivaufnahmen aus dem Jahr 1983 berichten sechs ältere Frauen von ihrer Ehe und der dort erlebten Herabwürdigung. Die Interviewerin fragt daraufhin: »Konnten Sie

sich nicht gegen Ihre Männer wehren?«, und sie antworteten gemeinsam, »Oh, sicherlich nicht! Er war derjenige, der das Geld einbrachte. Wir konnten es nicht riskieren, rausgeschmissen zu werden!« <sup>[111]</sup>

Diese Sorge kenne ich aus meiner Kindheit. Ich hatte Angst, dass mein Vater sterben könnte und wir ohne ihn verloren wären. Vor dem Einschlafen malte ich mir ein Leben auf der Straße mit meiner Mutter und den Schwestern aus, wie wir in Lumpen zur Schule gehen und abends mit leerem Magen auf alten Pappkartons zusammengeschnürt einschlafen würden. Also betete ich jeden Abend zu Gott, meinen Vater am Leben zu erhalten, damit uns dieses schreckliche Schicksal erspart bliebe, falls er nicht mehr materiell für uns sorgen könnte. Obwohl meine Mutter berufstätig war und Geld verdiente, war ich davon überzeugt, dass sie ohne meinen Vater nicht in der Lage wäre, für uns zu sorgen. Meine Ängste waren nicht rational, sie hatten keine objektive Grundlage. Wo kamen sie bloß her?

Ich wuchs in patriarchalen Strukturen auf: Mein Vater arbeitete Vollzeit als Arzt, meine Mutter kümmerte sich zusätzlich zu ihrer Tätigkeit als Krankenschwester um den gesamten Haushalt. Sie kaufte ein, kochte alle Mahlzeiten, machte die Wäsche für die Familie, putzte, kaufte Klamotten für uns, kontrollierte unsere Hausaufgaben, dekorierte das Haus, goss die Pflanzen, brachte uns zur Schule, koordinierte Familienfeiern, Geburtstage, außerschulische Aktivitäten und Urlaube sowie alle sonstigen organisatorischen Aspekte des Familienlebens. Eine solche Aufteilung war damals – und bleibt es bis heute – keine Ausnahme. Als Kind hatte ich verinnerlicht, dass mein Vater die »wichtigere« Arbeit leistet, die Arbeit, die Geld und Sicherheit bringt. Das von meiner Mutter verdiente Geld hatte für mich keinen Wert, weil es bei dem Thema um viel mehr als Geld ging: Es ging um finanzielle Macht und die Fähigkeit, mit Geld umzugehen, es

vernünftig auszugeben und sinnvoll zu sparen. Alles Aufgaben, die ich meiner Mutter nicht zutraute, weil mein Vater alle finanziellen Entscheidungen zu Hause traf und sie in der Hinsicht stets herabsetzte. Meine Mutter hatte nur ein symbolisches Mitspracherecht, und darüber war ich mir schon als 7-jähriges Kind sehr bewusst. Meine Ängste hatten nicht nur eine private Grundlage, sondern wurden von gesellschaftlichen Repräsentationen verschärft. Die Paarung Geld/Frau ist eine ungewöhnliche, noch immer tendenziell verpönte Assoziation. Frauen sollen sich nicht mit Geld befassen. Als meine Mutter entschied, sich von meinem Vater scheiden zu lassen, kamen meine Ängste wieder hoch. Auch wenn ich mittlerweile 14 war und wusste, dass wir nicht unter einer Brücke schlafen müssten, machte mir die Vorstellung eines Lebens ohne die finanzielle Obhut meines Vaters dennoch Angst. Doch nach der Trennung gab es weder Obdachlosigkeit noch hungriges Zubettgehen. Meine Mutter hat es ohne meinen Vater geschafft. Diese Realisierung war eine Art Befreiungsschlag, weil ich endlich gesehen habe: Doch, es geht. Wir Frauen können auf-und für uns einstehen, wenn es darauf ankommt. Meine Mutter hatte einen wichtigen Schritt in ein selbstbestimmtes, freies Leben gemacht. Cher hatte recht: Frauen kommen ohne Männer zurecht.

Die Identität von Frauen als Ehefrauen und Mütter wurde lange von der häuslichen Sphäre geprägt und hat bis vor Kurzem auch die rechtliche Identität der Frau geformt. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts verschmolz der Rechtsstatus der Frau mit dem ihres Mannes, denn sie besaß kein eigenständiges rechtliches Selbst. Ihre wirtschaftlichen und sozialen Vorteile ergaben sich aus ihrer Ehe. Ein Großteil der Frauenrechtsbewegung hat sich dafür eingesetzt, dass Frauen einen von ihren Ehemännern unabhängigen rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Status erhalten. Heute haben Frauen ihre eigene öffentliche Identität und sind nicht mehr

ausschließlich auf das Wohlwollen ihrer Ehemänner angewiesen. Dennoch ist die finanzielle Stabilität vieler Frauen nach wie vor an die Ehe gebunden, insbesondere wenn aus der Ehe Kinder hervorgehen. Das Leben außerhalb der Ehe bleibt für viele Frauen weltweit ein unsicherer Ort.

Männer haben im Laufe der Geschichte unterschiedliche Mittel eingesetzt, um Frauen in die häusliche Sphäre abzustellen, wodurch sie sich ihre reproduktive Funktion aneignen und sie kontrollieren konnten. Die Ehe gehört zu diesen Instrumenten und stützt sich auf einen Vertrag, demzufolge die Frau die unbezahlte reproduktive Arbeit leistet – Sex, Schwangerschaften, Kindererziehung und Haushaltsarbeit – im Austausch gegen finanzielle Absicherung. Diese Arbeit muss innerhalb eines festen Rahmens stattfinden: im gemeinsamen Haushalt unter der Kontrolle des Mannes. Zu den ehelichen Pflichten gehört deshalb die Wohngemeinschaft. Im Bürgerlichen Gesetzbuch heißt es im Paragraphen 1353: »Die Ehegatten sind einander zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet.« Wer verheiratet ist, muss also zusammenwohnen und auch einen gemeinsamen Haushalt führen. Das Leben in Wohngemeinschaft wurde festgeschrieben, um Frauen unter Hausarrest zu stellen und ihnen die Care-Arbeit aufzuzwingen, denn wenn man unter demselben Dach lebt, kann man sich diesen Aufgaben kaum entziehen. Als Ehepaar in getrennten Wohnungen zu leben oder das gemeinsame Heim aufzugeben, war deshalb lange nicht möglich. Die unbezahlte reproduktive Arbeit, die Frauen im Rahmen der Ehe leisten, nimmt dem Staat eine unglaubliche Last ab, er spart dadurch Unmengen an Geld. Der Staat ist deshalb daran interessiert, dass die unbezahlte, meist unsichtbare Haushalts-, Pflege- und Erziehungsarbeit weiterhin privat organisiert und geleistet wird – überwiegend von Frauen innerhalb der Familie. Wenn wir heiraten, erwirbt der Staat ein rechtliches (und wirtschaftliches) Interesse an unserer Beziehung. Wenn Frauen allein

oder außerhalb heterosexueller Beziehungen leben, bedroht dies den Staat und die Fähigkeit der Gesellschaft, ihre unbezahlte Arbeit auszubeuten. Sollte es dem Staat aber nicht egal sein, wer im Fall einer Familiengründung zu Hause bei den Kindern bleibt, ob Mann oder Frau? Nein, denn der Staat ist keine abstrakte, neutrale Entität. Der »Staat« ist weiß, männlich, aus der Mittelschicht und verheiratet. Die Interessen des Staates sind die Interessen von weißen, heterosexuellen, verheirateten Mittelschichtsmännern, denn er wird überwiegend durch genau diese Menschen repräsentiert.

Die Autorität der Männer wird von der politischen und finanziellen Abhängigkeit der Frauen abgeleitet. In der kapitalistischen Wirtschaft werden Frauen für ihre unbezahlte reproduktive Arbeit nicht durch den Markt vergütet, sondern sie werden von ihrem Mann bezahlt. Der irische Literaturnobelpreisträger George Bernard Shaw brachte diese Art der Beziehung 1928 wie folgt auf den Punkt: »Da der Kapitalismus den Mann zum Sklaven macht und die Frau durch seine Bezahlung zu seiner Sklavin, wird sie zur Sklavin eines Sklaven, was die schlimmste Form der Sklaverei ist.« <sup>[112]</sup> Auch wenn ich seine Wortwahl problematisch finde, weil europäische Männer im Kapitalismus nicht mit versklavten Menschen verglichen werden können, kann uns die von ihm skizzierte Hierarchie helfen, das Abhängigkeitsverhältnis zwischen den Geschlechtern besser zu verstehen.

Die hegemoniale Männlichkeit verlangt von Jungen und Männern nicht nur, dass sie sich als mächtiger und überlegen betrachten, sondern auch, dass sie alles tun, damit ihre Machtposition gegenüber den Frauen erhalten bleibt. Geld ist dafür ein Vehikel. Männer kontrollieren den Zugang zu Geld für Frauen, innerhalb der Ehe, aber auch auf gesellschaftlicher Ebene und in den globalen finanziellen Sphären. Männern gehört das Kapital – privat und

kollektiv. Dies führt dazu, dass Frauen kontinuierlich gezwungen sind, Sex gegen Zugang zum Geld zu tauschen, wie Shaw beschreibt: »Der Kapitalismus wirkt auf die Frauen wie eine ständige Bestechung, um sexuelle Beziehungen gegen Geld einzugehen, sei es in oder außerhalb der Ehe; und gegen diese Bestechung gibt es nichts anderes als die traditionelle Ehrbarkeit, die der Kapitalismus durch Armut zerstört.« <sup>[113]</sup> Deshalb sind Sex und Geld im Leben der Frauen immer miteinander verwoben, mittelbar und unmittelbar – heute noch. Die Themen Sex und Geld sind nicht nur tief in der traditionellen Familienstruktur verankert, sondern sie halten sie zusammen. Es ist kein Zufall, dass Sex und Geld die beiden umstrittensten und am stärksten belasteten Bereiche in Beziehungen sind. Beide sind tabu und gefühlsbeladen.

Meine kindlichen Ängste habe ich durch unsere patriarchale kapitalistische Gesellschaft geerbt. Es war mir schon damals bewusst, dass mein Vater Kontrolle über das Geld hatte, und dass die Gesellschaft alles einsetzt, damit Frauen ohne Männer unfrei bleiben, dass sie immer wieder dazu verleitet werden, sich in die Abhängigkeit von Männern zu begeben. Auch wenn wir inzwischen viele Fortschritte gemacht haben, können die Spuren der nahezu kompletten Abhängigkeit der Frauen nicht ausgeradiert werden, denn jahrhundertlang haben Frauen ihren sozialen und wirtschaftlichen Status und ihre Identität ausschließlich aus der Ehe gezogen. Das lässt sich nicht so einfach abstreifen. In ihrem 1981 erschienenen Buch *The Cinderella Complex: Women's Hidden Fear of Independence* beschreibt Colette Dowling ein psychologisches Syndrom, das Frauen unbewusst dazu verführt, sich von Männern abhängig zu machen. <sup>[114]</sup> Fast zwei Generationen später ist diese Beobachtung noch relevant. Durch die patriarchale Sozialisation werden Frauen ermutigt, Angstgefühle zu vermeiden und nur das zu tun, was ihnen Sicherheit

vermittelt. Mädchen werden nicht zur Freiheit, sondern für die Abhängigkeit erzogen. Das Patriarchat versucht Frauen davon zu überzeugen, dass sie nicht selbst für sich sorgen können, dass für sich selbst einzustehen und sich zu behaupten gefährlich ist. Frauen wird beigebracht, Angst vor der Freiheit zu haben. Diese Angst kenne ich nicht nur aus meiner Kindheit, sondern auch aus meinem Leben als Erwachsene. Als ich mich trennen wollte, war ich von der Angst besessen, vieles allein nicht zu schaffen. Einige wichtige Dinge fühlten sich für mich damals unüberwindbar an, etwa die deutsche Bürokratie oder lange Autofahrten. Viele Männer sind auf Frauen angewiesen, wenn es um grundlegende Überlebensfähigkeiten wie Kochen, Wäschewaschen und Putzen geht, aber ironischerweise erzählt das Patriarchat den Frauen, dass sie diejenigen sind, die ohne Männer nicht überleben können. Also hat das Patriarchat dafür gesorgt, dass Frauen außerhalb der Ehe und der männlichen Abhängigkeit viele Hürden und Schwierigkeiten (hin-)nehmen müssen, zum Beispiel finanzieller, kultureller und politischer Art. Umgekehrt geraten Männer, die ohne Frauen leben, nicht in die gleichen Schwierigkeiten. Deshalb ist die Co-Abhängigkeit zwischen Frauen und Männern von einer grundlegenden Asymmetrie gekennzeichnet. Wenn nun den Feministinnen vorgeworfen wird, sie würden Ehen zerstören, zeigt sich, dass diese Asymmetrie ein offenes Geheimnis ist.

Die Ehe ist ein goldener Käfig, weil Frauen trotz der Unfreiheit gewisse Vorteile daraus ziehen. Sie mildert die Risiken finanzieller Härten und verschafft heterosexuellen Paaren gewisse Privilegien, indem sie zur als überlegen betrachteten Lebensform gezählt werden. Dieses Privileg ist nicht umsonst zu haben und hat einen bitteren Beigeschmack: Es bedeutet, innerhalb der heterosexuellen Partnerschaft ausgebeutet zu werden, um in der Gesellschaft zu glänzen und Vorteile außerhalb von zu Hause zu

erlangen. Hier sind nicht alle heterosexuellen Familien gemeint, sondern in erster Linie weiße Familien aus der Mittelschicht (und mit mindestens einer\*m weißen Partner\*in). Die Gesellschaft projiziert nur Schönes auf diese Familien, Glück ohne Ende, ausgeglichene, fröhliche Kinder, Stabilität, Liebe. Die Scheidung schmerzt auch deshalb, weil dieses großartige Image zerstört und das Umfeld enttäuscht wird. Und all das nur, weil man dieses Theaterstück des perfekten Lebens nicht mehr mitspielen will.

### **Frauen müssen arm bleiben**

Mit Geld ist es ein wenig wie mit Sex: Wir denken häufig darüber nach, sprechen aber selten offen darüber. Vielleicht hat das damit zu tun, dass wir uns nackt und verletzlich fühlen, wenn wir über Geld sprechen, denn unsere Beziehung zu Geld verrät viel über unser Selbstwertgefühl. Sie gibt Hinweise darauf, wie wir lieben, verrät unseren Umgang mit Unsicherheit, wie viel Vertrauen wir im Leben haben und ob es uns generell schwerfällt, loszulassen.

Geld wird als Belohnung für harte Arbeit dargestellt. Aber es wird mit zweierlei Maß gemessen: Während zum Beispiel Erben verdienstvoll behandelt werden allein aufgrund ihres familiären Hintergrunds, werden Menschen, die Sozialleistungen oder Leistungen zur Aufstockung zum Lohn erhalten, als faule Schmarotzer\*innen und Trittbrettfahrer\*innen verunglimpft. Der Kapitalismus braucht ein Narrativ, das die am härtesten arbeitenden Menschen als faul darstellt, und die Reichsten, die am wenigsten arbeiten, als verdienstvoll. Die globale Arbeiter\*innenklasse ist überwiegend weiblich und nichtweiß, die große Mehrheit der Investor\*innen und großen Erb\*innen ist männlich und weiß. Die

Darstellung von Faulheit vs. harte Arbeit und Verdienen vs. Nicht-Verdienen ist eine kapitalistische Lüge, die soziale Ungerechtigkeit aufrechterhält und legitimiert. Arme Menschen sind innerhalb eines kapitalistischen Systems arm, weil sie ausgebeutet werden und über Generationen hinweg in einem Teufelskreis der Armut gefangen sind, nicht weil sie schlechtere Entscheidungen treffen oder fauler sind als die Reichen. Geld ist für Arm und Reich nicht dasselbe: In den Händen der Reichen vermehrt es sich, in den Händen der Armen schwindet es.

Geld ist nicht nur ein pragmatisches Tauschmittel, sondern es hat eine spirituelle Bedeutung, Geld ist Energie. Das ist einer der Gründe, warum so viele von uns tiefen Schmerz und ungelöste Probleme in Verbindung mit Geld haben. In unserem kapitalistischen Mindset verleiht Geld Dingen einen Wert. Wenn wir etwas Teures sehen, gehen wir davon aus, dass es sehr wertvoll ist. Wenn wir etwas Kostenloses oder »gegen Spende« sehen, gehen wir davon aus, dass es nicht viel wert ist. Wenn wir nicht viel Geld haben oder unsere Arbeit schlecht bezahlt wird, bekommen wir die Botschaft vermittelt, dass sowohl wir als auch unsere Arbeit nicht wertvoll sind.

Geld ist ein zentraler Hebel im Entmenschlichungsprozess, der in Unterdrückungssystemen wirkt. Um die konstruierte Wertlosigkeit der Unterdrückten wirksam zu machen, muss ihnen jeglicher Zugang zu Geld erschwert werden. Die Unterdrückten müssen arm bleiben, um das System und die Hierarchie aufrechtzuerhalten und damit die Kontrolle über sie erhalten bleibt, denn Geld ist Macht. Dass die Unterdrückten arm sind, ist kein Zufall, sondern es gehört zur Gestalt der Macht. Es gibt ein stabiles System, das dazu geführt hat, dass Reichtum und Vermögen weltweit in den Händen von Unterdrückern konzentriert bleiben. Deshalb sind die Unterdrückten in einem Armutszyklus gefangen und können ihm nur

schwer entkommen. Menschen sind nicht einfach arm. Sie wurden über Generationen hinweg durch ein patriarchales, kolonialistisches, kapitalistisches System *verarmt*. Und Frauen weltweit sind Leidtragende dieser Strategie. Es gibt zwar Frauen mit großem Vermögen, aber oft leiten diese Frauen ihren Reichtum von Vätern, Ehemännern und anderen männlichen Familienangehörigen und Vorfahren ab.

Vom *Gender Pay Gap*, der Lohnlücke zwischen Frauen und Männern, hören wir ständig. Der *Gender Pension Gap*, der Unterschied der Rentenansprüche, ist weniger bekannt, wird aber immer häufiger thematisiert. Aber wer spricht vom *Gender Tax Gap*, der ungleichen Besteuerung, oder vom *Gender Capital Gap*, der Vermögenslücke zwischen Frauen und Männern? Insgesamt erzielen Frauen 2023 knapp weniger als 20 Prozent des Einkommens der Männer in Deutschland. <sup>[115]</sup> Insgesamt werden Frauen durch den geringeren Lohn zwar deutlich weniger steuerlich belastet als die Männer, aber das Ehegattensplitting frisst in den unteren und mittleren Einkommensklassen den Verdienst von Frauen stärker auf als bei verheirateten Männern mit vergleichbarem Einkommen. <sup>[116]</sup> Die Ehe ist das Instrument, das die institutionalisierte Beraubung der Frauen ermöglicht.

Das hat lange Tradition: Frauen wurden historisch wie ein Handelsobjekt behandelt, das zwischen Männern verschiedener Generationen getauscht wird. Diese Übergabe findet vom Vater zum Ehemann statt. Dass der Vater seine Tochter bei der kirchlichen Hochzeitszeremonie direkt zum Ehemann führt, bewegt zwar viele Menschen bis zu Tränen, doch dieser Brauch basiert auf diesem patriarchalen Tauschsystem, das Frauen in finanzieller Abhängigkeit von Männern gehalten hält. Sie hatten in diesem System keine Chance, ein eigenes Vermögen aufzubauen – sondern nur in ihrer Verbindung mit

Männern. Die sind genau aus diesem Grund die reichere Gruppe. Die Zeiten ändern sich, und heute ist die Situation der Frauen eine bessere als vor fünfzig oder hundert Jahren, aber wir dürfen nicht vergessen, dass unsere heutige Gesellschaft das Produkt dieser Vergangenheit und eine direkte Fortsetzung davon bleibt.

### **Frauen arbeiten, Männer akkumulieren**

Mit der Entstehung der Lohnarbeit und Arbeitsmärkte durch die industrielle Revolution ab dem 18. Jahrhundert änderte sich die Struktur des heterosexuellen Haushalts allmählich. Die Einführung des männlichen Arbeiterlohns Anfangs des 20. Jahrhunderts, der als Familienlohn konzipiert war, trieb Frauen aus den Fabriken hinaus und drängte sie in die Haushalte – und in die finanzielle Abhängigkeit von ihren Männern. Die Arbeitsaufteilung wurde dadurch zementiert und zum zentralen Merkmal der kapitalistischen Wirtschaft. Das Ehepaar wurde zur Produktionseinheit, mit dem Mann, der *produktive* Arbeit leistet gegen Lohn, und der Frau, die für die unbezahlte *reproduktive* Arbeit sorgt. Durch den Lohn entstand eine neue Hierarchie, eine neue Organisation der Ungleichheit: Der Mann erhielt die Macht über den Lohn und wurde quasi zum Vorarbeiter der unbezahlten Arbeit der Frau. So gewann er die Macht, sie zu kontrollieren und zu disziplinieren. <sup>[117]</sup> Die Macht der Männer hat sich im kapitalistischen Patriarchat durch die Lohnarbeit immens verstärkt. Diese neue Organisation führte zu einer historischen Wende, die das kapitalistische Wachstum in ähnlicher Weise erlaubte wie die Versklavung von Millionen Menschen des afrikanischen Kontinents.

Auch wenn Frauen inzwischen am Arbeitsmarkt beteiligt sind und ihr eigenes Geld verdienen – das System bleibt erhalten, denn der Kapitalismus lebt von der unbezahlten Arbeit der Frauen im Haushalt. Zum Beispiel ermöglicht die unbezahlte Care-Arbeit der Frauen niedrigere Steuern für Ehepaare. Weniger Steuern bedeuten mehr Gewinne und verfügbares Einkommen (und Ersparnisse) für diejenigen, die bereits an der Spitze der Einkommensleiter stehen – Männer aus der Mittelschicht, überwiegend weiß. Wenn die unbezahlte Hausarbeit ausschließlich oder hauptsächlich von einer Person in der Beziehung geleistet wird, führt dies zu einer Verarmung dieser Person und umgekehrt zu einer automatischen Bereicherung der Person, die von der Hausarbeit befreit wird, da sie mehr Geld und Vermögen ansammeln kann. Das heutige Steuersystem in Deutschland und anderen westlichen Ländern subventioniert die Bereicherung der Männer.

Frauen in Kernfamilien, die zu Hause bleiben, sich um die Kinder kümmern und vom Lohn ihres Mannes oder Partners abhängig sind, befinden sich oft in einer isolierten und verletzlichen Lage, sowohl gesellschaftlich als auch wirtschaftlich. Seltsamerweise bezeichnen wir die Situation dieser Frauen nicht als vulnerabel, gefährdet, schwach, ungesund. Stattdessen wird das Ideal der Kernfamilie geschützt, indem ihre missliche Lage auf die Kosten der Kinderbetreuung, mangelnde Work-Life-Balance und andere äußere Belastungen geschoben wird. Die vollständige oder partielle Abhängigkeit vom Lohn des Mannes ist im Grunde eine Form der privaten Sozialhilfe, die es Frauen ermöglicht, sich vom Lohn- und Arbeitsmarkt zurückzuziehen; analog zur öffentlichen Sozialhilfe, die es alleinlebenden Frauen ermöglicht, lohnunabhängig für die Bedürfnisse ihrer Kinder zu sorgen. Erhalten verheiratete Frauen mit Kindern »private« Sozialhilfe, käme niemand auf die Idee, sie als Mitwirkende an einer

dysfunktionalen Familienform zu betrachten – ganz im Gegensatz zu Empfängerinnen öffentlicher Sozialhilfe, etwa alleinerziehenden Müttern. Die Kernfamilie ist also ein Modell, von dem reiche und verarmte Menschen, Männer und Frauen nicht gleichermaßen profitieren. Reiche Familien können es sich leisten, externe Unterstützung für die Erziehung ihrer Kinder dazuzukaufen: Babysitting, Nachhilfe, außerschulische Aktivitäten oder Ferienkurse. Solche Dienstleistungen unterstützen die Entwicklung des Kindes, aber nicht nur. Sie bereiten es für die Leistungsgesellschaft vor und geben ihm dadurch einen Vorsprung im Vergleich zu verarmten Kindern. Diese Maßnahmen entlasten die Eltern, was wiederum der Ehe zugutekommt. Die Kernfamilie fordert hohe Kosten für ihre Selbsterhaltung, die verarmte Menschen sich nicht leisten können. Das Familienkonstrukt Kernfamilie mit Arbeitsteilung kommt einer Frau wie Renate (die fünffache Mutter, die mit einem reichen Anwalt verheiratet ist) aufgrund ihres Wohlstands zugute. Ein solches Modell macht es aber Frauen aus privilegierten sozialen Klassen schwerer, sich zu trennen.

Anna und Lukas sind ein weißes deutsches Paar aus Berlin. Lukas arbeitet als selbstständiger IT-Entwickler und Anna ist als Grafikerin in einer Werbeagentur angestellt, sie leben seit drei Jahren zusammen in einer schönen Mietwohnung in Kreuzberg. Sie verdienen beide ungefähr gleich viel und zahlen jeweils die Hälfte der Miete und der laufenden Kosten. Als Anna schwanger wird, freuen sich beide sehr. Während der Schwangerschaft ging es Anna nicht so gut, sie musste im ersten Trimester häufig krankgeschrieben werden, weil sie mit Übelkeit und Müdigkeit zu kämpfen hatte. Als ihr Kind Theo geboren wurde, entschieden die beiden, dass Anna mit Theo erst mal sechs Monate zu Hause bleiben würde. Am Ende der sechs Monate konnte Anna sich nicht vorstellen, wieder zu arbeiten, und verlängerte ihre Elternzeit um weitere sechs Monate. Für

Lukas war eine Elternzeit als Selbstständiger nicht so gut machbar, weil er und Anna auf sein volles Einkommen angewiesen waren. Sie gönnten sich jedoch eine gemeinsame Auszeit mit Baby in Thailand, dafür reichte Lukas zwei Monate Elternzeit ein. Sie hatten für die Zeit danach eine schöne kleine Kita mit einem tollen pädagogischen Konzept gefunden, mit dem Fahrrad zehn Minuten von zu Hause entfernt. Die dreiwöchige Eingewöhnung machte Lukas, Anna fing wieder an zu arbeiten. Sie merkte schnell, dass Vollzeit nicht mehr gehen würde, weil die Kita um 16 Uhr schließt. Sie verringerte ihre Arbeitsstunden auf 25 Stunden die Woche, was weniger Stress, mehr Zeit mit Theo, aber auch weniger Gehalt bedeutete. Lukas' Gehalt blieb unverändert, ihre Aufteilung der Kosten auch. Sie hatten sich so organisiert, dass Lukas Theo jeden Morgen zur Kita fährt und Anna ihn jeden Tag um vier abholt. Nach einiger Zeit merkte Anna, dass sie täglich viel mehr Zeit allein mit Theo verbrachte und auch viel mehr Care-Arbeit leistete mit Einkaufen und Kochen für die Familie sowie Anziehen, Windeln wechseln, Baden und ins Bett bringen. Lukas kam meistens entweder kurz vor Theos Bettzeit nach Hause oder kurz danach. Als Theo drei wurde, kauften Lukas und Anna eine gemeinsame Wohnung, größtenteils mit den Ersparnissen, die Lukas in den letzten drei Jahren ansammeln konnte. Er ließ sich zu drei Vierteln ins Grundbuch eintragen und sie zu einem Viertel. Lukas übernahm größtenteils die monatlichen Kreditraten und Anna zahlte die Einkäufe, die Kinderklamotten und andere laufende Kosten. Sie hatten das nicht explizit so vereinbart, sondern es hatte sich einfach so ergeben, wahrscheinlich weil Anna die meisten Einkäufe machte und weil Lukas sich um den Erwerb der Wohnung gekümmert hatte. Anna fühlte sich unterschwellig ein bisschen schuldig, weil sie vor allem dank Lukas in dieser schönen Eigentumswohnung leben konnten.

Kurz nach dem Wohnungskauf wurde Anna zum zweiten Mal schwanger. Anna und Lukas waren nie vom Konzept der Ehe überzeugt, aber es ergab langsam keinen Sinn mehr, nicht verheiratet zu sein. Anna arbeitete weiterhin Teilzeit und verdiente mittlerweile deutlich weniger als Lukas. Als verheiratetes Paar würden sie viel weniger Steuern zahlen, als wenn sie unverheiratet bleiben würden. Die Hochzeit war viel schöner, als sie es sich hätten ausmalen können. Dreizehn Jahre später trennten sich Anna und Lukas. Es war ihr Weg aus der Beziehungskrise, die seit einigen Jahren andauert hatte. Anna fühlte sich mit der Kindererziehung allein gelassen, und Lukas fühlte sich ständig kritisiert. Egal, wie sehr er sich anstrebte, es schien Anna nie genug zu sein.

In den vergangenen dreizehn Jahren hatte Lukas ein Vermögen aufbauen können, gleichzeitig war Anna durch die Teilzeitarbeit finanziell immer mehr von ihm abhängig geworden. Während die monatlichen Ausgaben von Lukas sich in Eigentum umgewandelt hatten, war Annas Geld, das für Windeln, Bio-Essen und Kinderklamotten draufging, einfach weg. Ähnlich war die Schieflage beim Gehalt: Lukas' Einkommen hatte sich in den letzten dreizehn Jahren mehr als verdoppelt, während Annas Gehalt erst leicht gesunken war und dann stagniert hatte. Lukas konnte mehr arbeiten und mehr Geld anhäufen, weil Anna sich in der Zeit kostenlos um die Kinder kümmerte. In den dreizehn Jahren schlug Anna immer wieder vor, dass auch Lukas auf Teilzeit wechselt, damit die Erziehungs- und Care-Arbeit fairer verteilt wäre. Ihre gemeinsamen Einkünfte wären dadurch aber viel geringer ausgefallen, sodass sie den Plan nie umgesetzt haben. Lukas' Karriere stand immer im Vordergrund: Anna musste alles tun, um seinen Aufstieg zu erlauben und zu fördern, auch wenn das für sie bedeutete, ihre eigene Karriere immer wieder zu depriorisieren. In der Pandemie hatte sich diese Dynamik noch verstärkt. Lukas profitierte von Anna, die stets dafür

sorgte, dass er mehr, besser und ungestört arbeiten konnte. Anna würde eigentlich ein Teil des Geldes zustehen, das Lukas in den dreizehn Jahren verdient hat, denn ohne sie wäre er nicht reicher geworden. Er hätte sich auch um seine Kinder kümmern oder eine Betreuung zahlen müssen. Wären sie zusammengeblieben, hätte Anna keinen Anspruch auf irgendeine monetäre Kompensation. Aber durch den sogenannten Zugewinnausgleich steht ihr durch die Ehescheidung die Hälfte des Geldes zu, das Lukas während der Ehe angesammelt hat. Frauen, die die überwiegende Mehrheit der Care-Arbeit übernehmen und weniger verdienen als ihre Männer, können sich nur durch die Ehe finanziell absichern. Leben sie ohne Trauschein zusammen, sind sie auf die Aufrichtigkeit ihrer Ex-Partner angewiesen. Deshalb scheint die Ehe doch irgendwie gut zu sein, weil sie Frauen absichert. Aber sollten wir nicht lieber die Quellen der Ungleichheit beseitigen, anstatt Arrangements zu finden, die sie lediglich korrigieren? Anna und Lukas sind keine Einzelfälle, sondern bilden die Mehrheit der heterosexuellen Paare aus der deutschen Mittelschicht – in dieser Geschichte sind nur die Namen fiktiv. Während die Frauen arbeiten, akkumulieren die Männer, wie die Soziologinnen Céline Bessières und Sibylle Gollac in ihrem Buch *Das Geschlecht des Kapitals* schreiben. <sup>[118]</sup>

Mit jedem Kind, das eine Frau bekommt, sinken ihr Gehalt und ihr beruflicher Status – es entsteht die sogenannte *Maternal Wage Penalty*. Kinderlose Frauen verdienen besser als Frauen mit Nachwuchs. Bei Männern ist es genau umgekehrt: Mit jedem weiteren Kind steigen das Gehalt und sein Rang in der Hierarchie. Männer ohne Kinder verdienen weniger als Männer mit Kindern. <sup>[119]</sup> Wenn Männer reich werden und gute Gehälter verdienen, dann liegt das zum großen Teil daran, dass sie mit Frauen zusammen sind, die sich um den Haushalt und die Kinder kümmern, während sie arbeiten. Wäre ich verheiratet geblieben, wären auch mein Ex-

Mann und ich diesen Statistiken nicht entkommen. Heute, fünf Jahre nach der Trennung, hat sich die Tendenz umgekehrt. Mein Gehalt hat sich mehr als verdoppelt und sein Gehalt ist zwar gestiegen, aber vermutlich deutlich weniger, als wenn wir zusammengeblieben wären.

In der überwiegenden Mehrheit der heterosexuellen Partnerschaften ist der Mann einige Jahre älter als die Frau. Dadurch ist die Karriere der Männer oft weiter entwickelt und sie verdienen schon besser als die Frauen. Doch auch wenn sie gleichaltrig sind, verdienen Männer statistisch gesehen mehr als Frauen. So ergibt sich von Anfang an eine Dynamik, der zufolge die Frau sich an die Karrierepläne des Mannes anpasst und seiner Karriere Vorrang gibt. Die Arbeit der Männer und die Männer selbst werden dadurch aufgewertet und gewürdigt. Daraus folgt, dass die Karrieren der Frauen häufig implizit als zweitrangig betrachtet werden. Dass ein Großteil der Arbeit der Frauen nicht bezahlt wird, führt nicht nur zur Abwertung ihrer Arbeit, sondern auch zu ihrer eigenen Abwertung. Wenn eine Frau weniger arbeitet, um sich um die Kinder zu kümmern, stellt das einen enormen Verdienstaufschlag dar, der nirgendwo erfasst wird. Hochgerechnet aufs ganze Leben, geht es um kolossale Geldsummen. Die kumulative Ungleichheit, die sich aus der Übernahme der kostenlosen Hausarbeit ergibt, hält Frauen in finanzieller Ungleichheit gegenüber ihren Ehemännern.

Das Ehegattensplitting wurde 1958 in Westdeutschland eingeführt und gilt bis heute. Durch diese Regelung wird das Ehepaar als Wirtschaftsgemeinschaft behandelt. Je näher die Einkünfte der Ehepartner\*innen beieinanderliegen, umso geringer ist der Steuervorteil. Der Staat fördert die kostenlose Arbeit der Frauen zu Hause, indem er Paare mit großer Gehaltsspanne belohnt. Der ideologische Kampf zwischen Kapitalismus und Kommunismus führte dazu, dass kapitalistische Länder wie Frankreich und die BRD die männlichen Ernährer und die weiblichen

Hausfrauen förderten. Es gibt deshalb wesentliche Unterschiede zwischen dem ehemaligen Ost- und Westdeutschland. Kurz gefasst war die finanzielle Autonomie der Frauen in Ostdeutschland besser, was nicht heißt, dass die Care-Arbeit dort gerechter gehandhabt wurde, sondern nur, dass die finanzielle Ungleichheit zwischen Frauen und Männern nicht vom Staat gefördert wurde. Heute werden die Frauen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene durch das Ehegattensplitting benachteiligt. Die innerhalb der Ehe benachteiligten Frauen sind überwiegend weiß und aus der Mittelschicht, doch es gibt Millionen von Schwarzen Frauen, Frauen of Color und Migrantinnen aus der Arbeiter\*innenklasse, die die globale Wirtschaft tragen und dabei unsichtbar gemacht werden. Die Ehe ist keine Institution, die in gleichem Maß *alle* Frauen benachteiligt. Sie bleibt eine Institution, die auf die weiße Mittelschicht zugeschnitten ist.

Die gesamte Gesellschaft legt zusammen, um die wohlhabenden verheirateten Männer zu subventionieren, denn diese Regelung lässt von einer geringeren Steuerlast profitieren. Den Gewinn machen diejenigen, die in der Ehe sowieso am meisten verdienen – in der Regel die Männer. Oft entscheiden sie, was mit den ersparten Summen gemacht wird. Es wird nicht automatisch das gesparte Geld für die Familie verwendet oder mit der Frau geteilt. Das Ehegattensplitting ist zudem auf die obere Mittelschicht zugeschnitten. Die Ehe hilft den Reichen, reich zu bleiben – verheiratete Paare können bis zu 18 000 Euro im Jahr sparen. Vom Ehegattensplitting haben verarmte Menschen nichts. Alleinerziehende Mütter, die ärmste gesellschaftliche Gruppe, werden ebenfalls vom Ehegattensplitting benachteiligt, weil es für sie nicht gelten kann und sie daher viel zu hohe Steuern zahlen. Das Armutsrisiko Alleinerziehender ist in Deutschland viermal so hoch wie das von Paaren mit Kindern. <sup>[120]</sup> Die Journalistin Mareice Kaiser liefert in einem Video ein hilfreiches Rechenbeispiel: Ein

heterosexuelles Ehepaar mit zwei Kindern, bei dem der Mann mit 45 000 Euro Alleinverdiener ist, muss 7700 Euro Steuern zahlen. Eine Alleinerziehende mit zwei Kindern muss beim selben Einkommen 12 400 Euro zahlen, also 4700 Euro mehr. [\[121\]](#)

Im staatlichen Kapitalismus spielen die Steuern eine zentrale Rolle. Unterdrückt wird nicht nur auf politischer, sondern auch auf wirtschaftlicher Ebene. Das Ende der Unterdrückung in der Ehe setzt das Ende der wirtschaftlichen Ungerechtigkeit voraus. Heute regiert das Kapital die Welt. Und das Kapital ist größtenteils in den Händen weißer Männer, die zu Hause Frauen haben, die unbezahlt oder günstig für sie arbeiten – die Ehefrau, die Putzfrau, die Nanny. Die Gehaltslücke zwischen Frauen und Männern hat ihre Wurzeln in einem Steuersystem, das die Vollbeschäftigung und hohe Gehälter verheirateter Männer fördert und subventioniert. Deshalb verdient die Steuerlücke die Aufmerksamkeit der politischen Entscheidungsträger\*innen, die sich stattdessen ausschließlich der Gehaltslücke widmen. Die Gehaltslücke ist jedoch nur die Spitze des Eisbergs, das Ergebnis der Steuerlücke, und bedingt die Vermögenslücke. Warum stürzt sich die öffentliche Aufmerksamkeit dann nur auf die Gehaltslücke? Zum einen, weil das Lohngefälle zwischen Frauen und Männern vor allem auf der Ebene der Unternehmen und des Arbeitsmarktes diskutiert wird, nicht innerhalb der intimen Beziehungen. Die Steuerlücke und die Vermögenslücke entstehen innerhalb von Familien, zwischen Brüdern und Schwestern, zwischen Ehemann und Ehefrau, in der »privaten« Sphäre. Es wird oft behauptet, der Staat greife ungern in die private Sphäre ein. Aber stimmt das? Greift der Staat nicht massiv in die private Sphäre ein, wenn er den Paaren durch Steuerbegünstigungen vorgibt, wie sie sich die Care-Arbeit aufteilen sollen?

Wie für Anna und Lukas droht die Freiheit zu heiraten nicht selten in einen Zwang zur Heirat umzuschlagen. So wird die freie Entscheidung zur Ehe ausgeschaltet und ersetzt durch eine Form staatlicher Aufsicht, Regulierung und Disziplinierung, die sich nur schwer mit einer lebendigen Vorstellung von Freiheit vereinbaren lässt. Die angebliche Nichteinmischung in die private Sphäre ist eine Ausrede, die entlarvt werden muss. Denn der Staat tut nichts anderes, als unsere privaten Leben zu prägen. Die Gehalts-, Vermögens- und Steuerlücke zwischen Frauen und Männern werden durch Politik erzeugt.

Nach der Trennung erwiderte mein Ex-Mann auf meine Beschwerde über die ungerechte Umverteilung zwischen uns mit: »Das sagt das Recht, nicht ich.« Dabei vergaß er: Diese Regelungen wurden und werden von Männern gemacht, wenn auch nicht von ihm persönlich, sie sind alles andere als neutral – das Recht ist also oft auf der Seite des Patriarchats (und der Männer). Regelungen wie der Zugewinnausgleich und der Versorgungsausgleich sorgen dafür, dass geschiedene Frauen nicht in den finanziellen Ruin abrutschen – diese Gesetze wurden durch Feministinnen zu Recht erkämpft. Die geschiedenen Ehefrauen können bis zur Hälfte des gesammelten Vermögens und der ausstehenden Rentenzahlungen beanspruchen. Auch wenn die Gesetze geschlechtsneutral formuliert sind, wirken sie auf Frauen und Männer grundlegend anders, denn eine Neutralität mit Bezug auf Geld und Ehe gibt es nicht. Regelungen wie der Zugewinnausgleich oder der Versorgungsausgleich sind kleine Pflaster auf der offenen Wunde der wirtschaftlichen und sozialen Ungerechtigkeit, die Frauen kollektiv erleiden.

Nicht über genug eigenes Geld zu verfügen, kann sehr demütigend sein. So haben es einige Frauen aus meinem erweiterten Umfeld erlebt, die ihre bezahlte Arbeit drastisch reduzieren mussten, damit sie sich um die Kinder

kümmern konnten, während ihr Mann arbeitete. Sie erzählten mir, dass sie kein gemeinsames Bankkonto hätten, von dem sie über das Familieneinkommen frei und selbstständig verfügen könnten. Stattdessen müssten sie ständig nach Geld fragen, oder der Mann lege täglich einen 20-Euro-Schein auf den Tisch. Eine Bekannte aus der Kita erzählte mir, dass ihr Mann jeden Morgen 10 Euro auf den Nachttisch legte, für den täglichen Bedarf – eine starke Symbolik, die die schmale Linie zwischen Sexarbeit und Ehe zeigt (siehe nächstes Kapitel). Es gibt kein Gesetz, das vorschreibt, dass die Care-Arbeit leistende Person Geld vom Hauptverdiener erhalten sollte. Wie die Finanzen innerhalb der Ehe organisiert werden, ist »Privatsache«, also hat der Mann die Macht, darüber zu entscheiden, weil er in den meisten Fällen mehr Geld verdient. Er kann entscheiden, seiner Frau einen Teil des Geldes zu überweisen, worüber sie frei verfügen kann, aber er kann auch entscheiden, dass sie ein Budget von 10 Euro pro Tag bekommt. Er kann entscheiden, ob er seine Einkünfte transparent mitteilt oder ob er sie verschweigt. Frauen in solchen Situationen sind aufgrund dieser finanziellen Schieflage der Entscheidungsmacht der Männer ausgeliefert. Wenn diese respektvoll und ehrlich sind, haben sie Glück – wenn nicht, haben sie wenig Hebel, um der Machtdynamik entgegenzuwirken.

Indem Männer die Kontrolle über das Geld behalten und ihren Frauen den freien Zugriff verbieten oder von ihnen verlangen, dass sie sich für ihre Ausgaben rechtfertigen, verstärken sie die Machtasymmetrie, die heterosexuelle Partnerschaften sowieso kennzeichnet, und verüben finanziellen Missbrauch. Diese Art der Kontrolle kann sich in finanzielle Gewalt umwandeln. Finanzieller Missbrauch liegt vor, wenn die Fähigkeit der Partnerin kontrolliert und eingeschränkt wird, finanzielle Mittel zu erwerben, zu nutzen und zu erhalten. Das passiert beispielsweise, wenn ihr

der Partner verbietet, zu arbeiten, oder wenn er ihr Geld einzieht oder stiehlt. Es gibt unterschiedliche Formen des finanziellen Missbrauchs, von subtilen manipulativen Taktiken bis zu explizitem Raub. Finanzielle Gewalt ist eine der wirksamsten Methoden, um eine Person in einer missbräuchlichen Beziehung gefangen zu halten, auch wenn dieses Phänomen weniger bekannt ist als andere Formen der Gewalt gegen Frauen im privaten Kontext. Studien zeigen, dass 99 Prozent der Fälle von häuslicher Gewalt auch mit finanziellem Missbrauch einhergehen und dass finanzielle Unsicherheit einer der Hauptgründe ist, warum Frauen zu einem misshandelnden Partner zurückkehren. <sup>[122]</sup> Viele Frauen erleben täglich finanzielle Gewalt, nehmen sie aber selten als solche wahr, weil sie das Geld als »sein« Geld betrachten und dabei vergessen, dass ohne ihre tägliche Care-Arbeit sein Geld wahrscheinlich nur zur Hälfte vorhanden wäre. Die Männer, die frustriert sind, weil sie Unterhaltsgeld zahlen müssen, sind es, weil sie die Kontrolle über ihre Ex-Partnerin und darüber, wie sie das Geld ausgibt, verlieren. Ihr Problem ist nicht immer unbedingt das Geld an sich, sondern der Kontrollverlust. Letztlich ist das Ziel von finanzieller Gewalt immer das Gleiche: Macht und Kontrolle in einer Beziehung zu erlangen.

In Zeiten zunehmender finanzieller Unabhängigkeit von Frauen müssen Männer, die ihre Dominanz aufrechterhalten wollen, subtilere Strategien anwenden, um sie zu entmachten. Es kommt nicht selten vor, dass Männer Informationen über ihre finanzielle Situation zurückhalten. Sie verraten nicht, wie viel sie verdienen, wie viele Ersparnisse sie in Wirklichkeit haben oder welche Rückzahlungen vom Finanzamt kamen. Solche Lügen werden im Alltag oft als harmlose Auslassung betrachtet. Eine Freundin erzählte mir wütend, dass ihr Partner eine Rückzahlung vom Finanzamt über 3000 Euro auf seinem eigenen Konto gelassen hatte, ohne ihr davon zu erzählen.

Sie fragte sich, wie oft das schon passiert war in ihrer langjährigen Beziehung.

Die Journalistin Teresa Bücken schrieb in einem interessanten Artikel über wirtschaftliche Ungleichheiten in Deutschland, »über den Besitz von viel Geld nicht zu sprechen, hat im Kern nichts damit zu tun, dass diese Informationen zu privat sind. Sie sind zu unangenehm. Indem man es tut, muss man sich auf einer Landkarte der ökonomischen Ungleichheit und Ungerechtigkeit verorten und der eigenen Position auf dieser Karte und den Distanzen zu anderen ins Auge sehen.« <sup>[123]</sup> Diese Beobachtung gilt auch für die Gruppe der Männer, die weltweit über das meiste Geld und die größten Vermögen verfügen. Diese Diskrepanz entsteht innerhalb von Familien und Beziehungen, und darüber zu sprechen bleibt tabuisiert. Doch wie bell hooks richtig schreibt: »Bei der Geheimhaltung geht es meist um Macht, darum, Informationen zurückzuhalten oder zu verbergen.« <sup>[124]</sup> Männer, die nicht offen über ihr Gehalt und ihre finanzielle Situation sprechen, halten bewusst eine wirtschaftliche Schieflage aufrecht. Eine durchaus angezeigte Vertraulichkeit bei diesem Thema wird mit Geheimhaltung verwechselt.

Viele Menschen wollen diese Ungerechtigkeit bekämpfen, indem sie Frauen ermutigen, arbeiten zu gehen und die Gehaltsleiter emporzuklettern. Müssten wir nicht andere Wege gehen, als uns einem männlichen, patriarchalen Modell zu unterwerfen? Doch momentan gibt es keinen anderen Weg. Heterosexuell gebundene Frauen, die lieber mit den Kindern zu Hause bleiben möchten (eine Entscheidung, die gut nachvollziehbar ist), werden sich zwangsläufig von ihren Partnern oder Ehemännern finanziell abhängig machen. Die Lösung wäre, so utopisch sie klingen mag, die Aufwertung und Bezahlung der Care-Arbeit. Doch dies kann nur geschehen, wenn wir das gesamte System stürzen, denn es ist nicht

möglich, die Care-Arbeit in einem kapitalistischen patriarchalen System aufzuwerten und gerecht zu entlohnen.

Die Soziologin Jutta Allmendinger weist darauf hin, dass »der Heiratsmarkt Frauen besser bezahlt als der Arbeitsmarkt«. <sup>[125]</sup> Und ich frage mich: Gibt es nicht vielleicht ein Interesse seitens des Staates, die Lohnlücke zwischen Frauen und Männern offen zu halten? Denn solange Frauen nicht genug verdienen, bleiben sie abhängig von ihren Männern. Eine Abhängigkeit, von der der Staat immens profitiert. Sollten Frauen genauso viel verdienen wie Männer und nicht mehr auf die Heirat angewiesen sein für ihre finanzielle Absicherung, wer würde dann die ganze Care-Arbeit verrichten? Müsste der Staat dafür bezahlen?

In Portugal wurde im Januar 2021 ein Mann dazu verurteilt, seiner Ex-Frau eine Entschädigung in Höhe von 60 782 Euro für die Hausarbeit zu zahlen, die sie während ihrer 30-jährigen Ehe geleistet hatte. Das Gericht begründete seine Entscheidung mit dem »seltsamerweise unsichtbaren«, aber dennoch »sehr realen« wirtschaftlichen Wert der Hausarbeit. Nach dreißig Jahren des Zusammenlebens, in denen sich die Ehefrau ausschließlich um die Kinder und den Haushalt kümmerte, habe sie es ihrem von allen häuslichen Pflichten befreiten Ex-Ehepartner ermöglicht, sich auf ihre Kosten »zu bereichern« und »persönlich zu entwickeln«. Das höchste Gericht des Landes konstatierte also, dass die Frau sich um den Haushalt und die Erziehung der Kinder kümmerte, während der Mann »Kapital und Immobilien anhäufte«. <sup>[126]</sup> Diese Entscheidung – die erste dieser Art auf europäischer Ebene – macht Hoffnung, dass der finanzielle Wert der Care-Arbeit anerkannt wird, auch wenn 2000 Euro pro Jahr der Care-Arbeit offen gestanden ein Witz sind. Doch anstatt die Frauen im Nachhinein mehr schlecht als recht zu entschädigen: Wäre es nicht

sinnvoller und gerechter, die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die Institution, die sie aufrechterhält – die Ehe – abzuschaffen?

## **Die institutionalisierte Beraubung der Frauen**

Weltweit werden Gehälter viel stärker besteuert als Kapital und Vermögen. Konkret bedeutet das: Die Einkommensteuer, die eine Krankenpflegerin zahlen muss, ist proportional viel höher als die Steuern, die Bill Gates für sein Vermögen zahlt. Wenn sich Menschen mit dreißig Eigentumswohnungen in Hamburg, Berlin oder München leisten können, liegt das in der Regel nicht daran, dass sie hart arbeiten, sondern daran, dass sie geerbt haben. Weil die Institution der Ehe historisch auf der patrilinealen Erbschaft beruhte, konnte das Kapital in männlichen Händen bewahrt bleiben. Auch wenn Erben und Erbinnen im Gesetz als gleichberechtigt gelten, wird diese Ungleichheit heute fortgeführt. Céline Bessière und Sibylle Gollac zeigen in ihrem Buch *Das Geschlecht des Kapitals*, wie bestimmte Praktiken, die von Notar\*innen, Vermögensmanager\*innen und Anwält\*innen angewendet werden, diskriminierend auf Frauen wirken. In reichen Familien ist es üblich, dass die männlichen Erben die Immobilie und die Familienbetriebe bekommen und die Frauen eine monetäre Kompensation erhalten, die häufig weit unter dem Marktwert liegt. <sup>[127]</sup>

Die implizite Rolle der Notar\*innen ist es, den Familienfrieden zu wahren und das Familienkapital zu schützen. Diese beiden impliziten Ziele stehen im Widerspruch zur expliziten Pflicht, das Vermögen fair zu verteilen. Der Familienfrieden wird häufig auf Kosten der Frauen bewahrt, von denen erwartet wird, dass sie Kompromisse machen und es akzeptieren, benachteiligt zu werden. Das Familienkapital zu schützen, setzt voraus,

dass die Interessen der Kapitaleigner schwerer wiegen. Das Interesse der »Familie« innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft wird systematisch den Interessen der Männer entsprechen, denn das Kapital wurde im Laufe der Zeit von den Männern angehäuft. In diesem Sinne werden Männer oft als die »guten« Erben betrachtet, weil man sie als »kompetent« erachtet, das Kapital zu vermehren, und die Frauen als »schlechte« Erbinnen, weil sie historisch und kulturell von den finanziellen und wirtschaftlichen Sphären ferngehalten wurden. Einer meiner Studenten, der aus der gehobenen Mittelschicht kommt, erzählte mir, dass er als Kind und bis er zu Hause auszog, mehr Taschengeld bekam als seine drei Schwestern. Der Großvater schenkte ihm zu Weihnachten regelmäßig einen doppelt so hohen Geldbetrag verglichen mit seinen Schwestern, ohne dass die Eltern einschritten und die Summe fair zwischen den Geschwistern aufgeteilt hätten. Es handelt sich dabei nicht um einen isolierten Fall, denn Studien belegen, dass Mädchen immer noch weniger Taschengeld erhalten als Jungen.<sup>[128]</sup> [129] Bei Erbschaften ist es nicht anders.

Frauen aus reichen Familien werden oft benachteiligt, doch sie erhalten immerhin ein Erbe und große Summen, wodurch sie finanziell unabhängig werden. Frauen unterschiedlicher sozialer Klassen werden nicht gleichermaßen der Gewalt des patriarchalen Kapitalismus ausgesetzt. Frauen, die Vermögen erben werden, erleben die finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann anders als diejenigen, denen kein Erbe zusteht. Die einen erwarten große Geldsummen, die anderen erwartet nur die Altersarmut. Für Frauen der Arbeiter\*innenklasse gibt es keine Rettung aus der patriarchal bedingten Altersarmut. Für die reichen Frauen schon. Die Verschränkung von Kapitalismus, Patriarchat und Klassismus vergrößert die Kluft zwischen verarmten und reichen Frauen. Teresa Bücker warnt in dieser Hinsicht vor pauschalisierenden Betrachtungen, die die

Klassenunterschiede ausblenden. Sie schreibt »So schön es ist, dass immer mehr Blogs Frauen dazu ermutigen, sich mit Finanzen zu beschäftigen, sollte nicht verschwiegen werden, dass das größte ›Financial Empowerment‹ in der Regel eine Erbschaft ist und sich nicht mal eben so mit einem ETF-Depot oder weniger Shopping erreichen lässt.« [\[130\]](#)

Selbst wenn weibliche Erbinnen gegenüber Männern benachteiligt werden – sie bleiben dennoch viel reicher als die überwiegende Mehrheit aller Frauen und Männer aus der Arbeiter\*innenklasse. Je reicher die Haushalte sind, desto seltener kommt es zu einer Scheidung, weil es teurer ist und die Frauen einen viel größeren Komfort aufgeben müssen als die Frauen aus der unteren Schicht, auch wenn sie eigentlich »genug« Geld hätten, um ein unabhängiges Leben zu führen.

Nicht nur bei Erbschaften werden Frauen benachteiligt, sondern auch bei der Güterverteilung nach Trennungen und Scheidungen. Als ich noch mit meinem Ex-Mann zusammen war, war ich fest davon überzeugt: Im Falle einer Trennung würden wir das gut hinbekommen. Deshalb hatte ich nie darauf bestanden, einen Ehevertrag zu schließen. Wir hatten eine mündliche Abmachung und diese auf ein Blatt Papier geschrieben, für den Fall der Fälle. Doch ein Ehevertrag hätte mir mehr Sicherheit gegeben. Ich hatte oft über eine solche notarielle Übereinkunft nachgedacht, aber es war mir unangenehm, mit meinem Mann über Geld und die hypothetische Trennung zu sprechen. Als wir dann auseinandergingen, lief alles anders als erwartet. Es war konfliktreich und chaotisch. Und das Blatt Papier war wertlos. Eine Scheidung kann selten auf Vertrauensbasis gelingen, weil der Affekt zu groß ist. Genau aus dem Grund gibt es Eheverträge. In Deutschland wird die einvernehmliche Lösung bei Ehescheidungen bevorzugt, zum einen, weil es die Gerichte entlastet, zum anderen, weil die emotionale Belastung für die Kinder und die Ex-Eheleute, die mit einem

gerichtlichen Verfahren verbunden ist, sehr hoch ist und vermieden werden sollte. Doch oft werden Frauen durch die Abmachung, die »einvernehmlich« erreicht wurde, benachteiligt. Denn sie sind in der Regel in der finanziell schwächeren Position aufgrund der kostenlosen Care-Arbeit, die sie während der Ehe geleistet haben. Seit es üblicher geworden ist, dass die Kinder zwischen beiden Haushalten pendeln, gibt es mehr Druck und Interesse der Eltern, sich weiterhin »gut« zu verstehen, doch das kann auch zu Lasten der Frauen gehen: Das einvernehmliche Verfahren nötigt die Partner\*innen dazu, Kompromisse zu machen. Céline Bessière und Sibylle Gollac haben beobachtet, dass Frauen öfter benachteiligt werden, weil sie sich mehr als Männer für eine friedliche Stimmung verantwortlich fühlen und sozialisiert wurden, keine Konflikte zu initiieren. Ähnlich wie bei Erbschaftsfragen, wo sie die Rolle der Friedensstifterinnen innehaben, werden sie bei Ehescheidungen tendenziell benachteiligt. <sup>[131]</sup> Die patriarchale Gesellschaft erwartet von den Frauen, dass sie sich aufopfern und die Bedürfnisse und Interessen der anderen vor ihre eigenen stellen. Bei Ehescheidungen stellen sie die Interessen ihres Ex-Partners oft in den Vordergrund, um Konflikte zu vermeiden und den Frieden zu wahren. Passen sich Frauen dieser Haltung nicht an und verfolgen ihre Interessen, werden sie als egoistisch, geldgierig und revanchistisch verunglimpft.

Die Ehescheidung ist ein Schlüsselmoment, in dem die Ungleichheiten zwischen Frau und Mann offen zutage treten. Viele Frauen, die eine Trennung erwägen, entscheiden sich dagegen, wenn sie konkret sehen, welche finanziellen Folgen eine Scheidung für sie hätte. Während Männer ein Jahr nach einer Scheidung im Durchschnitt 2,5 Prozent ihres Einkommens verlieren, sind es bei Frauen rund 20 Prozent. <sup>[132]</sup> Die Ehe fortzuführen, sichert Frauen jedoch nicht gegen den finanziellen Ruin ab.

Männer sterben in der Regel früher als ihre Frauen. Den hinterbliebenen Frauen reicht oft das Geld nicht, im Alter zu Hause wohnen zu bleiben und von einer externen Person gepflegt zu werden. Sie müssen oft ihr Eigenheim verkaufen, um sich das Altersheim leisten zu können. Während die Mehrheit der verheirateten Männer ihr Lebensende von ihren Frauen gepflegt zu Hause verbringen, sterben viele verwitwete Frauen allein im Altersheim. [\[133\]](#)

## **Frauen und Geld: Eine schwierige Beziehung**

Geld ist kalt und rational – der Gegensatz von Liebe. Doch Geld ist auch Affekt. Wenn man zur Therapie geht oder eine Massage bekommt oder eine\*n Ernährungsberater\*in besucht, vermischen sich Affekt und Geld. Solche intimen Transaktionen sind Teil der Wirtschaft, und jegliche Trennung von intim und wirtschaftlich ist künstlich und illusorisch. Weil für Mädchen Intimität, Emotionalität und Affekt als natürlich erachtet werden, wird ihnen sehr früh vermittelt, dass Geld keine Frauensache ist. Es stand sogar im Gesetz: Bis 1962 war das sogenannte »Geheimsparen der Hausfrauen« in Westdeutschland gesetzlich verboten. Bis zu diesem Jahr durften Frauen in der BRD kein eigenes Bankkonto eröffnen, damit sie sich kein Geld zur Seite legen – und somit in der absoluten finanziellen Abhängigkeit gefangen bleiben. Erst 1969 wurden Frauen für voll geschäftsfähig erklärt. Zuvor durften sie keine großen Anschaffungen wie Möbel, Elektrohaushaltsgeräte oder Musikinstrumente ohne die Erlaubnis des Ehemanns machen. Erst seit 1977 dürfen Frauen selbstständig einen Arbeitsvertrag unterschreiben, ohne dass der Ehemann ihn jederzeit hätte kündigen können, falls sie ihrer ersten Pflicht, der Haushaltsführung, nicht

gerecht werden. Ehefrauen wurden durch diese Regelungen auf die gleiche Stufe wie minderjährige Kinder gestellt. Bis weit in die 1970er galt die Regel: Die Männer kontrollieren das Geld, Frauen geben Liebe, Aufmerksamkeit, Fürsorge.

Immer noch gilt: Frauen geben, und wer gibt, sollte nicht zählen. Diese Überzeugung ist tief in vielen Frauen verwurzelt und führt dazu, dass sie häufiger dazu neigen, ohne Bezahlung zu arbeiten,<sup>[134]</sup> <sup>[135]</sup> und auch dazu, dass Schuld und Scham ihren Umgang mit Geld begleiten. Wenn sie als Selbstständige arbeiten, drücken sie ihre Preise, und wenn sie angestellt sind, verhandeln sie ihr Gehalt viel seltener als die Männer.<sup>[136]</sup> <sup>[137]</sup> Interessieren sich Frauen für Geld, werden sie dafür angefeindet und beschämt. Doch Geld haben zu wollen, ist weder gierig noch betrügerisch. Wer kann es sich in unserer kapitalistischen Welt leisten, nicht über Geld nachzudenken? Die sogenannten *Gold Digger*, die auf den Tod ihres alten reichen Mannes warten, und die Frauen, die ihre Ex-Ehemänner in den finanziellen Ruin treiben, sind misogynen Klischees. Diese sollen Frauen vermitteln, dass sich für Geld zu interessieren unehrlich ist und dem Bild der respektablen Frau nicht entspricht. Männer verdienen ihren Reichtum, Frauen verdienen die Armut. Deswegen erscheint die von Frauen verlangte monetäre Kompensation für die »umsonst« geleistete Arbeit vielen unverständlich und illegitim. Sex und Haushaltsarbeit sollen kostenlos bleiben, sie werden von vielen Männern als pflichtschuldig betrachtet.

Geld ist Macht, wenn es vorhanden ist, aber es kann in die Machtlosigkeit treiben, wenn es knapp ist. Mit Geld umzugehen, heißt für arme Menschen, Schulden zu begleichen, mit dem\*der Vermieter\*in zu verhandeln, Verträge zu kündigen, Mahnungen und andere Zahlungserinnerungen zu regeln, in der Warteschleife am Telefon zu bleiben, um mit dem Strom-oder Internetversorger zu sprechen, weil sie

abgestellt wurden, und die verbleibende Summe hin-und herzuschieben. Das machen oft die Frauen. Und weil Frauen von klein auf lernen, sich aufzuopfern, sind sie auch diejenigen, die auf ihre eigenen Bedürfnisse verzichten, wenn akut gespart werden muss. Wenn Geld ein Problem ist, kümmern sich in der Regel die Frauen darum, wenn Geld einen Vorteil bedeutet, kontrollieren es die Männer. <sup>[138]</sup>

Denn sich um Geld zu kümmern, wenn es vorhanden ist, heißt Macht zu erlangen. Demnach ist das Kapital Männersache. Frauen aus den höheren Sozialschichten werden ferngehalten von den Geldangelegenheiten; sie kennen selten das genaue Ausmaß des Vermögens, das sich verkompliziert, je größer es wird. Diese Komplexität hat zwei Ziele: weniger Steuern zu zahlen und das Vermögen undurchsichtig zu machen, damit es anderen unzugänglich wird und somit besser kontrolliert werden kann. Sowohl das Finanzamt als auch die Frauen werden verwirrt, damit sie nicht wissen, was sie beanspruchen können. <sup>[139]</sup>

Die Bestsellerautorin Natascha Wegelin aka »Madame Moneypenny« macht sich zum Ziel, Frauen aus der finanziellen Abhängigkeit von Männern herauszuholen. Sie unterstützt Frauen dabei, ihr Leben und ihre Finanzen selbstbestimmt zu gestalten und vermittelt ihnen das nötige Wissen. So hilfreich diese Initiative sein kann – die Armut und finanzielle Abhängigkeit der Frauen werden allein durch einen empowernden Ansatz nicht gelöst. Solange die Ehe die institutionelle Beraubung der Frauen erlaubt, werden Frauen in einer kapitalistischen Welt schlechter aufgestellt sein als Männer. Männer sind reicher als die Frauen, weil sie die Frauen kollektiv berauben.

## 7 Ehe und Sex

Die Wahrheit wird dich befreien, aber erst einmal ankotzen. <sup>[140]</sup>

Gloria Steinem

*Triggerwarnung: In diesem Kapitel werden die soziopolitischen Kategorien »Frau« und »Mann« mit »Penis« und »Vagina« in Verbindung gebracht – ich rede von Männern mit Penis und Frauen mit Vagina und Klitoris, auch wenn nicht alle Frauen eine Vagina und Klitoris und nicht alle Männer einen Penis haben, und sich Menschen als weder männlich noch weiblich verstehen oder als beides. Vaginas und Penisse sind gesellschaftlich gesehen keine neutralen Organe, sondern ihnen werden gewisse Funktionen und Rollen zugewiesen. Trans und nichtbinäre Menschen sowie auch Lesben, Schwule und queere Menschen brechen diese Ordnung, weil sie die politische Funktion und Bedeutung von Sex, Geschlecht und den Geschlechtsorganen radikal ändern. Um die Logik hinter der binären Heterosexualität, die das Patriarchat aufrechterhält, zu entlarven, werde ich in diesem Kapitel die Wörter »Mann«, »Frau«, »Penis«, »Vagina« und »Penetration« im binären, patriarchalen Sinne verwenden. Dies kann für trans und nichtbinäre Menschen triggernd sein. Da in den beschriebenen cisheterosexuellen Partnerschaften ausschließlich Sex zwischen cis Frauen*

*und cis Männern praktiziert wird, was fast immer die Penetration durch den Penis in die Vagina impliziert, werde ich im Folgenden das Wort »Penetration« im cisheterosexuellen patriarchalen Sinne nutzen. Die Penis-in-Vagina-Penetration durch cis Menschen wird im Text nur noch als »Penetration« geschrieben. Im Kapitel 8 wird näher auf den Binarismus eingegangen.*

Als ich klein war, dachte ich, dass meine Eltern genau drei Mal Sex hatten – einmal für jedes Kind. Ich stellte mir vor, wie mein Vater zu meiner Mutter sagte: »Wollen wir das nächste Kind machen? Passt es dir morgen?« Dann malte ich mir aus, wie meine Mutter am nächsten Tag im Bett ihr langes Nachthemd hochschob, die Beine breit öffnete und wartete, bis mein Vater seinen Penis in ihre Vagina einführte. Dann warteten beide ein paar Minuten, um sicherzugehen, dass der Samen seinen Weg in die Vagina findet, und fertig! So stellte ich mir Sex vor. Ich hatte kein Konzept von sexueller Lust und Begehren. Sex hatte in meinem Kinderkopf eine einzige Funktion: die Fortpflanzung.

Als mein siebenjähriger Sohn unerwartet das Wort »Sex« in einem Gespräch fallen ließ, fragte ich ihn interessiert, was Sex ist. Seine Antwort hätte dreißig Jahre früher auch von mir kommen können: »Sex ist, wenn der Mann seinen Penis in die Scheide der Frau reinmacht, um Babys zu machen.« Ich antwortete, dass Sex nicht nur das sei, sondern viel mehr, und nicht nur zwischen einem Mann und einer Frau stattfinden kann (und dass es Vagina heißt, nicht Scheide). Aber vor allem sagte ich ihm, dass Erwachsene Sex haben, um angenehme und schöne Gefühle bei dem\*r andere\*n und sich selbst zu erzeugen, und dass Babys manchmal daraus entstehen, meistens aber nicht.

In meiner Familie war Sexualität ein großes Tabu. Wenn in Filmen Sexszenen vorkamen, drückte mein Vater geniert die »Fast-Forward«-Taste

und wir warteten alle verlegen, bis der Sex im Zeitraffer endlich vorbei war. In der Pubertät sprach meine Mutter mit meinen Schwestern und mir über Sex, aber nur, um uns vor HIV/AIDS, ungewollten Schwangerschaften, Vergewaltigung und sexualisierter Gewalt zu warnen. Mein Vater thematisierte Sex mir gegenüber ein einziges Mal – und zwar als er erfuhr, dass ich zum ersten Mal Sex gehabt hatte. Ich wurde von ihm dafür beschimpft und als Strafe zu meiner Oma verbannt. Sex war für mich bis ins Erwachsenenalter hinein nicht mit Liebe, Befriedigung, Lust und positiven Gefühlen verbunden, sondern nur mit Scham, Unbehagen, Beklommenheit und einer gewissen Faszination.

Die gesellschaftliche Fixierung auf die reproduktive Funktion von Sex führt dazu, dass die Heterosexualität als die einzig »natürliche« Form der Liebe und des Sex betrachtet wird. Sex ohne Penetration wird häufig nicht als Sex betrachtet. Die Jungfernschaft wird erst mit der Penetration »verloren«, und nicht zufällig heißt Sex ohne Penetration »Vorspiel«. Beziehungen zwischen Menschen ohne Penis werden daher häufig als unterlegen – oder sogar inexistent – dargestellt. Die bekannte Feministin Adrienne Rich prägte den Begriff »Zwangsheterosexualität«, <sup>[141]</sup> um die Heterosexualität als politisches Regime zu beschreiben, das erzwungen wird und sich nicht einfach »natürlich« durchsetzt. Die Heterosexualität als *einzig* Form der Liebe wird kleinen Kindern sehr früh eingetrichtert durch Bücher, Fernsehen, Filme, Werbung, Spielzeuge und sämtliche Eindrücke, die sie im Alltag unbewusst aufnehmen. Wir lernen von klein auf, das andere Geschlecht zu begehren, und wir entwickeln eine Vorstellung davon, wie romantische Liebe und Sex aussehen. Heterosexualität ist für uns alle »vorstellbar«, weil wir von Kindesbeinen an dieses Modell mit Liebe verbinden. Da angenommen wird, dass wir alle heterosexuell sind, werden viele Menschen zu einem »Coming-out« gezwungen, wenn sie sich der

Heterosexualität nicht unterwerfen. <sup>[142]</sup> Heterosexualität ist viel mehr als eine sexuelle Orientierung, weil sie weit über die individuellen sexuellen Präferenzen hinausgeht und sich auf das gesamte politische, kulturelle und wirtschaftliche System ausdehnt.

Heterosexualität und Homosexualität sind mehr als Gegensätze. Monique Wittig erklärt, dass »Lesben sich der binären Geschlechterordnung und der sexuellen Ökonomie entziehen, die Frauen durch die Heterosexualität aufgezwungen wird«. <sup>[143]</sup> Das Wort »Heterosexualität« entstand erst, als Ende des 19. Jahrhunderts von Homosexualität gesprochen wurde. Heterosexualität war so selbstverständlich, dass es keinen Namen dafür gab. So ähnlich wie erst von Festnetztelefonen gesprochen wurde, als Handys erfunden wurden. Heterosexualität ist nach wie vor die soziale Norm, Bestandteil des Gesellschaftsvertrags, ein politisches Regime. Wie Monique Wittig schreibt, »in Gesellschaft zu leben heißt, in Heterosexualität zu leben«. <sup>[144]</sup> Der Begriff Zwangsheterosexualität gibt zu erkennen, dass Heterosexualität nicht angeboren ist, sondern durch Kultur produziert wird. Das Konzept behauptet nicht, dass wir ohne Zwangsheterosexualität alle schwul oder lesbisch wären, sondern dass unsere Sexualität viel flexibler wäre – und dass niemand nichtheterosexuelles Begehren verdrängen würde. Wir werden alle mit einer gewissen Offenheit für alle Formen von Vergnügen und Sexualität geboren, aber die patriarchale Gesellschaft führt uns – zwingt uns – zur Heterosexualität. Sexuelle Orientierung ist weder fixiert noch konstant, sie kann sich im Laufe des Lebens ändern und entwickelt sich bei manchen Menschen unendlich. Deshalb könnte Sexualität eher als Kontinuum betrachtet werden anstatt als festgelegter Zustand. <sup>[145]</sup>

Das politische Regime der Heterosexualität schafft einen institutionellen Rahmen, innerhalb dessen die Körper, die in ein rigides binäres

Geschlechtersystem eingeordnet werden, sich fortpflanzen. Dafür stellt die Ehe den institutionellen Rahmen, indem sie den Sex sanktioniert, legitimiert und kontrolliert. Sex ist kein rein biologischer Akt, sondern ein kultureller, psychologischer, emotionaler und politischer Akt, der mit Macht, Beherrschung und Kontrolle sowie mit Lust und Vergnügen zu tun hat.

### **Sexarbeit und Ehe: Zwei Seiten derselben Medaille**

Weil die Arbeit von Frauen systematisch unterbewertet und häufig unterbezahlt ist, werden sie in ein Abhängigkeitsverhältnis mit Männern gedrängt. So wird die Sexualität der Frauen im Kapitalismus zu einer Ware. Dabei handelt es sich jedoch nicht um einen expliziten Tausch, sondern vielmehr um eine Reihe sich wandelnder sozialer Erwartungen. So können Frauen innerhalb einer monogamen Beziehung oder Ehe bestimmte Forderungen stellen, etwa emotionale oder finanzielle Unterstützung im Gegenzug für den Zugang zu ihrer Sexualität. Der Tausch kann auch gegen nichtmonetäre Güter erfolgen – ein exklusives Abendessen, teure Kleidung, ein kostbarer Ehering –, aber diese Dinge lassen sich im Wirtschaftskreislauf nicht ohne Weiteres in Geld umwandeln. Frauen bleiben abhängig, denn die Männer sind die Quelle von dieser Vergütung in Naturalien, wodurch sie weniger am wirtschaftlichen Leben teilhaben können. Klassische Sexarbeit ist insofern anders, als es sich um einen offenen Austausch von Arbeitskraft – in diesem Fall sexuelle Dienstleistungen – gegen einen Lohn handelt. Durch die Vergütung kann sie in der Wirtschaft gegen alle anderen Waren und Dienstleistungen eingetauscht werden. Viele Sexarbeiterinnen halten sich für *freier* als viele verheiratete Hausfrauen – abgesehen von der Stigmatisierung, die mit

Sexarbeit verbunden ist –, weil sie, im Gegensatz zu ihnen, autonomer sind und über das selbst verdiente Geld frei verfügen können. <sup>[146]</sup>

Im Gegensatz zu Sexarbeit ist eine »kommodifizierte« Sexualität (wie oben beschrieben) keine explizit ausgehandelte Transaktion, sondern beruht auf gesellschaftlichen Erwartungen darüber, was Frauen im Austausch für Sex verlangen können, sollen oder könnten. Beispielsweise ziehen Studentinnen, die einen sogenannten *Sugar Daddy* haben, einen Nutzen aus ihrer Sexualität und ihrem »erotischen Kapital«. Würden Frauen über eigene Einkommensquellen verfügen und der Staat eine zureichende soziale Absicherung im Alter, bei Krankheit und der Kindererziehung garantieren, hätten Frauen keinen wirtschaftlichen Grund, in missbräuchlichen oder anderweitig ungesunden Beziehungen zu bleiben.

Der Preis des Sex wird durch die Möglichkeiten bestimmt, die Frauen zur Sicherung ihres Lebensunterhaltes haben. Je stärker diese Möglichkeiten ausgeprägt sind, desto geringer ist der Druck, die Sexualität als Tauschmittel zu nutzen – weder durch Sexarbeit noch durch Heirat. Angriffe auf die Rechte und Freiheiten der Frauen sind immer ein versteckter Versuch, die Frauen wieder in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Männern zu zwingen. Abtreibungsverbote etwa zielen tatsächlich nicht primär auf »das Recht auf Leben«, sondern sind ein Mittel, die patriarchale Macht über Frauen zu verstärken.

Karl Marx spricht über die unmögliche »Freiheit« des\*der Arbeiter\*in, weil es unmöglich sei, in einer kapitalistischen Wirtschaft der Ausbeutung zu entkommen. <sup>[147]</sup> Shulamith Firestone vergleicht die Situation der Frauen mit der von Arbeiter\*innen im Marx'schen Sinn, indem sie sagt, dass es für Frauen keine Option ist, nicht ausgebeutet zu werden. <sup>[148]</sup> Wir sollten uns deshalb für die wirtschaftlichen Faktoren interessieren, die die Liebe der Frauen zu Männern beeinflussen. Der Kapitalismus hat die Art und Weise,

wie wir miteinander in Beziehung treten, grundlegend geformt. Dies hat dazu geführt, dass Intimität und Liebe als etwas betrachtet werden, was zur Ware wird und in das man investieren kann. In klaren Worten heißt das: Sexarbeit ist die bewusste Verpackung von Sex als Produkt, während die »kommodifizierte« Sexualität dazu führt, dass die eigene Sexualität als Ware betrachtet wird, die für Güter, Unterstützung, Geld, Sicherheit getauscht werden kann. Mädchen wird früh vermittelt, dass ihr Körper ihnen Zugang zu materiellen Sachen geben kann. In der Pariser Metro saß ich gegenüber einer Mutter und ihrer ungefähr sieben Jahre alten Tochter. Nachdem die Mutter ihrer Tochter einen Lolly gab, sagte sie lächelnd »Hast du nichts vergessen? Du musst mich bezahlen, wo ist mein Kuss?«

Während die »kommodifizierte« Sexualität sich auf einer eher unbewussten Ebene vollzieht, ist Sexarbeit eine bewusste Handlung. Sexarbeit macht die grundlegende Logik deutlich, die vielen heterosexuellen Beziehungen im kapitalistischen Patriarchat zugrunde liegt. Ehe und Liebe sind deshalb für das sozioökonomische Überleben von Frauen entscheidend, weil der größte Teil des Kapitaleigentums und der Kapitalzirkulation von Männern kontrolliert wird. In diesem Sinne unterstreicht die Soziologin Eva Illouz die bedeutende Rolle des sogenannten »erotischen Kapitals« auf den Heiratsmärkten.<sup>[149]</sup> <sup>[150]</sup> Frauen können ihr erotisches Kapital nutzen, um die soziale Leiter emporzuklettern, anstatt sich dem Arbeitsmarkt zuzuwenden. Sowohl Heiratsmärkte als auch Arbeitsmärkte ermöglichen es Frauen, ihre sexuelle Anziehungskraft in sozialen Status und Wohlstand zu verwandeln. Das erotische Kapital stellt demnach einen integralen Bestandteil des ökonomischen Kapitals von Frauen dar, damals und heute.<sup>[151]</sup>

Das männliche Pendant des erotischen Kapitals sind gesellschaftlicher Status und Vermögen. Eva Illouz ist der Meinung, dass Männer weniger

Emotionalität mit ihrer Sexualität verbinden, weil sie diese nie als Tauschmittel für andere materielle oder soziale Ressourcen einsetzen mussten. Ihr zugehörig ist »der weibliche Zugang zur Sexualität [...] emotionaler, weil er ökonomischer ist«. <sup>[152]</sup>

Ihr erotisches Kapital pflegen Frauen täglich durch ästhetische Arbeit. Von früh an lernen Mädchen, dass sie schön aussehen müssen, um Jungs und später Männern zu gefallen, und in der Gesellschaft als wertvoll angesehen zu werden. Das erotische Kapital zu pflegen, verlangt eine andauernde, unsichtbare Arbeit, die unbezahlt ist und dennoch eine Menge Geld kostet in Form von Kosmetika, Friseurbesuche, Kleidung usw. Männer begehren Frauen, und Frauen begehren es, von den Männern begehrt zu werden, so Freud. Sie werden in eine passive Stellung gedrängt, in der ihre eigene sexuelle Lust unsichtbar gemacht wird. So bleiben sie in einer unterwürfigen Stellung, in der sie dem männlichen Blick unterworfen sind.

In ihrem Buch *The Sexual Contract* erklärte 1988 die Feministin Carole Pateman, dass die Unterdrückung der Frauen durch Verträge wie die Ehe gefördert wird, weil sie auf einer immanent dominanten und einer untergeordneten Partei beruhen. <sup>[153]</sup> Noch heute stützt sich die Grundlage der westlichen Gesellschaft auf die vertragliche Unterdrückung von Frauen, um das patriarchale System aufrechtzuerhalten. Indem die Ehepartner\*innen üblicherweise (und lange auch gesetzlich vorgeschrieben) in Wohngemeinschaft leben, stehen Frauen alltäglich zur Verfügung – nicht nur für Haushaltsarbeit, sondern auch für Sex. Die Ehe gewährt nicht nur finanzielle Sicherheit, sondern auch Schutz gegen andere Männer. Die Autorin Susan Brownmiller liefert eine zusätzliche Ebene und sieht die Ehe als einen »Vertrag zwischen Frauen und Männern, der besagt, dass der Mann die Frau vor Vergewaltigung schützt, wenn sie ihm im Gegenzug treu

und abhängig ist«. <sup>[154]</sup> Andrea Dworkin schrieb, dass die Reglementierung des Zugangs zu den Frauenkörpern es den Männern erlaubt, die Macht über sie zu behalten. Männer dürfen den Frauen anderer Männer nicht zu nahe kommen, weil dies sonst Konflikte unter Männern auslösen würde, was wiederum ihre kollektive Macht schwächen würde. Frauen sind Besitz, und alles, was diesen Besitz infrage stellt, schadet dem rechtmäßigen Eigentümer der Frau. Der Wert und die Integrität des Mannes werden verletzt, weil sein gesetzliches und tief empfundenes persönliches Recht auf privaten, exklusiven Zugang beschädigt wird. Die Ehe und monogame heterosexuelle Beziehungen im Allgemeinen ermöglichen Männern den sexuellen Zugang zu ihrer Frau und mildern gleichzeitig den Konflikt zwischen Männern über diesen Zugang. <sup>[155]</sup> Die Tatsache, dass ein »Nein« von Frauen zu Sex oft erst von Männern akzeptiert wird, wenn es durch »Ich habe einen Freund« ergänzt wird, zeigt: Wir sind über das Besitzdenken noch lange nicht hinweg.

Die lang vorherrschende Vorstellung, dass es keine Vergewaltigung in der Ehe geben kann, beruht ebenfalls auf dieser Idee: Demnach kann der Ehemann sich der Vergewaltigung seiner Frau nicht schuldig machen, weil sie sein Eigentum ist, zu jeglichem Geschlechtsverkehr zugestimmt hat und dies nicht widerrufen kann. Vergewaltigung in der Ehe wurde so lange nicht als Straftat (an)erkannt, weil Sex als Teil einer Transaktion betrachtet wurde, die die Ehe konstituiert: Sex gegen Schutz und finanzielle Absicherung. Verheiratete Männer haben somit immer Anspruch auf Sex. <sup>[156]</sup>

Französische Archivaufnahmen aus den 1950ern zeigen ein Interview mit einer 30-jährigen Frau, die acht Kinder zur Welt gebracht hat und zugibt, sich kein einziges Kind gewünscht zu haben und auf keinen Fall wieder schwanger werden zu wollen. Als die Interviewerin sie fragt, ob ihr

der Arzt nicht dabei helfen konnte, antwortet sie resigniert: »Der Arzt kann nichts tun«, und ergänzt mit geniertem Lächeln, »die Hebamme riet mir, mich zu vernachlässigen, um meinen Mann abzustößen«. Die Interviewerin möchte wissen, ob sie diesem Rat gefolgt ist, und die verdrossene Antwort lautet: »Es hat nicht funktioniert, es hat ihn nicht weggestoßen. Ganz und gar nicht.« <sup>[157]</sup> In einer anderen Aufnahme aus dem Jahr 1983 erzählen sechs ältere Frauen über ihre Ehen. Sie tauschen sich über die Aufdringlichkeit ihrer Ehemänner aus, und wie sie gezwungen waren, widerwillig mit ihnen Sex zu haben. Eine Frau erzählt »ich hatte so sehr Angst, wieder schwanger zu werden, dass ich keinen Sex mehr haben wollte. Aber mein Mann drängte so sehr, dass ich vor seiner Zudringlichkeit immer wieder zurückwich, um die Kinder nicht zu wecken.« <sup>[158]</sup> Heute betrachten wir diese Situationen als Vergewaltigung und nicht lediglich als die Vollziehung der ehelichen Pflicht. Die Aussagen der 60-jährigen Sexarbeiterin Rozen zeigen die schmale Gratwanderung zwischen Ehe und Sexarbeit: »Es ist mir lieber, zehn Kunden pro Tag zu haben als einen zu Hause, der mir zu schaffen macht.« <sup>[159]</sup>

Meine gute Freundin Mirna, von der ich wusste, dass sie seit Monaten keine Lust mehr auf Sex hat, erwähnte, dass sie allmählich anfing, Sex als eine Art Tauschmittel zu betrachten. Sie ertappte sich bei dem Gedanken: »Er hat sich heute viel um die Kinder gekümmert, gut, dann muss ich wohl ...« Eine andere Freundin gab auch zu, kaum Vergnügen mehr am Sex zu empfinden, seit sie Mutter geworden war, und dass sie sich »pushen muss«, manchmal sogar »zwingt«, um Streitereien mit ihrem Mann zu vermeiden, der sich über den mangelnden Sex regelmäßig beschwert. Eine andere Freundin folgte einer durch ihre Mutter überlieferten Regel: »Lass es mit dir geschehen, der Appetit kommt beim Essen.« Sex als Pflicht zu betrachten, haben viele Frauen tief verinnerlicht – viele Frauen haben das

Gefühl, ihren Männern Sex zu schulden. Die Männer haben diesen Anspruch auch internalisiert, denn das Patriarchat hat ihnen über Generationen hinweg vermittelt, dass sie ein Recht auf Sex haben. Das gilt nicht nur für verheiratete Männer, sondern für alle Männer. Sogenannte Sexstreiks basieren einerseits auf dem Anspruch der Männer auf Sex und andererseits auf der ungleichen Machtverteilung zugunsten der Männer. Ohne dieses ungleiche Machtverhältnis hätte der Sexstreik keinen Hebel. Das ist der Grund, warum Sexstreiks historisch nie von Männern ausgegangen sind.

Die Aneignung der Körper kolonisierter Frauen spielte eine zentrale Rolle im europäischen Kolonialismus. Die Gewohnheit, sich eine »kleine Braut« zu nehmen, entstand, als die Europäer im 17. Jahrhundert Handelsposten in Afrika und Asien errichteten. Diese »Bräute«, die als Frauen, Arme und Kolonisierte dreifach ausgebeutet wurden, leisteten sowohl häusliche als auch sexuelle und eheliche Dienste. Im belgischen Kongo wurde die Institution der »Hausmädchen« gerechtfertigt mit dem »Recht auf Koitus« für die weißen Siedler und dem Wunsch, »ein natürliches Verhältnis zwischen Mann und Frau wiederherzustellen, das in Europa durch den Fortschritt der Frauenrechte in Mitleidenschaft gezogen wurde«. <sup>[160]</sup> In der gesamten kolonialen Welt waren Zwangsprostitution, insbesondere in Militärbordellen, sowie Vergewaltigungen an der Tagesordnung. Im Süden der Vereinigten Staaten, in der Karibik und Südamerika wurde die große Mehrheit der versklavten Frauen und Mädchen regelmäßig von ihrem weißen Herrn vergewaltigt, was ihm ermöglichte, seinen Sklavenbestand zu vergrößern, da die von Sklavinnen geborenen Kinder automatisch ihm gehörten. <sup>[161]</sup> Sex bedeutet im patriarchalen Sinne »Besitz« und »Kolonisierung« des Frauenkörpers, wie es weiter hinten im Buch noch näher erläutert wird. In kolonialen

Kontexten wurden heterosexueller Sex und Vergewaltigungen als expansionistische Strategie genutzt.

Die Philosophieprofessorin Amia Srinivasan liefert in ihrem Buch *Das Recht auf Sex* eine neue Perspektive auf Sex und Vergewaltigung und zeigt, wie das Patriarchat historisch auf dem uneingeschränkten Zugang zur Sexualität der Frauen beruht. <sup>[162]</sup> Die Wut und der abgrundtiefe Hass gegen Frauen von Incels, also »involuntary celibates«, unfreiwillig zölibatär lebenden heterosexuellen Männern, gründet auf der tiefen Überzeugung, dass Männer ein Recht auf Sex mit Frauen haben. <sup>[163]</sup> Die Incels geben dem Feminismus, der sexuellen Befreiung und Frauen im allgemeinen die Schuld an ihrem Leiden – und auch »attraktiven« Männern. Einerseits hassen Incels Frauen, weil sie ihnen den Zugang zu ihrem vermeintlich guten Recht verwehren, andererseits hassen sie »attraktive« Männer, die leicht Zugang finden in der wachsenden *Hookup Culture*, die in den vergangenen Jahren für viele zum Synonym für Sexpositivität und sexuelle Befreiung geworden ist.

*Casual Sex* wie beispielsweise ein One-Night-Stand ohne Bindung kann schön sein, solange er einvernehmlich und respektvoll stattfindet. Problematisch daran ist, dass eine in patriarchalen Mustern verankerte *Hookup Culture* zwangsläufig Machtungleichheiten reproduziert. Das von der hegemonialen Männlichkeit geförderte Modell der sexuellen Akkumulation wird von Frauen oft nachgeahmt, ohne zu merken, dass sie dadurch die patriarchale Macht der Männer verstärken. Solange die Ungleichheit zwischen Frauen und Männern in der Heterosexualität verwurzelt ist, können Frauen nicht wahrhaft sexuell befreit sein, weil der Sex nach wie vor als Ware, als Tauschmittel behandelt wird – als etwas, das Frauen »weggenommen« wird.

Die sexuellen Bedürfnisse und Vorlieben der Männer zu befriedigen, ihre Egos zu boosten, ohne ausgleichende Reziprozität, versetzt Frauen in eine demütigende Lage. Der Körper der Frauen wird in der heterosexuellen *Hookup Culture* wie ein Konsumobjekt behandelt, deshalb fühlen sich viele Frauen nach solchen heterosexuellen Begegnungen »verarscht«, auch wenn sie den Sex wollten. Vielleicht, weil sie nicht mit der Verachtung und mangelnden Reziprozität gerechnet haben? Eine Frau, die in der *Hookup Culture* eine Zeit lang unterwegs war, empfindet diese respektlose Behandlung als Gewalt und schreibt sogar, »nach diesen Gefälligkeiten hätte ich von diesem schändlichen Typen 500 Euro verlangen sollen«. <sup>[164]</sup> Sie bewertet die Begegnung in diesem Sinne als »kostenlose Sexarbeit« und zitiert Virginie Despentes, die in *King Kong Theorie* diese maskuline Anspruchshaltung in einem Satz resümiert: »Gib mir was ich will, damit ich dir damit ins Gesicht spucken kann.« <sup>[165]</sup> Virginie Despentes blickt auf ihre Zeit als Sexarbeiterin zurück und erinnert sich, dass ihre Klienten oft respektvoller waren als die Männer, mit denen sie *Casual Sex* hatte.

## **Orgasmuslücke, Klitoris und Penisneid**

Meine Klitoris müsste in meiner Vagina sein, damit ich endlich Orgasmen bekomme, wenn ich Sex mit Männern habe.

*Hite Report*, 1976 <sup>[166]</sup>

*Triggerwarnung: siehe am Anfang vom Kapitel 7 (Seite 159)*

Zwangsheterosexualität hat eine wichtige Funktion im Patriarchat: Sie kontrolliert die Sexualität und die Körper der Frauen, indem sie nichtheterosexuelle Sexualität stigmatisiert, wie etwa eine Sexualität ohne

cis Männer. Darin zeigt sich die tiefe Angst vor der Kapazität der Frauen, selbstgenügsam zu sein. Denn eine Sexualität ohne cis Männer schwächt die männliche Dominanz. Die Fixierung auf die Fortpflanzung ist deshalb ein Instrument des Patriarchats: Sie macht die Sexualität der Frauen abhängig von Männern.

Der sogenannte *Orgasm Gap* <sup>[167]</sup> beschreibt die Orgasmuslücke zwischen Frauen und Männern. Mehreren Studien zufolge erleben 95 Prozent der cis Männer Orgasmen beim heterosexuellen Sex, während nicht mal 60 Prozent der cis Frauen das Gleiche behaupten können. Cis Frauen haben beim lesbischen Sex viel öfter Orgasmen – in 86 Prozent der Fälle. <sup>[168]</sup> Die Orgasmuslücke hat viel mit der Fokussierung auf die Reproduktion zu tun sowie mit der daraus resultierenden Fixierung auf die vaginale Penetration durch den Penis. Ein Kommilitone von mir glaubte, dass Frauen durch die Ejakulation des Mannes automatisch einen Orgasmus bekämen. Für ihn waren Spermien eine magische Substanz, ohne die Frauen keinen Höhepunkt erreichen können. Er war nicht 14, sondern 23 Jahre alt und hatte bereits mit mehreren Frauen Sex gehabt.

Die Orgasmuslücke wird meist darauf zurückgeführt, dass die Klitoris kulturell ignoriert wurde, was wiederum ein Symptom der patriarchalen Unterdrückung ist. Die Klitoris ist nicht bloß für viele Männer ein Rätsel, sondern wir leben in einer Gesellschaft, die das sexuelle Vergnügen der Frauen als unwichtig betrachtet. Eine gängige Ausrede lautet, der Körper von Frauen sei voller Geheimnisse und Mysterien, weil ihre Orgasmen unberechenbar und unerklärlich seien. Sie geschähen auf einmal, man wisse gar nicht, wie es dazu gekommen sei ... und dann ganz lange nicht mehr. Die Unberechenbarkeit ist eine Lüge und wird dazu benutzt, um sich gar nicht mit den Körpern und der Lust der Frauen auseinanderzusetzen. Es ist derart gesellschaftlich akzeptiert, dass weibliche Orgasmen »mysteriös«,

»unberechenbar« und auch »schwer erreichbar« sind, dass die allermeisten Männer sich nicht mal bemühen, ihre Partnerin zum Höhepunkt zu bringen. Frauen kommen in 95 Prozent der Fälle zum Orgasmus, wenn sie masturbieren, in 64 Prozent der Fälle beim ersten Mal Sex mit anderen Frauen, aber nur in 7 Prozent der Fälle mit cis Männern. <sup>[169]</sup> Dies zeigt uns, dass nicht Frauen unfähig zum Orgasmus sind, sondern dass beim cisheterosexuellen Sex kulturelle Normen wirken, die die Lust der Frauen als wenig relevant einstufen. Viele heterosexuelle Frauen sind resigniert und finden sich damit ab, dass Orgasmen für sie Soloerlebnisse bleiben, auch wenn sie in einer Beziehung sind.

Auch wenn der Orgasmus nicht das einzige Kriterium für das sexuelle Vergnügen ist und es nicht darum geht, einen Orgasmuskult zu verstärken, haben die patriarchale Kultur und Medizin die weibliche Sexualität mit Scham, Angst und Schuldgefühlen besetzt. Das hat dazu geführt, dass Frauen nicht nur Schwierigkeiten haben, zum Orgasmus zu kommen, sondern auch, sich selbst zu befriedigen. Die Penetration wird als der »natürlichste« Sex gesehen, obwohl diese Praktik nicht unbedingt instinktiv ist. Kleine Mädchen, die ihre Körper entdecken, stecken selten einen Finger in die Vagina, sondern gehen eher instinktiv auf die Klitoris zu. Sigmund Freud wusste das ganz genau. Er trug mit seiner irrtümlichen Theorie, die den Mythos des vaginalen Orgasmus ins Leben gerufen hat, zur Fixierung auf die reproduktive Funktion der Sexualität bei. <sup>[170]</sup> Freud zufolge sollten Frauen aus ihrer sexuellen Lust, die sie durch die Klitoris empfinden, allmählich herauswachsen und schließlich zugunsten der vaginalen Lust aufgeben, weil die Klitoris ein maskulines Attribut sei. Die angebliche Männlichkeit der Klitoris ist verknüpft mit Freuds Vorstellung, dass die weibliche Psyche stark von einem Kastrationskomplex betroffen ist, dem viel zitierten »Penisneid«. Dieser Komplex entsteht angeblich, wenn

Mädchen merken, dass ihnen etwas Wichtiges fehlt: der Penis. Der Mythos des vaginalen Orgasmus war deshalb so schädlich für Menschen mit Klitoris, weil diese Pseudothese als objektive Wahrheit behandelt und genutzt wurde, um diejenigen, die durch Penetration keinen Orgasmus bekommen, zu pathologisieren und als unreif, anormal und ungesund abzustempeln – darunter viele lesbische, trans und nichtbinäre Menschen. Die Klitoris, deren einzige Funktion das sexuelle Vergnügen ist, wurde von der Medizin instrumentalisiert zum Zweck der Unterdrückung der Frauen. Es gab darüber viele irrtümliche Annahmen, aber kaum seriöse Forschung. Erich Fromm schrieb über Freud: »Meine Kritik an Freuds Theorie gilt nicht seiner Überbetonung der Sexualität, sondern bezieht sich darauf, dass er diese nicht tief genug verstanden hat.« <sup>[171]</sup> Das Patriarchat verhindert, dass Frauen den Zugang zu ihren Körpern finden, um sie gefügig zu halten.

Shere Hites Megabestseller *The Hite Report: A Nationwide Study of Female Sexuality* aus dem Jahr 1976 stellte die gesellschaftlichen und Freud'schen Annahmen auf den Kopf. Tausende Interviews belegten, dass Frauen nicht unbedingt durch Penetration zum Orgasmus kommen und sie eigenständig Orgasmen erleben können. So offensichtlich diese Schlussfolgerungen heute erscheinen mögen, waren sie damals revolutionär. Frauen, die Orgasmen vorgetäuscht hatten, half das Buch dabei, ihre sexuelle Kraft zu wecken.

Die sexuelle Lust der Frauen hat Männern schon seit der Antike Angst bereitet, sie wurde verteufelt und als bedrohlich dargestellt. Über all die Jahrtausende wurde versucht, die Lust der Frauen zu kontrollieren, zu unterdrücken und zu vernichten. Die Medizin spielte eine unrühmliche Rolle dabei. So wurde Hysterie bis weit ins 20. Jahrhundert hinein Frauen diagnostiziert, die ein breites Spektrum von Symptomen aufzeigten, inklusive ein »übertriebenes« sexuelles Verlangen. Ende des 19.

Jahrhunderts wurden in Europa und Nordamerika Hunderten von Frauen die Eierstöcke entfernt, um ihre als exzessiv empfundene sexuelle Lust zu bändigen. <sup>[172]</sup> Die Entfernung der Klitoris ist vor allem als kulturelle Praxis auf dem afrikanischen Kontinent bekannt, obwohl sie in Europa und in den USA als medizinische Maßnahme zur vermeintlichen Heilung eines breiten Spektrums von Zuständen gar nicht so selten war. Sie wurde zum Beispiel als Therapie gegen »unweibliches« Verhalten verschrieben, das als Bedrohung der Ehe betrachtet wurde, wie etwa »Abneigung gegen den ehelichen Verkehr« und »eine große Abneigung gegen den Ehemann«. <sup>[173]</sup>

Frauen sollten also kaum sexuelle Lust empfinden, sich aber trotzdem dem Geschlechtsverkehr gehorsam unterwerfen. Es ist stark davon auszugehen, dass viele Lesben, queere, asexuelle und trans Menschen bis ins 20. Jahrhundert eine Klitoridektomie erleiden mussten. 1861 wurde der Liste der Zustände, die durch die Entfernung der Klitoris geheilt werden sollten, die »Hypertrophie und Irritation der Klitoris« hinzugefügt – im Grunde die Masturbation –, weil sie angeblich das weibliche Nervensystem beeinträchtigte. Der letzte bekannte Fall von Klitoridektomie im westlichen Kulturkreis wurde 1948 in den USA bei einem fünfjährigen Mädchen durchgeführt, um sie von der Masturbation zu »heilen«. <sup>[174]</sup> Trotz dieser ver- und zerstörenden Obsession mit der weiblichen Lust mussten wir bis 1998 warten, um eine akkurate Abbildung der Klitoris zu sehen, <sup>[175]</sup> und in den meisten Biologiebüchern ist sie bis heute nicht abgebildet. <sup>[176]</sup>

Die Macht der Reproduktion verunsichert und schreckt Männer ab. Der Begriff Uterusneid (*womb envy*) – als Pendant des »Penisneid« – beschreibt die Frustration von Männern gegenüber Frauen, weil sie die Quelle von neuem Leben sein können und sie nicht. Die Macht, Babys zur Welt zu bringen, ist materiell, greifbar und kann nicht geleugnet werden. Die tiefste Wurzel aller Unterdrückung ist die Angst vor der Macht anderer. Die

maskuline Dominanz ist Ausdruck dieser Angst und dieses Neides. Um ihrer empfundenen Machtlosigkeit (kein Leben geben zu können) entgegenzuwirken, haben Männer sich eine eigene Macht verschafft, die sie politisch, wirtschaftlich, kulturell und militärisch durchsetzen.

Die Zwangsheterosexualität hat die Verpflichtung zu heterosexuellem Sex zu einer allgemeinen Verpflichtung erweitert, sexuell aktiv zu sein. Denn das politische Regime der Heterosexualität funktioniert nur dann, wenn Sexualität unser Leben regiert. Die Zwangsheterosexualität geht also mit einer allgemeinen Zwangssexualität einher. Es gibt in der Gesellschaft eine sehr genaue und konforme Vorstellung darüber, mit wem, wie, wie oft, ob bezahlt oder nicht, wofür und in welchem Rahmen Sex geschehen soll. Aber damit diese Kontrolle ausgeübt werden kann, müssen wir überhaupt erst Sex haben. Sexualität wird als anormal, unnatürlich, unrein und ungesund betrachtet, wenn sie nicht in den streng vordefinierten Rahmen passt, aber das gleiche Urteil trifft auch diejenigen, die *keinen* Sex haben. Asexuelle Menschen, die kein Interesse an Sex haben, werden durch gesellschaftlichen Druck oft genötigt, Sex zu haben, auch wenn sie ihn nicht wirklich möchten. Sollten sie sich diesem Druck nicht unterwerfen, werden sie von ihrem Umfeld ständig darauf angesprochen und ihnen wird vermittelt, manchmal sogar durch Ärzt\*innen und Psycholog\*innen, dass bei ihnen etwas *offensichtlich* nicht stimmt. <sup>[177]</sup>

Sexualität wird oft als instinktiver Akt dargestellt, der nicht gelernt werden muss. Dennoch folgen heterosexuelle Menschen unbewusst einer Art Skript, von dem sie kaum abweichen. Es geht ungefähr so: zuerst küssen, dann die Körper ein bisschen aneinanderreiben, dann die Klamotten ausziehen, dann »Vorspiel« (zum Beispiel Oralsex) und danach als Höhepunkt »richtiger« Sex – die vaginale Penetration durch den Penis. Durch die Penetration entsteht meistens ein Orgasmus für den Mann,

manchmal auch für die Frau, wenn sie beim »Vorspiel« noch keinen bekommen hat, und ganz oft gibt es für die Frau gar keinen Orgasmus. Es gibt leichte Variationen von diesem Skript, aber im Grunde läuft der cisheterosexuelle Sex ungefähr so ab.<sup>[178]</sup> Gäbe es dafür kein festes Skript, wäre der Sex wahrscheinlich vielfältiger, weniger auf den Penis und die Penetration fixiert, und mehr auf die Klitoris und andere Körperteile. Vielleicht wäre dann niemand auf die Idee gekommen, den Begriff Orgasmulücke zu erfinden, denn es würde sie nicht geben. Für queeren Sex gibt es kein Skript, weil er nichts mit Fortpflanzung zu tun hat.<sup>[179]</sup> Der Sex wird mit jeder Person jedes Mal aufs Neue erfunden. Das gemeinsame Vergnügen steht im Vordergrund – und nicht eine bestimmte Praktik. Die lesbische Feministin Monique Wittig sagt, »für uns hat die Sexualität keinen anderen Zweck außer deren Ausübung und die Suche des Vergnügens«. <sup>[180]</sup> Ein ziemlich revolutionärer und subversiver Sex in einer kapitalistischen patriarchalen Gesellschaft, die Frauen das bedingungslose Vergnügen verweigert.

Im Gegensatz zu meiner Kindheitsvorstellung hat die überwiegende Mehrheit der Menschen Sex nicht zu reproduktiven Zwecken – auch Menschen, die heterosexuellen Sex haben. Darin liegt das größte Paradox der Verschmelzung von Sex und Reproduktion.

## **Die Last der Verhütung**

*Triggerwarnung: siehe am Anfang von Kapitel 7 (Seite 159)*

Das Erste, was mir meine Mutter zum Thema Sex sagte, war: »Werde bloß nicht schwanger.« Als meine Sexualität erwachte, ging es vorrangig darum, meinen Körper gegen eine mögliche Schwangerschaft auszurüsten.

Irgendwann vermeldete meine Mutter »So, ab jetzt musst du einmal pro Jahr zur Gynäkologin, zur Kontrolle.« Es klang ernst. Was würde mir jedes Jahr passieren können? Warum musste ich mich regelmäßig untersuchen lassen? Müssen Männer auch zur Kontrolle? »Gibt es eigentlich Männerärzte?«, fragte ich meine Mutter. Der jährliche Termin bei der Gynäkologin perpetuiert und verstärkt eine tiefe Asymmetrie in der sozialen Überwachung und medizinischen Behandlung von weiblichen und männlichen Körpern. Die Verhütungsmethoden sind fast ausschließlich darauf ausgerichtet, die Fertilität der Frauen zu hemmen, obwohl Männer viel fruchtbarer sind als Frauen. Sie können bis ins hohe Alter Babys zeugen, und das grundsätzlich unzählige Male pro Jahr, während Frauen nur eine Schwangerschaft pro Jahr austragen können. Als ich zum ersten Mal zur Gynäkologin ging, wurde ich eingegliedert in ein System der institutionalisierten Kontrolle über die sexuelle und reproduktive Gesundheit der Frauen. Die Gynäkologie war lange ein Instrument des patriarchalen Systems, und sie bleibt es teilweise bis heute. In seinem Buch *Les Brutes en Blanc* zeigt der Autor Martin Winckler auf, wie Frauen in der Gynäkologie routinemäßig Misshandlungen und medizinischer Gewalt ausgesetzt sind. <sup>[181]</sup> Zudem führt eine Disziplin, die sich auf starre binäre Kategorien stützt, zwangsläufig zur Pathologisierung von Menschen, die nicht in diese konstruierten Normen passen, nämlich trans, intersex und nichtbinäre Menschen. Die Rolle der Gynäkolog\*innen (die bis vor relativ kurzer Zeit fast nur Männer waren) besteht darin, die reproduktive Funktion der Frauenkörper zu unterstützen und zu betreuen – einzurahmen. Dadurch wird die Zurichtung der Frauenkörper auf Reproduktionszwecke verstärkt.

Seit Menschen nicht mehr darauf angewiesen sind, für ihre Altersvorsorge Kinder zu bekommen, und mit der Einführung der Anti-Baby-Pille in den 1970ern, musste die Zeugung von Kindern neu motiviert

werden. So sind Ende der 1970er die Konzepte des »Kinderwunsches« und der »biologischen Uhr« entstanden, die für Frauen mit ihrem unwiderstehlichen Kinderwunsch tickt. <sup>[182]</sup> Die reproduktive Funktion von Frauen wurde erneut »naturalisiert« und »psychologisiert« – denn diesen Konzepten zufolge sind Frauen machtvollen Kräften unterworfen, die sie an ihre wahre Natur erinnern, eine gebärende Frau zu sein. Frauen ohne »Kinderwunsch« werden pathologisiert oder ihnen wird nicht geglaubt – »das mit dem Kinderwunsch kommt bestimmt noch«, müssen sich viele überzeugte Nichtmütter immer wieder anhören.

Als ich das erste Mal zur Gynäkologin ging, wollte sie von mir wissen, wann meine erste Menstruation war – das Datum, an dem ich zu einer richtigen Frau wurde. Mein Vater, der von meiner Mutter über dieses Schlüsselereignis informiert wurde, sagte mir beim Zubettgehen: »Gut, das wäre geschafft!« Für ihn, wie für fast die ganze Welt, ist eine Frau dann eine richtige Frau, wenn sie Babys zur Welt bringen kann. Und das Schlimmste, was einer Frau passieren kann, ist, genau das nicht vollbringen zu können. Während der drei Jahre, in denen ich versuchte, schwanger zu werden, hat dieser gesellschaftliche Druck meinen Wunsch (und meine Verzweiflung) verstärkt. Heute weiß ich, dass mein Kinderwunsch stark von meiner Sozialisation und Erziehung konditioniert war. Die Gynäkologin fragte mich als Teenagerin auch, ob ich »sexuell aktiv« sei. Diese Frage impliziert automatisch heterosexuellen Sex, denn für Gynäkolog\*innen ist Sex ohne Penetration irrelevant, weil er nicht zu Schwangerschaften führt. Ich beantwortete die Fragen gehorsam, woraufhin sie mir die Pille verschrieb, die ich ununterbrochen vierzehn Jahre nahm, bis ich schwanger werden wollte.

Obwohl ich mich durch Einnahme der Pille geschützt hatte, kann ich nicht zählen, wie oft ich besorgt auf meine Periode gewartet habe. Ich malte

mir aus, wie ich meiner Mutter die Schwangerschaft beibringe oder mich vielleicht heimlich einer Abtreibung unterziehe. Ich stellte mir auch vor, die Schwangerschaft doch auf mich zu nehmen und das Kind zur Adoption freizugeben. Oder sollte ich es vielleicht behalten und es mit meiner Mutter und meinen Schwestern großziehen? In meiner Jugendzeit gab es kein Google und keine Smartphones, die nötigen Informationen zu finden beanspruchte viel Zeit (wie läuft eine Abtreibung ab, wo wird sie durchgeführt, zu welchem Preis usw.). Die Recherche kostete mich nicht nur Zeit, sondern auch meine Nerven und gute Noten. Manchmal war ich in der Schule so sehr in Gedanken versunken, dass ich dem Unterricht kaum folgen konnte. Auch wenn ich vielleicht kurz mit meiner Schwester oder engen Freundinnen darüber sprach («Hey, du kommst mit, falls ich abtreiben muss, ok?«), fühlte ich mich allein. Ich bezog auch meine jeweiligen Freunde ein, die mich in diese Lage gebracht hatten, aber sie nahmen das Problem als *meines* wahr. Die meisten Männer kennen das Kopfkino, die Sorge, das Warten auf den ersten Tropfen Blut nicht, und auch wenn die Frauen ihre Sorge mit ihnen teilen, hat es für sie keine vergleichbaren Implikationen. Zum Glück war es bei mir stets falscher Alarm, aber bei vielen Frauen kommt nach der Panik die Verzweiflung, die Sorge, manchmal auch die Scham und die Schuld und schließlich die Entscheidung zum Schwangerschaftsabbruch. In Ländern, wo Abtreibung strafbar und daher unsicher ist, fällt die Entscheidung noch schwerer, denn sie kann zu gesundheitlichen Komplikationen führen, bis hin zum Tod. Auch sichere Abtreibungen können Nebenwirkungen und Komplikationen mit sich bringen, zum Beispiel Erbrechen, Perforation der Gebärmutter, lokale Infektionen, Depressionen und Hämorrhagie. In meinem engen Freundinnenkreis hat ungefähr ein Drittel einmal oder mehrfach abgetrieben – mit den möglichen psychologischen und physischen Folgen.

Viele ungewollte Schwangerschaften entstehen trotz hormoneller Empfängnisverhütung, und 38 Prozent der Schwangerschaften weltweit sind ungewollt. <sup>[183]</sup> Abtreibungen wären sehr wahrscheinlich nicht nur entkriminalisiert, sondern sogar gefördert, wenn Männer die Kinder allein großziehen und die Konsequenzen der Schwangerschaft tragen müssten.

Das Schwangerschaftsrisiko, dem Frauen beim heterosexuellen Sex ausgesetzt sind, wird als normaler Teil der Sexualität von Frauen betrachtet. Dieses Risiko zu minimieren, fällt ihnen fast ausschließlich zur Last, auch finanziell, denn die Pille zahlt meistens die Frau. Seit den 1990ern forschen Wissenschaftler\*innen an der Pille für Männer. Wir schienen uns dem Erfolg zu nähern, als eine Männerpille 95 Prozent Wirksamkeit aufwies, doch bis heute existiert kein Präparat zur männlichen Verhütung. Die Tests wurden eingestellt, und die Pharmaindustrie stoppte ihre Unterstützung an entsprechenden Forschungsprojekten, unter anderem weil die männliche Pille zu wenig nachgefragt werde. <sup>[184]</sup> Außerdem wurden die Nebenwirkungen für »zu heftig« gehalten, und »die Risiken würden die Vorteile nicht aufwiegen«. Die besagten Nebenwirkungen sind Stimmungsumschwünge, Depressionen und Veränderung der Libido. Frauen ertragen nicht nur die gleichen Nebenwirkungen seit über sechzig Jahren, sondern auch die Nebenwirkungen, die eine ungewollte Schwangerschaft mit sich bringt, etwa eine Abtreibung inklusive der möglichen Komplikationen und Nebenwirkungen. Keine Verhütungsmethode ist zu 100 Prozent zuverlässig, und die allermeisten wirken sich direkt auf die Gesundheit der Frauen aus. Zumal kosten sie Geld, verursachen einen täglichen *mental load* und erfordern regelmäßige Besuche bei der\*m Gynäkolog\*in. Das Kondom ist eine der wenigen Verhütungsmethoden, die keine negativen Konsequenzen für die

Gesundheit von Frauen hat. Ironischerweise wird sie am wenigsten benutzt.  
[185]

Die Pille hat zweifellos die Situation der Frauen verbessert und sie vom Zwang des endlosen Gebärens befreit. Gleichzeitig hat es sie verfügbarer für heterosexuellen penetrativen Sex gemacht – Männer haben von der Pille profitiert, weil sie ein Gefühl von »Sex ohne Konsequenzen« erzeugt hat. Zudem hat die Pille verhindert, dass Frauen ihren Zyklus kennenlernen und sich mit ihm verbinden, und hat gesundheitliche Schäden verursacht. Als die Gynäkologin mir die Pille verschrieb, war ich noch Teenagerin und wurde nicht darüber aufgeklärt, was die Einnahme der Pille für meinen Körper bedeutete, welche Nebenwirkungen vorkommen könnten und was aus einer permanenten Hormoneinnahme folgt – vor allem in einer so wichtigen körperlichen und psychologischen Entwicklungsphase wie der Pubertät.

Frauen haben nach wie vor die Folgen des heterosexuellen Sex zu tragen, und trotz der wachsenden Bereitschaft vieler Männer, die Last der Verhütung mit ihrer Partnerin zu teilen, ist die Reduktion des heterosexuellen Sex auf die Penetration bezeichnend. Wir brauchen einen Paradigmenwechsel, indem Männer sich bereit erklären, die Nebenwirkungen der männlichen Verhütung auf sich zu nehmen, wenn Frauen schon 100 Prozent der Risiken einer ungewollten Schwangerschaft tragen. Wenn man bedenkt, dass sich etwa bei der Hälfte der Frauen, die die Pille nehmen, die Libido wesentlich verschlechtert,<sup>[186]</sup> [187] ist die Pille für sie nur ein halb guter Deal. Durch die Pille sind zwar weniger Schwangerschaften eingetreten, aber die eheliche Pflicht blieb aufrechterhalten, zumindest in den Köpfen. Die Pille mit der sexuellen

Befreiung zu verbinden, scheint mir deshalb gewagt, vor allem in Anbetracht der Orgasmuslücke.

Die Pille hat uns der Autonomie und der körperlichen Selbstbestimmung der Frauen einen Schritt näher gebracht, aber sollten wir uns damit zufriedengeben? Ich denke nicht. Die Pille ist nur eine Teillösung. Als ich die Pille endgültig absetzte, spürte ich eine nachhaltige Entlastung, als könnte mein Körper endlich atmen, nachdem er seine Rüstung nach 15 Jahren abgelegt hatte. Brauchen wir unbedingt eine »Rüstung« gegen Schwangerschaften? Ist es nicht widersinnig, dass die einzige Praktik, die zu Schwangerschaften führt, als unabwendbarer, zentraler Teil des Sex behandelt wird, auch wenn die Schwangerschaft nur in den wenigsten Fällen das Ziel ist? Wie wäre es, wenn Penetration als eine von vielen Praktiken behandelt würde und nicht mehr als unerlässliche Hauptpraktik? Wäre Sex, der nicht auf die Penetration fixiert ist, nicht das beste Verhütungsmittel?

## **Die Penetration**

Was Geschlechtsverkehr für Frauen ist, und was er ihrer Persönlichkeit, ihrer Privatheit, ihrer Selbstachtung, ihrer Selbstbestimmtheit und Unverletzlichkeit antut, das sind verbotene Fragen; und dennoch, wie kann jemand, der radikal ist, und wie kann jede Frau, die Freiheit will, nicht eben diese Fragen stellen? <sup>[188]</sup>

*Andrea Dworkin*

*Triggerwarnung: siehe am Anfang von Kapitel 7 (Seite 159)*

Viele Männer weigern sich, Kondome zu benutzen, nur wenige Männer unterziehen sich einer Vasektomie,<sup>[189]</sup> und die Forschung zur Männer-Pille wurde aufgrund der mangelnden Bereitschaft, Nebenwirkungen in Kauf zu nehmen, ausgesetzt. Deshalb ist stark davon auszugehen, dass Männer sich niemals der Penetration unterziehen würden, wenn sie die gleichen Konsequenzen hätte wie bei Frauen, nämlich ungewollte Schwangerschaften, Abtreibungen, Fehlgeburten, Fistel, Schwangerschaftsdiabetes und im schlimmsten Fall den Tod. Männer würden sich wahrscheinlich auch nicht den Nebenwirkungen einer invasiven Verhütung (Pille, Kupferspirale, Vaginalring etc.) aussetzen, um die mit der Penetration verbundenen Risiken zu minimieren. Dies ist der eigentliche Grund, warum Frauen verhüten müssen. Wären es Männer, die all das auf sich nehmen müssten, hätten wir als Gesellschaft die Penetration *nur* für die Fortpflanzung vorgesehen. Männer hätten die Penetration wegen der damit einhergehenden Risiken und Nebenwirkungen als Sonderpraktik behandelt, die speziell für die Befruchtung eingesetzt wird, und keinesfalls zur bevorzugten, unabwendbaren Form des Sex erhoben. Dazu passt ein Tweet, der im Zuge der Abtreibungsverbote in Teilen der USA viral ging: Unter einem Bild mit alten weißen Frauen, die gemeinsam an einem Tisch sitzen und ein Stück Papier unterschreiben, stand: »Außerhalb von Reproduktionszwecken wird die Ejakulation jetzt für illegal erklärt!«

1987 veröffentlichte die Feministin Andrea Dworkin das Buch *Intercourse*, in dem sie die Penetration zum zentralen Aspekt der patriarchalen Unterdrückung der Frauen erklärt. Sie legt dar, dass die Penetration Frauen zu Minderwertigkeit und Unterwerfung verdammt und dass diese Praxis »gegen eine Reform immun sei«. Die Autorin Ariel Levy fasst ihr Unbehagen zusammen, das durch die Lektüre von *Intercourse* ausgelöst wurde: »Wenn man bei dem, was sie sagt, mitgeht, muss man

plötzlich alles hinterfragen: Wie man sich anzieht, wie man schreibt, die eigenen Lieblingsfilme, den eigenen Sinn für Humor und, ja, auch wie man Sex hat.«<sup>[190]</sup> Wie alle Gedanken, die unsere Weltordnung so vehement infrage stellen, stießen Dworkins Ausführungen auf Missverständnis, heftigen Widerstand und scharfe Kritik. Ihr wurde fälschlicherweise unterstellt, Penetration pauschal als Vergewaltigung darzustellen und eine »AntiSex«-Haltung zu vertreten.<sup>[191]</sup> Einige Männer haben sich mit der politischen Bedeutung der Penetration befasst, wurden aber nicht mit dem gleichen Zorn konfrontiert. Frauen dürfen in unserer Gesellschaft nicht negativ über Schwangerschaft, Geburt und die Fortpflanzung – und überdies über die Penetration – sprechen. Wenn sie es tun, werden sie dafür gehasst und verteufelt, weil Frauen sich dieser Funktion zu fügen und ihr unterzuordnen haben. Jegliche Kritik am reproduktiven Prozess bringt Frauen in die Position, sich rechtfertigen zu müssen und zuzusichern, dass sie nichts gegen Babys und Kinder haben. Aber das ist überhaupt nicht das Thema. Es geht darum, dass Frauen eingetrichtert wird, der Wert ihres Lebens hänge von ihrer Funktion als Gebärende ab.

Auf den nächsten Seiten habe ich versucht, einige Kernideen von Andrea Dworkin, Ti-Grace Atkinson, Adrienne Rich, Monique Wittig und anderen radikalen Feministinnen der 1970er- und 1980er-Jahre zugänglich zu machen – manche zu ergänzen und andere zu nuancieren –, weil ich ihre Gedanken für revolutionär und unerlässlich für den Feminismus halte. Als intersektionale Feministin stand ich den Feministinnen der sogenannten »zweiten Welle«<sup>[192]</sup> lange skeptisch gegenüber. Denn sie stellten die Interessen weißer Mittelschichtsfrauen in den Vordergrund, was zur doppelten Unsichtbarkeit und Marginalisierung von Frauen und Menschen außerhalb dieser Kategorie führte. Doch ihr Beitrag zum Feminismus darf nicht relativiert oder gar ausradiert werden. Radikale Feministinnen werden

von manchen pauschal als rassistische TERFs bezeichnet – *Trans-Exclusionary-Radical-Feminists* , doch eine solche Verschmelzung ist falsch, denn es gibt nicht wenige radikale Feministinnen, die trans Menschen und Sexarbeiterinnen einschließen und intersektional und dekolonial sind. Wenn wir den Mut aufbringen, uns kollektiv mit der sozialen, politischen, kulturellen und historischen Funktion und Bedeutung der Penetration auseinanderzusetzen, können wir das Patriarchat drastisch schwächen. Die genannten Feministinnen haben das bereits vor dreißig, vierzig Jahren getan. Damals wurden sie für »verrückt« und »gefährlich« erklärt. Vielleicht sind wir heute reif für eine solche Auseinandersetzung, so unbequem und schwierig sie auch sein mag.

Die Penetration impliziert eine faktische Ungleichheit, die biologisch bedingt ist: Sie führt nur bei Frauen zu Schwangerschaften und den damit verbundenen gesundheitlichen Komplikationen. Schwangerschaften können nämlich lebensgefährlich sein. Bei meiner zweiten Schwangerschaft wäre ich gestorben, hätte ich in einer dörflichen Gegend ohne gesundheitliche Versorgung gelebt. Ein Kind zu gebären, ist eine Grenzerfahrung an der Schnittstelle von Leben und Tod. Obwohl die Folgen der Penetration zu einer faktischen und unveränderbaren Ungleichheit der Geschlechter führen, wird sie weiterhin als einzig legitime Form von heterosexuellem Sex betrachtet. Männer führen seit jeher eine Pro-Penetration-Propaganda, die uns allmählich davon überzeugt hat, dass die Penetration unerlässlich, unabwendbar und schön ist. So sehr, dass eine andere Form der Sexualität kaum vorstellbar ist. Dabei wäre es ja denkbar, dass die Penetration in heterosexuellen Beziehungen wie eine Nebenpraktik behandelt wird, wie beispielsweise Oralsex. Es gibt einen subtilen, impliziten, manipulativen Zwang zur Penetration, der sich im Laufe des langen Lebens des Patriarchats allmählich als Norm durchgesetzt hat. Männer haben die

Penetration als obligatorische, regelmäßige und einzige sexuelle Praktik etabliert und durchgesetzt – und sie gemeinhin »Sex« genannt.

Ich bezeichne die Penetration als sozialen Zwang, weil eine Vielzahl an Druckmitteln eingesetzt wird, sie Frauen als alternativlos darzustellen. Zu diesen Druckmitteln zählen die Zwangsheterosexualität, die Ehe und die Durchsetzung der binären Geschlechterordnung. Um diese Druckmittel wirksam zu machen, wird die Penetration überall normalisiert, propagiert und gefördert, durch den Staat, die Wissenschaft, die Religion, die Medien, Filme, Magazine, die Literatur, allesamt Institutionen, die historisch von Männern kontrolliert wurden und es zum Großteil immer noch sind.

Das Wort »Penetration« impliziert die männliche Perspektive: Der Mann penetriert, die Frau *wird* penetriert. »Den Penis in die Scheide reinmachen« – wie die Scheide, in die das Schwert gesteckt wird –, hat eine kriegerische Konnotation, die nicht neutral ist. In der patriarchalen Kultur wird der Penis, sogar der von kleinen Jungen, als »eine potenzielle Waffe« gesehen, so bell hooks. <sup>[193]</sup> »Penetration« hätte auch anders benannt und repräsentiert werden können, etwa als »Einkapselung« des Penis durch die Vagina. In Benin, Ghana, der Elfenbeinküste und vielen anderen Kulturen des afrikanischen Kontinents wird die Penetration aus der Perspektive der Frauen beschrieben. Osun, eine Yoruba-Gottheit der Sensualität, liefert eine Sicht der Sexualität, in der die Vagina den Penis auffrisst (*Devouring Vagina*) . Es ist nicht der Penis, der die Vagina penetriert, sondern die Vagina, die den Penis einhüllt. Schon durch die Sprache wird das Bild der passiven Frau negiert. Bei der Familie meiner Schwester aus der Elfenbeinküste bekam ich ein Gespräch zwischen zwei älteren Cousinen mit: »Ich hoffe, dass er bereit ist, dass ich ihn verschlucke«, sagte eine von

ihnen, um in der Runde ihre Lust zu bekunden, mit ihm Sex zu haben (es ging dabei nicht um Oralsex). Die Bedeutung und Symbolkraft einer Handlung verändert sich drastisch, je nachdem, aus welcher Perspektive sie betrachtet wird. Später werden wir noch sehen, wie kolonisierten Kulturen das binäre Geschlecht aufgezwungen wurde. Die politische Bedeutung der Penetration ist ein eurozentristisches, westliches, koloniales Konstrukt und keinesfalls universell.

Durch die einseitige Beschreibung der Penetration wird es Frauen sehr schwer gemacht, den Geschlechtsakt aus ihrer eigenen Realität heraus zu erleben und zu definieren. So stützen sich die Frauen auf die Perspektive und Wahrnehmung der Männer und verlieren den Zugang zu sich selbst: Was halten sie *wirklich* von der Penetration? Was löst die Penetration bei ihnen aus? Wie fühlen sie sich dabei? Die Dissoziation ist manchmal so groß, dass viele Frauen nicht in der Lage sind, diese Fragen zu beantworten. Ihnen wird vorgegeben, was sie fühlen sollen, und sie werden nicht dazu ermutigt, sich zu fragen, was sie wirklich fühlen. Die lebenslange Indoktrination hat sie ihren eigenen Bedürfnissen und ihrer sexuellen Lust entfremdet. Frauen wurden über Generationen hinweg durch einen Dressurprozess geführt – in den die Freud'sche Psychoanalyse sehr stark verstrickt war –, um sie glauben zu machen, dass sie die Penetration *brauchen*. Diese einseitige Darstellung hat das Bewusstsein von Frauen kolonisiert und die Herrschaft der Männer gestärkt. Frauen, die Penetration nicht mögen oder sie aufgrund von Schmerzen nicht aushalten, werden pathologisiert und als das Problem innerhalb einer sexuellen Beziehung angesehen. So wird die kritische Hinterfragung der Penetration delegitimiert. Ein solcher Schritt geht zu weit, sagen viele.

Nach der Geburt meines ersten Kindes war ich derart traumatisiert, dass ich mir nicht vorstellen konnte, jemals wieder schwanger zu werden. Es

schien mir unvorstellbar, mich solch unbeschreiblichen Schmerzen und Körperversümmelung erneut freiwillig zu unterwerfen. Vielen meiner Freundinnen ging es nach der ersten Geburt ähnlich – ein gut gehütetes Geheimnis unter Frauen, die schon Kinder haben. Ich fragte mich damals: Warum hat mich niemand vorgewarnt? Hier wirkt ein Tabu, nicht offen über die Geburt zu sprechen, damit Frauen es sich nicht anders überlegen und sich immer wieder das Schwangerschaftsrisiko durch die regelmäßige Penetration auferlegen, denn es gibt keine Verhütungsmittel, die 100 Prozent zuverlässig sind. Ich wollte also nicht mehr penetriert werden, das stand fest. Bis ich zur ersten gynäkologischen Kontrolle ging und von der Ärztin gefragt wurde: »Sind Sie wieder sexuell aktiv?« (Sie meinte nicht, ob ich masturbiere oder ob ich Oralsex habe, sondern ob ich wieder penetriert werde). Als ich mit »nein« antwortete, schaute sie mich an und sagte: »Sie sollten bald wieder damit anfangen, damit Sie es sich nicht abgewöhnen.« Würde es sich um eine Praktik handeln, die Frauen *nur* guttut, wären solche Mahnungen gegenstandslos. Es wäre unnötig, einer Person nach einer Magen-OP zu sagen: »Sie sollten bald wieder mit Schokokuchen anfangen, damit sie ihn sich nicht abgewöhnen.«

Nach der Rechtsprechung der Rota Romana des Apostolischen Stuhls wird die Ehe dann vollzogen, wenn »mit der Kopulation ein Samenerguss verbunden ist«. <sup>[194]</sup> Das Gebot zur Fortpflanzung gehört zu den wichtigsten Mitzwa in der Torah. Sie ist nur für Männer verbindlich, Frauen sind davon ausgenommen. Dieser Umstand wurde oft damit erklärt, dass die Geburt eines Kindes sie körperlich gefährdet und ihnen daher nicht befohlen werden kann. Darin liegt ein interessantes Paradox, denn wie können Männer sich allein fortpflanzen? Es zeigt auch die männliche Übermacht, denn wenn der Mann verpflichtet ist, die Frau zu penetrieren, wird er sich von einem »Nein« der Frau nicht abhalten lassen. Noch interessanter finde

ich, dass die Gefährlichkeit der Penetration für die Frauen schon damals anerkannt wurde.

Die Tatsache, dass Sex als eheliche Pflicht gilt, zeigt auch, dass Frauen sich der Penetration nicht so ganz freiwillig hingeben. Die eheliche Pflicht impliziert, dass Männer ein Recht auf Sex haben und die Frauen es erdulden. Die Ehe dient nach der geltenden Rechtsprechung und dem § 1353 BGB als körperliche Gemeinschaft auch der Penetration. Es wird von Frauen nicht ein einfallsloser, sondern ein »engagierter« Beischlaf (also Penetration) verlangt, wie der Bundesgerichtshof 1966 selbst definierte: »Die Frau genügt ihren ehelichen Pflichten nicht schon damit, dass sie die Beiwohnung teilnahmslos geschehen lässt. Wenn es ihr infolge ihrer Veranlagung oder aus anderen Gründen [...] versagt bleibt, im ehelichen Verkehr Befriedigung zu finden, so fordert die Ehe von ihr doch eine Gewährung in ehelicher Zuneigung und Opferbereitschaft und verbietet es, Gleichgültigkeit oder Widerwillen zur Schau zu tragen.« <sup>[195]</sup> Dass religiöse und zivile Gesetze schon immer versucht haben, legitimem und illegitimem Sex zu definieren, beweist: Die Penetration ist ein soziales Konstrukt und zentral für das Patriarchat. <sup>[196]</sup> »Grundlegende Gesetze: die Sodomie verboten; die Ficken in der Ehe vorschrieben; die den Fick auf die Vagina lenkten, nicht in den Mund oder den Anus der Frau; weil Männer auch einen Mund und einen Anus besitzen; die den Fick für rechtsgültig erklärten, wenn er Kinder produziert«, <sup>[197]</sup> wie Andrea Dworkin schreibt, wären nicht nötig gewesen, wenn die Penetration des Penis in die Vagina so natürlich wäre.

Meine Gynäkologin erinnerte mich also unmissverständlich an meine eheliche Pflicht – auch wenn sie sich dessen vielleicht nicht bewusst war. Wie auch eine ältere Cousine von mir, die Mutter von drei Kindern ist und sich nach der Geburt meines Sohnes meldete, um zu fragen, wie es mir seit

der Entbindung ergangen war. Irgendwann fragte sie, lächelnd: »Na, und habt ihr wieder Schnick-Schnack gemacht?« Als ich antwortete, dass ich keinen Kopf dafür hatte, meinte sie: »Na gut, aber du musst dich ein bisschen zwingen, für die Beziehung. Bei jedem Kind habe ich mir eine Frist von sechs Wochen gegeben – wie lange ist es schon bei dir her?« Es ist nicht ungewöhnlich, in der Stillzeit kein sexuelles Verlangen zu spüren, weil die intensive körperliche Nähe mit dem Baby – die manche als invasiv empfinden – viel Platz einnimmt und wenig Energie für Sex und körperliche Nähe mit dem\*der Partner\*in übrig lässt. Verhütungsmittel erlauben eine Befreiung von diesem System aus der Zwangspenetration, aber nur teilweise. Sie verringern die Anzahl der Schwangerschaften zwar deutlich, vermitteln aber auch die Illusion, die Penetration habe keine Konsequenzen.

Kehren wir jetzt die Situation um und stellen uns vor, dass nicht Frauen, sondern Männer von Frauen penetriert werden, und dass dies bei ihnen zu Schwangerschaften, Abtreibung, Geburt und möglichen Komplikationen führen könnte, bis hin zum Tod. Würden Frauen Männer unter Druck setzen, sich penetrieren zu lassen? Würden sie es von ihnen verlangen? Oder es sich gewaltvoll »nehmen« – durch Vergewaltigung? Hätten sie eine eheliche Pflicht eingeführt? Wüssten Frauen, dass die Penetration selten zum männlichen Orgasmus führt, weil ihre Anatomie nicht für solcherart Orgasmen gemacht ist, wäre diese Praktik systematisch mit »Sex« an sich gleichgesetzt? Würden Frauen Sex mit Liebe verbinden, wenn drastische Synonyme für die Penetration verwendet werden, die Verletzung, Gewalt und Beherrschung andeuten (»ficken«, »abfoltern«, »aufbocken«, »aufsatteln«, »knallen« usw.)? Und schließlich: Was wäre, wenn Männer und Jungs auf allen Ebenen der Gesellschaft und überall auf der Welt durch Frauen benachteiligt und systemischer Gewalt ausgesetzt wären: Würden

Frauen darauf beharren, sie ständig zu penetrieren? Wenn ja, was würden Frauen aus der Penetration ziehen?

Dieses Gedankenspiel zeigt nicht, dass Frauen mit mehr Macht die besseren Menschen wären (das wissen wir nicht), sondern: Die Penetration findet in einem Kontext statt, in dem Männer soziale, wirtschaftliche, politische und in vielen Fällen physische Macht über Frauen haben. Männer haben Frauen über Tausende Jahre hinweg durch die systematische Penetration unterdrückt, wenn auch die Penetration nur ein Aspekt der Unterdrückung ist. Sie ist eine kalkulierte, beabsichtigte Handlung, die über die Zeit durch Gesetze und Normen etabliert wurde – und interessanterweise bei vielen von uns komplett unbewusst bleibt. Liebe und Affekte trüben unser Urteilsvermögen und lassen uns die Situation anders sehen, als sie ist. Ich kann mir gut vorstellen, dass ein solcher Perspektivwechsel für viele unzumutbar ist – sowohl für Männer als auch für Frauen. Ein Mann, der seine Frau liebt und mit ihr Sex hat, und eine Frau, die gerne penetriert wird, werden nicht gern zugeben, dass diese Praktik in der patriarchalen Unterdrückung verwurzelt ist. Doch es sind nicht (nur) einzelne Männer, die Frauen unterdrücken wollen, sondern Männer als Klasse, Männer als Kollektiv – heute, damals, hier und überall. Viele Männer wollen individuell gesehen Frauen nicht aktiv und bewusst unterdrücken, aber ihre Zugehörigkeit zur gesellschaftlichen und politischen Gruppe »Männer« bringt sie in eine mächtige Position – ob sie es wollen oder nicht und ob sie sich dessen bewusst sind oder nicht. Versuchen wir kurz, die individuelle, intime Ebene auszublenden, um zu verstehen, dass Sexualität in einem breiteren historischen und politischen System stattfindet. Dem Mann, der seine Frau liebevoll penetriert, wurde einerseits beigebracht, Penetration mit Liebe zu verbinden, und andererseits, diese als Instrument der Beherrschung zu betrachten.

Mein siebenjähriger Sohn kam einmal aus der Schule und sagte, dass sein Freund Kai mit allen Mädchen »Sex machen« will. Als ich »wie?!?« antwortete, nahm er mich beim Wort und machte die entsprechende Hüftbewegung nach. Dieser Wunsch nach Sex mit Mädchen deckte sich mit dem täglichen Mobbing, das Mädchen aus der Klasse durch einige Jungs erlebten, auch durch Kai. Er hat Sex in dem Moment nicht mit Liebe und Zärtlichkeit verbunden, sondern mit Unterdrückung und Macht. Diese Sicht vom penetrativen Sex prägt uns alle. Mein Kindheitsfreund Pierre gab zu, dass er nach dem Sex Frauen gegenüber oft ein Gefühl von Abneigung empfindet, was dazu führt, dass er jeglichen Kontakt abbrechen will. Es ist ihm auch bewusst geworden, dass er guten Sex mit einem gewissen Zwang verbindet. Das wurde ihm vor allem dadurch klar, dass er ein größeres Interesse an Frauen verspürte, die »erobert« werden müssen, als an denen, die genauso viel Lust auf Sex hatten wie er. Frauen, die Sex mit Männern haben, wissen das ganz genau und haben gelernt, nicht immer auf ihre eigene sexuelle Lust zu hören, sondern zum Beispiel den Moment des ersten Sex so lang wie möglich hinauszuzögern – auch wenn sie gerne viel früher Sex hätten. Mit dieser Strategie versuchen viele Frauen, das Interesse des Mannes so lange wie möglich aufrechtzuerhalten – und ihm somit die Macht vorzuenthalten. Diese kritische Zeit zum Beginn von heterosexuellen Beziehungen, in der Frauen auf die patriarchale Macht noch Einfluss nehmen können, empfinden viele Frauen als unglaublich anstrengend. Die ständigen Machtkämpfe verhindern Intimität, Liebe und ein authentisches Miteinander.

Pierre fällt es schwer, sich auf Frauen emotional einzulassen, mit denen er Sex hat, weil er, wie Kai, gelernt hat, dass Penetration auch mit Macht und Unterdrückung zu tun hat. Männer haben nicht gelernt, Sex von Gefühlen, sondern Sex von Liebe zu trennen. Wenn Männer bis über beide

Ohren verliebt sind, wollen viele auf einmal mit dem Sex warten, sie wollen es »anders« machen. Was heißt in diesem Fall »anders«? Nicht gewaltvoll? Ohne Unterdrückung? Mit Liebe? Männer folgen einem sozialen Skript, das ihr Verhalten beeinflusst, ohne dass sie es merken. Die Tatsache, dass viele Männer sich dessen nicht bewusst sind, mildert das Problem leider nicht ab, sondern verschärft es. Nicht wenige Feministinnen in heterosexuellen Beziehungen entscheiden sich deshalb, auf die Penetration erst mal bewusst zu verzichten, um eine neue, von der patriarchalen Unterdrückung losgelöste Sexualität mit ihren Partnern entstehen zu lassen. Den Partnern kann es anfangs schwerfallen, weil ihre sexuelle Identität sich um die Penetration herum aufgebaut hat. Ein Freund von mir meinte neulich »ich finde die Penetration nicht mehr so gut, fühle mich aber schlecht, es nicht mehr so gut zu finden, weil ich meine, es gut finden zu müssen.« Die männliche Identität wird davon geprägt, eine Frau zu penetrieren, derjenige zu sein, der penetriert. Erklärt das den Widerstand vieler Männer, wenn ihre Frauen sie mit einem Dildo penetrieren wollen? Das gesamte Weltverhältnis, das der hegemonialen Männlichkeit zugrunde liegt, basiert auf der Penetration, der Kolonisierung anderer, der Natur, des Universums. Die sexuelle Identität und Funktion von Frauen wird im Patriarchat davon bestimmt, von einem Mann penetriert zu werden, ihm als hohles Gefäß zu dienen. Die patriarchale Herrschaft beruht darauf, Frauen dauerhaft und regelmäßig der Penetration – und folglich regelmäßigen Schwangerschaften – zu unterwerfen. Dadurch können sie sich die reproduktiven Funktionen der Frauen aneignen und die Kontrolle über die Produkte der Reproduktion haben: die Kinder.

Das Buch *Female Choice* von Meike Stoverock zeigt, dass bei den meisten Tierspezies die Weibchen aussuchen, wann und mit welchen Männchen sie sich fortpflanzen wollen. Sie stehen den Männchen nicht

konstant zur Verfügung, wie es im Kontext der monogamen heterosexuellen Ehe der Fall ist. <sup>[198]</sup> Kann es sein, dass die Institutionalisierung der Penetration durch die Ehe und die konstante und tägliche Verfügbarkeit der Frauen verantwortlich ist für die Überbevölkerung der Erde?

Die Anti-Abtreibungsgesetze sind ein integraler Bestandteil dieses patriarchalen Systems – sie enthüllen dessen Logik makellos. Die Absichten des Patriarchats zeigen sich am deutlichsten in seinen Versuchen, den Uterus, seine Besitzer\*in und seine Frucht durch Gesetze zu kontrollieren. Das beste Beispiel für diese legalisierte Herrschaft über Frauen ist die gesetzlich verankerte Institution der Ehe. Sie organisiert die Gesellschaft so, dass Frauen keine andere Wahl haben, als regelmäßigen Geschlechtsverkehr als normalen, unerlässlichen Teil ihres Lebens zu betrachten. Männer halten Frauen durch die Ehe und das Konstrukt der heterosexuellen Paarbeziehung ständig physisch verfügbar und zugänglich. Eine eheliche Pflicht wäre sonst unnötig gewesen. Warum mussten Frauen zur Penetration verpflichtet werden, wenn sie angeblich so natürlich, gut und lebenswichtig ist? Brauchen wir etwa eine »Ernährungspflicht« oder eine »Schlafpflicht«?

Das Patriarchat verachtet Frauen unter anderem deshalb, weil sie etwas erleiden, was Männer niemals akzeptieren würden. Die Sprache rund um die Penetration zeigt sehr gut, dass sie die Konsequenzen sehr genau kennen: sie zu erniedrigen, zu beherrschen, zu beleidigen, zu betrügen, zu »ficken«. Es gibt einen Zusammenhang zwischen gewalttätiger Sprache, gewaltvollem Verhalten und brutalen Taten. Die Sprache der Penetration lässt sich nicht trennen von der Gewalt, in die sie eingebettet ist. Es besteht kein Zweifel daran, dass die Penetration nicht als intimer, liebevoller Austausch mit einer Frau betrachtet wird, sondern als ein Akt gegen Frauen und für Männer, die Penetrierenden – wie der kleine Kai schon sehr früh verstanden hat.

Wir haben vorne gesehen, dass der sexuellen Lust von Frauen mit viel Misstrauen begegnet wurde und zum Teil auch noch heute begegnet wird. So wurde die Pseudopathologie »Nymphomanie« erfunden, um eine vermeintliche exzessive sexuelle Lust von Frauen zu pathologisieren. Seit Langem werden Frauen, die bewusst viel Sex mit Männern haben wollen, für »verrückt« oder psychisch krank erklärt, was ironischerweise zu dem ketzerischen Gedanken führt, dass keine vernünftige Person sich freiwillig auf so viel Penetration einlassen würde. Es ist kein Zufall, dass diese Diagnose nur Frauen gestellt wird. Und es ist kein Zufall, dass die meistverbreiteten Beleidigungen für Frauen »Nutte« und »Hure« sind, also Frauen, die oft penetriert werden (und sich dafür bezahlen lassen). Sexarbeiter\*innen und Männer, die sich von anderen Männern penetrieren lassen, werden als abweichend dargestellt und bestraft – denn Penetration sollte erduldet werden, nicht gewollt sein. Die männliche Sexualität muss gefährlich, bedrohlich, gewalttätig und monströs bleiben, schreibt Virginie Despentes, und die Kriminalisierung der Sexarbeit erfüllt diese wichtige Funktion. <sup>[199]</sup>

Das lange geltende Verbot der Homosexualität sollte alle Männer vor der Erniedrigung schützen, den Frauen gleichgestellt zu werden. Schwule Männer werden von der patriarchalen Gesellschaft gehasst, weil sie ein Tabu brechen, indem sie demonstrieren, dass auch Männer penetriert werden können (auch ein Grund, warum schwule Pornos von Frauen, auch Lesben, gerne angeschaut werden). Lesben werden vom Patriarchat unsichtbar gemacht (»unsichtbar machen« heißt auch vergewaltigen und anderen Formen von Gewalt aussetzen, bis zur Tötung). <sup>[200]</sup> <sup>[201]</sup> Denn Lesben zeigen, dass Frauen Sex ohne Penis mögen können. Lesben penetrieren auch, aber das geschieht außerhalb des patriarchalen Skripts – und führt nicht zu Schwangerschaften. Trans Frauen werden regelmäßig

von cis Männern ermordet, weil diese darauf beharren, sie als »Männer« zu verstehen, die sich, wie Schwule, der Penetration freiwillig unterziehen. <sup>[202]</sup>

<sup>[203]</sup> Wie können sie sich freiwillig einer Praktik unterwerfen, die dafür gedacht ist, Frauen zu erniedrigen und zu beherrschen? Genau aus diesem Grund gilt die Vergewaltigung von Männern als allerhöchste Schmach, die es geben kann – manche Männer wären sogar lieber tot.

Vergewaltigung hat nichts mit sexueller Lust zu tun, sondern steht für Macht, Herrschaft und Gewalt. Männer, die andere Männer vergewaltigen, wollen sie verletzen und dominieren. Genauso ist es bei Frauen: Massenvergewaltigungen, die im Kriegskontext systematisch begangen werden, setzen auf Zerstörung und Vernichtung und haben nichts mit Begehren oder unkontrollierbarer Lust zu tun. Vergewaltigung ist ein Akt des Verschwindens. Das Patriarchat ist ein System des Terrors, das zur Aufrechterhaltung die ständige Angst der Frauen braucht. Die Vergewaltigung und die Angst davor ist Teil der psychischen Erfahrung aller Frauen. Die Feministin Susan Brownmiller schrieb in ihrem Buch *Against Our Will: Men, Women and Rape*, Vergewaltigung sei »nicht mehr und nicht weniger als eine Methode bewußter systematischer Einschüchterung, durch die alle Männer alle Frauen in permanenter Angst halten«. <sup>[204]</sup>

## **Wenn es beim Sex um Vergnügen ginge**

Zum Thema Sex gibt es ein großes Geheimnis: Die meisten Menschen mögen ihn nicht. <sup>[205]</sup>

*Leo Bersani*

Seitdem es im Biologieunterricht um das Thema Fortpflanzung ging, verbinde ich die Vagina mit einem Loch. Das lernten wir in Anatomie-Büchern, in denen die Vagina als Behältnis für den Penis abgebildet wurde, als sein Negativbild. Vaginas sind dafür da, Penisse zu empfangen. Doch Vaginas sind keine Löcher, die unbedingt gefüllt werden müssen. Die Vagina ist ein Organ mit Wänden, Muskeln und Schleimhäuten, die zusammenhalten und in Bewegung sind. Die Muskelwände der Vagina berühren sich, da ist überhaupt kein Raum drin. Sie ist nicht das hohle Rohr, das wir in Biologiebüchern sehen. Es verstört mich zutiefst, dass ich gelernt habe, meine Vagina für ein hohles Gefäß zu halten.

Wie viele andere Frauen auch, habe ich gelernt, die Penetration zu mögen. Als Jugendliche habe ich mich nie gefragt, ob ich Lust auf Penetration hatte, weil es klar war, dass ich sie gut finden *musste*. Ich wollte es tun, weil ich es als nötigen und unumgänglichen Initiationsritus wahrnahm, der meine Identität als Frau besiegeln würde. Ich dachte damals, keine Wahl zu haben. Uns wird ja auch keine Alternative gegeben, jede Person, die als Frau sozialisiert wird, muss irgendwann durch Penetration entjungfert werden. Lesben, die noch keinen Sex mit cis Männern hatten, tragen nicht zufällig die stolze Bezeichnung »Gold Star Lesben«. Anfangs mochte ich die Penetration nicht wirklich, lernte aber, sie mit Intimität, Nähe, Liebe und Zuneigung zu verbinden. So lernte ich allmählich, die Penetration zu mögen und sie als unerlässlichen Teil meiner Sexualität zu betrachten. In meiner ersten lesbischen Beziehung hatte ich manchmal das Gefühl, dass mir beim Sex etwas fehlte, dass der Sex irgendwie nicht vollständig war. Es brachte mich sogar dazu, meine sexuelle Orientierung anzuzweifeln – als könne die sexuelle Orientierung auf die Attraktion zu einem Geschlechtsorgan oder einer sexuellen Praktik reduziert werden. Allmählich habe ich mich vom Druck der Penetration befreit – nicht aktiv,

es geschah einfach von selbst. Der Kult um die Penetration und den Penis zerbröckelte und die verinnerlichte Misogynie, die uns sagt, dass Liebe und Sex ohne cis Männer unvollständig sind, löste sich allmählich in mir auf. Die Penetration betrachte ich nun als verzichtbare Nebenpraktik, die meine Sexualität nicht mehr vereinnahmt und definiert. Menschen mit Klitoris *brauchen* die Penetration nicht unbedingt, um Orgasmen und eine erfüllende Sexualität zu erleben, auch wenn sie permanent vom Gegenteil überzeugt werden. Die Vagina und der Gebärmutterhals können das Vergnügen intensivieren, das hauptsächlich durch die Stimulation der Klitoris entsteht. Männer können ihre Lust und Orgasmen durch die Prostata intensivieren, dennoch haben wir die anale Penetration für Männer nicht zur notwendigen, unausweichlichen Praktik erklärt. Genauso wie die Prostata ist die Vagina eine Nebenquelle des Vergnügens. Die Penetration hätte also als sexuelle Praktik zum Zwecke der Fortpflanzung betrachtet und als Teil einer vielfältigen Sexualität subsumiert werden können. Die Biologin Joan Roughgarden erkennt in ihrer Forschung, dass Tiere auch sexuelle Praktiken haben, die nicht der Fortpflanzung dienen, sondern einfach Vergnügen bereiten sollen. [\[206\]](#)

Für ihr Überleben müssen Menschen essen, trinken, schlafen. Sex ist ein natürliches Bedürfnis, das jedoch nicht lebenswichtig ist. Doch die wachsende Sexpositivitätsbewegung, wenn sie machtunkritisch verfolgt wird, führt dazu, dass die Körper, die wenig sexuelle Lust empfinden oder keine Orgasmen erreichen, als mangelhaft betrachtet werden. Dieser Druck trifft überproportional Frauen, trans und nichtbinäre Menschen und bleibt in der patriarchalen Logik der Kontrolle über die Körper gefangen, die nicht cis männlich sind. Wir sind mittlerweile von einem Diskurs, in dem Frauen

ihre Sexualität *bändigen müssen* , zu einem Diskurs gelangt, demzufolge sie sich durch ihre Sexualität *befreien müssen* . Frauen müssen jetzt masturbieren, multiple Orgasmen bekommen, lernen, wie sie *squirten* <sup>[207]</sup> können und Sex lieben, um als »befreit« zu gelten. Die sexuelle Befreiung ist jedoch nur dann sinnvoll, wenn sie patriarchale Muster nicht reproduziert. Sexpositivität, die innerhalb des patriarchalen Skripts stattfindet, wirkt nicht befreiend, sondern manipulativ. Eva Illouz warnt vor dieser Gefahr und vergleicht die sexuelle Freiheit mit der wirtschaftlichen Freiheit: »[D]ie sexuelle Freiheit [gleich] der wirtschaftlichen Freiheit darin, daß sie implizit Ungleichheiten erzeugt und sogar legitimiert.« <sup>[208]</sup>

Wenn ein sexpositiver Ansatz nicht machtkritisch vorgeht, kann er sogar Druck erzeugen, sich der patriarchalen Unterdrückung grenzenlos hinzugeben. »Was, du magst keine Blowjobs geben? Nicht sehr sexpositiv von dir«, »Du willst keinen Dreier haben? Du hast dich nicht sexuell befreit«, »Du willst keine offene Beziehung? Nicht so fortschrittlich von dir«, sind Gedanken, die von Sex-Positivity-Bewegungen unbeabsichtigt evoziert werden können. Die Bewegung für die sexuelle Befreiung richtet sich vor allem an all diejenigen, die durch das Patriarchat unterdrückt, entmenschlicht und pathologisiert werden. Wir sollten uns aus diesem Grund von der neoliberalen Tendenz, patriarchale Unterdrückung mit »Freiheit« und »Offenheit« zu maskieren, nicht so einfach hinters Licht führen lassen. Diese Ambivalenz wurde bereits Ende der 1970er, mitten in der sexuellen Revolution, beobachtet. Der bereits zitierte Megabestseller *The Hite Report: A Nationwide Study of Female Sexuality* führte dazu, dass sich die sexuelle Revolution für viele Frauen wie Betrug anfühlte, weil sie dadurch lediglich frei wurden, »ja« zu sagen, aber nicht frei, Sex abzulehnen. <sup>[209]</sup> Die sexuelle Revolution bedeutete für viele Frauen, dass sie mehr Sex hatten, aber nicht unbedingt besseren Sex.

Es ist wichtig, dass die *SexPositivity* -Bewegung sich dafür einsetzt, unsere Sexualität zu befreien und die vielen Möglichkeiten jenseits der Penetration zuzulassen. Es sollte darum gehen, heterosexuellen Sex von der Reproduktion zu entkoppeln. Auch wenn die menschliche Sexualität durch das Patriarchat korrumpiert wurde, hat sie das Potenzial, viel expansiver, befriedigender und erfüllender zu werden. Die Dezentrierung der Penetration wäre für alle Geschlechter und alle sexuellen Orientierungen gut, auch für heterosexuelle cis Männer. Es würde ihnen erlauben, ihren eigenen Körper und ihr sensuales Empfindungsvermögen zu erforschen, denn Sensualität ist kein weibliches Attribut – das wird im Patriarchat oft vergessen. Cis Männer können sexuelles Vergnügen anders als durch die Penetration einer Vagina empfinden und andere Körperteile jenseits des Penis entdecken. Zugleich würde der Erektionsdruck verschwinden. Männern mit Erektionsschwierigkeiten wird vermittelt, dass sie fehlerhaft und minderwertig sind, da sie »keinen Sex haben können«. Doch jede\*r, der\*die einen Körper hat, kann Sex haben, egal wie groß, wie klein, wie hart, wie feucht, wie dick, wie tief, wie eng die Genitalien sind, weil am Ende Sex nichts anderes sein muss als anfassen, reiben, streicheln, massieren, küssen, lecken. Männer, die keine Erektion haben, können definitiv Sex haben, vielleicht sogar besseren Sex. Sex ist nicht gleichbedeutend mit Penetration. Penetration kann Teil des Sex sein, muss aber nicht. Die Tatsache, dass viele Menschen sich fragen, wie Lesben überhaupt Sex miteinander haben, zeigt die tiefe Übermacht der Penetration in unseren Köpfen – und unseren Körpern.

Queere Menschen haben durch ihre Sexualität Grenzen überschritten und aufgelöst, sie brechen auch die binäre Geschlechterordnung immer weiter auf. Der Feminismus und die Sexpositivität haben der LGBTQI+-Community viel zu verdanken. Sex hatte bisher für viele Menschen mehr

mit Macht und Beherrschung als mit Vergnügen zu tun. Die queere Bewegung hat den Sex allmählich auf die Ebene des Vergnügens verschoben, der heterosexuelle Sex könnte also viel von queerem Sex lernen. In seinem Buch *Über die Penetration hinaus* schreibt der Autor Martin Page: Wenn es beim Sex wirklich um Lust ginge, würden Frauen weniger und Männer mehr penetriert werden. <sup>[210]</sup>

Sex wird durch die Ehe normiert, gerahmt, kontrolliert. Die politische und religiöse Institution der Ehe soll einerseits die Körper der Frauen kontrollieren und andererseits das Überleben der Spezies – oder eines bestimmten Volkes – sichern. Doch dazu brauchen wir die Ehe nicht, das Vergnügen an Sex ist vollkommen genug. Wir haben aus vielen Gründen Sex, wobei einer der wichtigsten sein sollte, dass es sich gut und schön anfühlt. Unser Nervensystem hat sich so entwickelt, dass die Lust uns für Dinge belohnt, die zu unserem Überleben beitragen. Aus der Lust und dem Vergnügen, das Menschen miteinander empfinden, entstehen manchmal Babys, aber nicht immer (meistens nicht). Eine Gesellschaft, die Lust unterdrückt und zu etwas Schändlichem macht, braucht eine rigide Institution, um den Sex zu kontrollieren und ihn auf reproduktive Zwecke einzuschränken. Alle anderen Praktiken, die auch zum Sex gehören, wurden kriminalisiert, unterdrückt und herabgesetzt, wie zum Beispiel die Masturbation oder queerer Sex. Sex wurde derart normiert, dass nur bestimmte Körper und sexuelle Organe »zugelassen« wurden, wodurch Menschen mit Behinderung systematisch von der Sexualität ausgeschlossen wurden. <sup>[211]</sup> All das wäre nicht nötig, wenn die Lust im Zentrum unserer Existenz stehen und die männliche Herrschaft über Frauen nicht durch die Ehe erzwungen worden wäre.

Als Erinnerung: Knappe 26 Prozent der cis Frauen kommen beim heterosexuellen Penetrationssex zum Orgasmus, versus 95 Prozent der cis

Männer. Die Norm für Sex wird dadurch definiert, was Männern die meiste Lust bereitet – und zur Fortpflanzung führt. Wenn wir den Spieß umdrehen und nur 26 Prozent der Männer einen Orgasmus durch die Penetration hätten – die Penetration wäre dann garantiert nicht so zentral. Die Sexualität wieder auf das Vergnügen auszurichten, bietet endlose Möglichkeiten, inklusive eines tiefgreifenden Paradigmenwechsels. Dadurch kann das Regime des binären Geschlechts durchbrochen werden, da Lust nichts mit den Reproduktionsfunktionen und dem Geschlecht der Menschen zu tun hat. Stünde die Lust im Vordergrund, wären Genitalien und Körper viel mehr als reproduktive Werkzeuge, nämlich die Grundlage dafür, Lust empfinden zu können. So könnten wir zu einer tiefgreifenden Befreiung von Geschlechternormen kommen.

## 8 Das binäre Geschlecht als Säule der Ehe

Wir müssen die Geschlechter als soziologische Realitäten zerstören, wenn wir anfangen wollen zu existieren.

*Monique Wittig* <sup>[212]</sup>

Im Sommer war ich zu Besuch bei meinem Vater. Wir saßen entspannt draußen im Gras, wo die Schildkröte Caroline, die sich bei ihm im Garten niedergelassen hat, die von uns mitgebrachten Salatblätter mit Appetit verschlang. Er sah sie mit einem zärtlichen Blick an und sagte: »Die Arme, sie ist ganz allein hier, ich würde ihr so gerne einen Partner geben. Das einzige Problem ist: Ich weiß nicht, ob sie weiblich oder männlich ist.« Ich fragte ihn, was das Problem sei, und riet ihm, irgendeine Schildkröte zu nehmen, egal welchen Geschlechts. Daraufhin stand er auf und antwortete genervt: »So ist die Natur! Punkt.« Was er eigentlich meinte, war: »Du magst lesbisch sein, aber das ist nicht natürlich und du solltest das nicht anderen aufzwingen – schon mal gar nicht meiner Schildkröte. Sie ist heterosexuell!« Mein Vater hat einiges auf diese unschuldige Schildkröte projiziert. Erstens, dass sie glücklicher wäre in einer Partnerschaft (auch wenn Schildkröten eigentlich Einzelgängerinnen sind), und zweitens, dass diese Beziehung ausschließlich mit einer andersgeschlechtlichen

Schildkröte stattfinden sollte (Damit Babys daraus entstehen? Oder damit sie legitimen Sex haben können? Oder vielleicht beides?). Auch eine Freundschaft kam offensichtlich für ihn nicht infrage.

Das Geschlecht strukturiert unsere Gesellschaft so tief, dass es fast unmöglich ist, außerhalb dieses Rahmens zu denken. Wie ist es dazu gekommen, dass unsere Geschlechtsorgane so vieles in unserem Leben bestimmen, von unserer Kleidung bis zu den Menschen, mit denen wir zusammenleben? Wie ist das Geschlecht als soziale Kategorie entstanden? Und wofür?

Es herrscht breiter Konsens, dass Frauen und Männer zwei objektiven, feststehenden und grundlegend verschiedenen Kategorien angehören. Sie sind nicht nur »anders«, sondern sie ergänzen sich. Diese Komplementarität setzt in der patriarchalen Welt die Überlegenheit der einen und die Unterlegenheit der anderen Kategorie voraus. Diese konstruierte Komplementarität schließt auch explizit aus, dass andere Geschlechter und Identitäten existieren. Und die Komplementarität wird als naturgegeben betrachtet, als Fatalität: Die Natur beherrscht uns, und wir müssen uns der natürlichen Ordnung unterwerfen. In der binären Geschlechterordnung sind »typisch weibliche« und »typisch männliche« Eigenschaften und Rollen hierarchisiert und den Geschlechtern zugeschrieben. Die sexuelle Orientierung, die Geschlechtsidentität und die gesellschaftlichen Rollen werden an die Biologie gebunden. Der Klebstoff, der diese Erzählungen und die Ordnung zusammenhält, ist die »Liebe« –und im Besonderen die Ehe.

Die Kritiker\*innen des »Gender-Wahnsinns« behaupten, dass der Mensch durch die Hinterfragung des binären Geschlechts zu verschwinden droht. Umgekehrt sagen viele Feminist\*innen, dass wir das Geschlecht als soziale Kategorie infrage stellen, vervielfältigen oder sogar abschaffen

sollten, um existieren zu können. Der spanische Philosoph Paul B. Preciado vergleicht den Widerstand dagegen, die Kategorie Geschlecht zu hinterfragen, mit dem Widerstand, der vor der Aufklärungszeit diejenigen traf, die die Religion infrage stellten. <sup>[213]</sup> Wer sich das damals traute, galt als »wahnsinnig«. Heute empfinden viele Menschen die Kritik an der binären Geschlechterordnung als Blasphemie. Diejenigen, die die wissenschaftlichen Theorien und Studien als »Gender-Wahnsinn« diskreditieren und sie sogar als »gefährlich« abstempeln, haben im Grunde Angst, ohne ihr Geschlecht (und die damit einhergehende Hierarchie) zu verschwinden, so sehr ist es mit ihrem Selbstverständnis, mit ihrer Identität verbunden. Dieser Widerstand ist nachvollziehbar, denn wie bei der Hinterfragung der Religion im 17. Jahrhundert stellt die Anzweiflung der Geschlechterordnung unser gesamtes Gedankensystem auf den Kopf. Wir haben ja gelernt, alles durch die Geschlechterbrille zu betrachten, Menschen anhand ihrer Geschlechtszugehörigkeit zu filtern und ihnen dadurch gewisse Eigenschaften zuzuschreiben. Unsere gesamte Sozialisation basiert auf dem binären Geschlecht. Kein Wunder also, dass das Zerbröckeln dieses Systems vielen Menschen Angst macht.

Eine Kritik der Ehe geht zwangsläufig mit einer grundlegenden Infragestellung des binären Geschlechts einher, denn die Ehe basiert auf der Heterosexualität, die wiederum im Binarismus verwurzelt ist. Das Geschlecht ist eine politische Fiktion, genauso wie »Rassen« fiktiv sind. Feministinnen entlarven den fiktiven Charakter des Geschlechts seit Jahrzehnten. <sup>[214]</sup> Andrea Dworkin schrieb bereits 1974: »›Mann‹ und ›Frau‹ sind Fiktionen, Karikaturen, kulturelle Konstrukte. Diese Modelle sind reduzierend, totalitär, und nicht geeignet zum Mensch-Werden.« <sup>[215]</sup>

Soziale Konstruktionen wie Geschlechter oder Rassen existieren zwar nicht im biologischen Sinne, im soziopolitischen Sinne aber schon, denn sie

erschaffen greifbare, materielle und oft gewaltvolle Bedingungen. Wie die französische Soziologin Colette Guillaumin sinngemäß sagte: »Rassen existieren nicht, aber sie töten Menschen.«<sup>[216]</sup> Andrea Dworkin formuliert es ähnlich für das Geschlecht: »auch wenn das System einer Gender-Polarität wirklich existiert, entspricht es keiner Wahrheit.«<sup>[217]</sup> Schauen wir uns im Vergleich ein anderes Konstrukt an, nämlich Geld. Es regiert die Welt und verleiht Macht. Doch Geld ist – auch wenn es lebensnotwendig ist – nicht real: Seine Wirkung beruht lediglich darauf, dass wir an seinen Wert glauben. Es ist eine Erfindung, die nur aufgrund unseres kollektiven Glaubens funktioniert und so machtvoll ist. Sollten wir morgen alle aufhören zu glauben, dass Geld existiert, es würde allmählich verschwinden. Aber warum halten wir noch daran fest? Wir tun das, weil wir es als unerlässlichen, natürlichen Teil des Lebens behandeln, wie Luft und Wasser. Beim Geschlecht ist es nicht anders. Da Geld ein Konstrukt ist und keine körperliche Realität hat (das meiste Geld auf der Welt kann weder gesehen noch angefasst werden), muss es von denen, die es kontrollieren, mit großem Aufwand als wirksam durchgesetzt werden. Der gesamte Apparat, der zum Schutz der Macht eingesetzt wird, ist auch dazu da, das Konzept des Geldes zu schützen. Die Polizei, das Militär, die Gerichte, die Gesetzgebung und die Konzerne ziehen alle an einem Strang, um die Strukturen aufrechtzuerhalten, damit das Geld seine Funktion erfüllt: Eigentumsrechte zu sichern, Aktienmärkte zu kreieren, Schulden zuzuweisen, Lohnarbeit zu vergüten und ein Strafsystem durchzusetzen, das das Ganze sichert. All dies verleiht dem Geld einen Sinn und seine ungeheure Macht.<sup>[218]</sup>

Auch wenn die Konstrukte Geld und Geschlecht nicht eins zu eins verglichen werden können, gibt es interessante Parallelen. Genau wie das Geld durch einen Schutzapparat erhalten wird, muss auch das Geschlecht

durchgesetzt werden. Da weder Geld noch Geschlecht *natürlich* sind, müssen sie künstlich produziert und aufrechterhalten werden. Standesämter, Krankenhäuser, Schulen, Gerichte, der Arbeitsmarkt, die Sportindustrie, Gesetzgebung, Konzerne und – sehr wichtig – Eltern ziehen, meist unbewusst, alle an einem Strang. Sie bilden und erhalten die Strukturen aufrecht, die für die Wirksamkeit des binären Geschlechtersystems nötig sind: die Heterosexualität, die Ehe, der Personen-und Familienstand und alle gesellschaftlichen Bereiche, die eine Trennung von Frauen und Männern sowie Jungen und Mädchen verlangen. All diese Konzepte und dazugehörigen Strukturen verleihen dem Geschlecht einen Sinn und seine ungeheure Macht. Eine Macht, die mit den feministischen Kämpfen und der Etablierung der Gender Studies langsam erodiert. Doch auch wenn es eines Tages einen Paradigmenwechsel geben wird: Die Vision einer Zukunft jenseits und über das binäre Geschlecht hinaus muss noch ausgehandelt und genauer artikuliert werden.

### **Natürlich, normal und gesund**

Die Geschichte über die Schildkröte Caroline zeigt, wie die »Natur« als Waffe gegen bestimmte Menschen und Verhaltensweisen eingesetzt wird, um ihre vermeintliche Anormalität und Unterlegenheit festzuschreiben. Aus dieser Argumentation heraus entstehen Homo-und Transfeindlichkeit sowie Ableismus. Schwule, Lesben, trans, nichtbinäre und behinderte Menschen seien *gegen* die Natur, wird behauptet. Doch wenn sie existieren, sind sie nicht de facto Teil der Natur? Sie wurden doch geboren und haben im evolutionären Prozess bisher überlebt. Durch die Pathologisierung von Sexualitäten und Geschlechtern, die jenseits der Heterosexualität und des Binarismus existieren, wird ein gesamtes System aufrechterhalten, das

bestimmte menschliche Verhaltensweisen als natürlich und angeboren konstruiert, wie etwa Heterosexualität, Eheschließung und Kernfamilien. Die Natur ist jedoch viel komplexer, vielfältiger und flexibler als der enge Rahmen, in den man sie zu zwingen versucht.

In der Idee, dass menschliches Verhalten biologisch programmiert und angeboren ist, liegt ein grundsätzliches Paradox: Das, was als »natürlich« betrachtet wird, muss dennoch durch einen rigiden institutionellen und gesetzlichen Rahmen durchgesetzt und kontrolliert werden. Geschieht das, was *natürlich* ist, nicht mühelos und ungezwungen? Zu diesem rigiden Rahmen gehört beispielsweise die Ehe, aber auch sind es Strafgesetze gegen Homosexualität und Polygamie sowie ein System von etablierten Kriterien, die das Geschlecht bestätigen und gegebenenfalls überprüfen. Es gibt viele Menschen, deren Körper nicht deutlich und unmissverständlich in eine der beiden Geschlechterkategorien hineinpassen. Sie werden einem gewaltvollen medizinischen und administrativen System ausgesetzt, das den weiblichen oder männlichen Charakter ihres Körpers prüft, weil die gesellschaftlichen Normen keine Variation dulden. Bis ins Jahr 2021 war es üblich, dass intersexuelle Babys nach der Geburt »operiert« und so auf ein eindeutiges Geschlecht fixiert wurden. Ein unmissverständliches Geschlecht wog schwerer als das Recht auf körperliche Unversehrtheit und Selbstbestimmung. Doch es gibt auch Fortschritte, wie das im Dezember 2018 in Kraft getretene deutsche Gesetz, mit dem sich intergeschlechtliche Menschen als divers eintragen lassen können. Das Gesetz ändert aber nichts daran, dass das ärztliche Gutachten, das für eine Eintragung als »divers« nötig ist, immer noch biologistische Ideen von Geschlecht als Kriterium zugrunde legt. Der institutionelle Kontrollapparat des Geschlechts wirft die Frage auf: Wenn das binäre Geschlecht doch *natürlich* ist, warum müssen Körper künstlich manipuliert werden, um dieser vermeintlich natürlichen

Ordnung zu entsprechen? Wenn die Heterosexualität *natürlich* ist, warum gab es Gesetze, die Verhalten jenseits dieser vermeintlichen natürlichen Sexualität strafbar machten?

Michel Foucault prägte den Begriff der Biopolitik, um die Ausübungsformen der Macht zu beschreiben, die »nicht auf den Einzelnen, sondern auf die gesamte Bevölkerung zielen«. Biopolitik wurde etabliert, um die Bevölkerung zu regulieren, insbesondere indem ihre Fortpflanzung, die Geburten- und Sterblichkeitsrate und das Gesundheitsniveau kontrolliert wurden. [219] Die Biopolitik zielt darauf ab, »die Bevölkerung als Produktionsmaschine zur Erzeugung von Reichtum, Gütern und weiteren Individuen [zu] nutzen«. [220] Die Institution der Ehe ist ein zentraler Bestandteil der biopolitischen Macht, weil sie die Kontrolle über die Fortpflanzung der Bevölkerung erlaubt.

Weil es bei der Biopolitik darum geht, das Leben zu sichern, zu organisieren und zu kontrollieren, werden Menschen an einer Norm gemessen. Sie werden entlang dieser Norm ausgerichtet und müssen vor ihr bestehen. Die »Normalisierungsgesellschaft«, [221] wie Foucault sie nennt, grenzt sich ab vom Unerwünschten, von allem, was bedrohlich, fremd und anders ist. Eugenik ist die brutalste Materialisierung der biopolitischen Macht: eine Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik, die den Genpool der Bevölkerung beeinflusst und kontrolliert, um den Anteil positiv bewerteter Erbanlagen zu vergrößern und den Anteil negativ bewerteter Erbanlagen zu verringern (zum Beispiel durch Zwangssterilisierung und -abtreibungen sowie Genozid). Das Konzept der Gesundheit spielt in diesem System eine wichtige Rolle, denn nicht normkonforme Körper werden als »ungesund« abgestempelt und können deshalb aussortiert und ausgeschlossen werden. Die in der NS-Zeit dem Genozid zum Opfer gefallenen Menschen wurden größtenteils als »ungesund« deklariert. Im Nationalsozialismus galt die

»Gesundheit« des Volkes als ein zentrales Merkmal und war Ziel der Nazi-Propaganda. Das deutsche Volk sollte »gesünder« gemacht und von den »ungesunden« Elementen gereinigt werden. Juden und Jüdinnen, Rom\*nja und Sinti\*zze, schwule, lesbische, intersex, bisexuelle, trans, nichtbinäre und behinderte Menschen galten alle als »ungesund« in einem vermeintlich medizinischen Sinne. <sup>[222]</sup> Die Norm »gesund« ist deshalb keine objektive, rein medizinische Norm, sondern ein historisches, soziales und biopolitisches Konstrukt, <sup>[223]</sup> das genutzt wird, um bestimmte Menschen zu separieren, zu unterdrücken und auszuschließen. <sup>[224]</sup> Die medizinisch-gesellschaftliche Norm »gesund« basiert nicht nur auf streitbaren objektiven wissenschaftlichen Merkmalen und Kriterien, sondern auch auf einem Standard: dem des weißen, nichtbehinderten, heterosexuellen cis Menschen. Die Norm »gesund« zementiert die soziale Hierarchie, indem sie bestimmte Menschen von der Definition »normal« ausschließt und staatliche Kontrolle und Eingriffe in die intimste Sphäre von Menschen rechtfertigt, die als »anormal« gelten, wie bei intersex, trans, nichtbinären und behinderten Menschen. Behinderte Menschen wurden pauschal als unfruchtbar abgestempelt und bis heute wird ihnen das Recht auf Familie routinemäßig verweigert, weil die ableistische Gesellschaft ihre Fortpflanzung verhindern will. Viele Menschen mit Behinderung werden von der Fortpflanzung durch Zwangssterilisation, heimliche Gabe von hormonellen Verhütungsmitteln und anderen Eingriffen in ihrer Intimsphäre ausgeschlossen, weil sie als »ungesund« betrachtet werden. <sup>[225]</sup> Diese noch aus der Eugenik stammende Strategie wird zum Beispiel sichtbar in der medialen Repräsentation von Menschen mit Behinderung als asexuell und ohne jegliche sexuellen Bedürfnisse, Begehren und Sex-Appeal. <sup>[226]</sup>

Seit der Aufklärungszeit und bis weit ins 20. Jahrhundert haben Wissenschaftler versucht, die Natur entlang strenger universeller

Kategorien zu klassifizieren. So entstanden wichtige Erkenntnisse und unschätzbare Wissen, jedoch wurden die biologische Komplexität und Vielfalt der Welt grob vereinfacht und teilweise falsch dargestellt. Ökosysteme sind deshalb so komplex und vielfältig, weil sie dadurch stärker und anpassungsfähiger sind. Die Biologin Joan Roughgarden warnt, dass die künstliche Einengung der geschlechtlichen und sexuellen Diversität *unnatürlich* ist, nicht die sexuelle Vielfalt an sich.

Diskurse, die unsere soziale Organisation, Rollen und Identitäten als angeboren, natürlich und universell darstellen, wirken auf viele Menschen beruhigend, sie vermitteln ein Gefühl von Stimmigkeit. Wer zur Norm gehört, muss sein Verhalten nicht hinterfragen. Menschen können sich wahrhaftig, im Richtigen, im Einklang mit der Natur fühlen. Die heterosexuelle Ehe und Kernfamilie haben deshalb etwas Sicherheitsbildendes an sich. Man lässt sich von dem treiben, was von der Natur vermeintlich vorgegeben wird, ohne sich mit den eigenen Wünschen, Bedürfnissen und Sehnsüchten auseinandersetzen zu müssen.

### **Was ist die »Natur« überhaupt?**

Biologie muss nicht als Vertreterin für Essenzialismus herhalten, für starre Verallgemeinerungen. Biologie muss unser Potenzial nicht einschränken. Biologie bietet eine Bandbreite an Möglichkeiten, wie wir leben können. <sup>[227]</sup>

*Joan Roughgarden*

Die menschliche Spezies hat sich inzwischen derart von ihrem »natürlichen« Zustand entfernt, dass es kaum möglich ist, zwischen den

Einflüssen von Kultur und Natur zu unterscheiden und die Quelle eines bestimmten Verhaltens auf das eine oder das andere zurückzuführen. Fast alles, was wir Menschen heute tun, ist das Ergebnis eines Wechselwirkungsverhältnisses zwischen Kultur und Natur. Die Dichotomie unnatürlich/natürlich ist deshalb ein Trugschluss. Konsum, Geld, Lohnarbeit, die Messung der Zeit, die Städte, Wohnungen, Schulmedizin, was wir essen, wie wir uns fortbewegen, kommunizieren, sogar Sex und romantische Liebe: Alles ist konstruiert und kulturell überformt. Warum also halten wir an der Idee der heterosexuellen Liebe als die *natürlichste* Form der Liebe fest, anstatt sie als *eine* Form der Liebe zu betrachten? Warum halten wir genau in diesem Fall die *Natur* für den einzig gültigen Maßstab?

Die Natur wird seit Jahrhunderten von Anthropologen, Biologen, Botanikern und anderen Wissenschaftlern beobachtet, untersucht und analysiert. Sie waren weder neutral noch objektiv, [228] sondern ihr Gedanken- und Wertesystem flossen in das Wissen, das sie damals produziert haben und das die Welt seither so umfassend prägt. Diese Wissenschaftler waren größtenteils europäische weiße cis Männer aus privilegierten sozialen Schichten. Aus ihrer gelebten Erfahrung und Sozialisation entwickelten sich Ideen, Gedanken und Vorstellungen, wie etwa die Überlegenheit der Männer über die Frauen, die weiße Vorherrschaft, die Trennung von Mensch und Natur, aber auch das binäre Geschlechtersystem. Schauten diese Männer auf die Natur, haben sie ihr die je eigene subjektive Perspektive aufgezwungen, indem sie die Artenvielfalt als hierarchisch betrachteten und Konflikte als universelle Dynamik zwischen den Arten ansahen. Dieser Blick ignoriert die zahlreichen Beispiele der Kooperation zwischen und innerhalb von Arten und reduziert die Komplexität der Bildung von Artgemeinschaften. [229]

In seinen frühesten Arbeiten betrachtete Charles Darwin die Vielfalt tatsächlich als einen positiven Faktor für die ökologische Gemeinschaft. Doch sein (späteres) Werk wird missbraucht, um Eugenik, Ungleichheit, Unterdrückung zu rechtfertigen und Genozide zu erklären. Dass die Biologie mobilisiert wurde, um ein bestimmtes Verhalten oder soziale Phänomene zu rechtfertigen, ist sehr traditionsreich in der europäischen Wissenschaft. Beispielsweise dienten biologistische Argumente für die Rechtfertigung der Sklaverei, des Kolonialismus und der Herrschaft der Männer über die Frauen. Damals hielten sich die meisten Wissenschaftler für neutral, objektiv und rational sowie frei von einer politischen Agenda. Sie waren fest davon überzeugt, komplexe, objektive wissenschaftliche Forschung zu betreiben. Doch biologische Forschung unterliegt genau wie andere wissenschaftliche Disziplinen einer gewissen politischen und sozialen Rahmung. Vergewaltigung zum Beispiel war lange auch deshalb nicht strafbar, weil es von manchen Wissenschaftlern als eine »natürliche« Form der Fortpflanzung betrachtet wurde, mit der Begründung, dass in der Tierwelt die Reproduktion oft durch Zwang geschieht. [230] Seitensprünge von Männern werden bis heute noch oft im Namen einer vermeintlichen natürlichen Neigung entschuldigt. Es heißt dann immer, Männer folgten einem biologischen Fortpflanzungsauftrag und müssten den Erhalt der Spezies sichern. Sollen wir demnach daraus schließen, dass ein Verhalten gesellschaftlich akzeptiert werden sollte, wenn es in der »Natur« zu finden ist? Igel und Hamster fressen manchmal ihre Kinder. Dürfen Frauen also ihre Babys töten und essen? Einige Weibchen in der Insektenwelt, darunter die Gottesanbeterin und manche Spinnen, fressen das Männchen während oder nach dem Geschlechtsakt. Dürfen Frauen ihre Männer töten und anschließend verspeisen? Natürlich nicht. Worauf ich hinaus will: Unser Blick auf Phänomene in der Natur ist einseitig geprägt. Bisher wurde die

Natur selektiv als Argument ausgenutzt, um patriarchale, rassistische, ableistische und homo-und transfeindliche Agenden durchzusetzen und zu rechtfertigen.

Naturalistische Argumente wurden nicht nur mit Bezug auf Tiere verwendet, sondern auch im Kontext mit Urmenschen. Die ungleiche Aufteilung der Haushaltsarbeit, Vergewaltigungen und patriarchale Gewalt sowie die männliche Dominanz werden häufig mit einer vermeintlich natürlichen Ordnung, die schon bei den Urmenschen zu finden war, erklärt und gerechtfertigt. Die Ungleichheiten zwischen Frauen und Männern seien Teil der menschlichen Natur, und wer dagegen kämpfe, stehe auf verlorenem Posten. Das klischeehafte Bild eines groben, gewalttätigen Mammut-Jägers, der eine Frau aus der Hölle zerrt und an den Haaren hinter sich herzieht, oder das Bild der Frauen als Sammlerinnen, die mit den Kindern in der Höhle geblieben sind und gewartet haben, bis die Männer von der gefährlichen Jagd mit Essen zurückkommen, kennen wir alle. Oft genug werden diese Stereotype als historische Fakten ausgegeben und als Rechtfertigung für die heutige Rollenaufteilung herangezogen. Im Bestseller *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken* steht: »Männer gingen auf die Jagd, Frauen sammelten. Männer beschützten, Frauen ernährten. Die Folge war, dass sich ihre Körper und Gehirne vollkommen anders entwickelt haben.« <sup>[231]</sup> Doch solche Repräsentationen wurden mittlerweile als komplett falsch widerlegt. <sup>[232]</sup>

Daran zeigt sich erneut, wie die Geschichtsschreibung von der Voreingenommenheit und Sozialisation der Historiker beeinflusst wurde. Die Paläontologin Claudine Cohen zeigt unter anderem, dass das binäre Geschlecht in der gesamten Vorgeschichte, die 98 Prozent des Lebens der Menschheit darstellt, kein zentrales Merkmal und sogar größtenteils nicht vorhanden war. Das bedeutet, dass die Geschlechtsorgane der Menschen

wenig Relevanz hatten. Sie fand des Weiteren heraus, dass die sozialen Rollen der Menschen nicht durch ihr Geschlecht definiert wurden und dass die maskuline Dominanz nicht in der »Natur« verwurzelt ist. <sup>[233]</sup> Seit der Aufklärungszeit und bis weit ins 20. Jahrhundert haben Wissenschaftler, Philosophen, Soziologen, Politiker und sogar Künstler und Schriftsteller – allesamt weiße Männer – mit von ihnen produziertem Wissen, Wahrheiten und Erzählungen einen Naturmythos konstruiert, der die Menschen dazu brachte, sich einem Modell der erzwungenen heterosexuellen Monogamie zu unterwerfen. Gleichzeitig behaupteten sie, dieses Modell respektiere unsere wahre Natur, obwohl es tatsächlich unsere physischen, ungehemmten Bedürfnisse durch die erzwungene Monogamie einschränkt. Wir werden später sehen, wie dieser Diskurs in kolonialem Rassismus und weißer Vorherrschaft verwurzelt war.

Wissenschaftler\*innen, die auf die Komplexität der Natur hinweisen, entlarven problematische Projektionen und dekonstruieren abwegige naturalistische Argumente. Sie zeigen, dass die Hinterfragung der Geschlechternormen nicht darauf abzielt, die Biologie zu negieren – wie es allzu oft von Kritiker\*innen falsch behauptet wird. Ganz im Gegenteil bedeutet es, biologischen Essenzialismus – die Idee, dass menschliches Verhalten biologisch programmiert und angeboren ist – als falsch zu belegen. Biologischer Essenzialismus ist ein politisches Projekt mit dem Ziel, Ungleichheiten in der Gesellschaft zu »naturalisieren« und damit zu legitimieren. Naturalistische Argumente idealisieren und vereinfachen die Natur. Tatsächlich ist die physische Struktur unserer Gehirne und Körper nicht nur durch unsere Gene beeinflusst, sondern auch durch unsere Ernährung, den physischen Kontakt zu anderen Menschen und externe Faktoren wie psychologisches Trauma. <sup>[234]</sup> Die biologische Komplexität zu reduzieren, war Teil eines größeren politischen Projekts, um die weiße,

männliche, heterosexuelle Superiorität wissenschaftlich zu etablieren. Weil Menschen Teil der Natur sind, kann im Grunde jedes menschliche Verhalten durchaus als »natürlich« betrachtet werden. Trotzdem müsste das menschliche Verhalten durch eine Kombination aus kulturellen und soziologischen Faktoren (zusätzlich zu den biologischen und physiologischen Faktoren) analysiert werden, um seiner Komplexität gerecht zu werden. Niemand sollte für sein Recht zu existieren, die Biologie heranziehen müssen. Auch ohne die Tatsache, dass es schwule Pinguine gibt, sind Menschen aus der LGBTQI+-Community richtig und in vollem Umfang legitim.

### **Gibt es ein biologisches Geschlecht?**

Eine gründliche Untersuchung der Tier- und Pflanzenwelt zeigt, dass Körper und Geschlechter weitestgehend nicht einem binären Modell entsprechen, und die Sexualität auch nicht. <sup>[235]</sup> Bei vielen Spezies sind Weibchen größer als Männchen und das Geschlecht ändert sich im Laufe des Lebens. Es gibt Männchen, die den Nachwuchs zur Welt bringen oder für das Nest und die Pflege der Eier zuständig sind, und Tiere, die einfach nur zum Vergnügen koitieren. Historisch gesehen wurden solche Verhaltensweisen von Biologen entweder als »Anomalie« beschrieben oder schlichtweg ignoriert, weil sie von den Schemata abwichen, die als Norm etabliert werden sollten. Die Tatsache, dass Bonobos von den Primatologen des 19. und 20. Jahrhunderts kaum erforscht wurden, zeigt auch die Verzerrungen, denen die Wissenschaft unterliegt. Die Tatsache, dass Weibchen eine viel größere Klitoris haben als andere Primatenarten (einschließlich Menschen) und dass Letztere sehr eifrig lesbischen Sex praktizieren und zudem dominant

gegenüber Männern sind, erklärt, warum sich europäische Anthropologen damals überhaupt nicht für sie interessierten. <sup>[236]</sup> Die Tierwelt wird als unmissverständlich heterosexuell wahrgenommen, weil die Tierdokus sich auf die Fortpflanzung fokussiert haben und nur den dazu passenden Sex verfilmten. Wer Zeit mit Tieren verbringt, weiß wohl, dass ihre Sexualität weit über die rigiden Normen hinausgeht, die in der Menschenwelt herrschen. Dieses wissenschaftliche Bias hat sich tiefgreifend auf die Art und Weise ausgewirkt, wie »Natur« bis heute repräsentiert und verstanden wird. Eine tiefgründige Analyse der Tier- und Pflanzenwelt, wie sie die Biologin Joan Roughgarden vorgenommen hat, zeigt in augenfälliger Weise: Körper und Geschlechter passen sich nicht klar einer binären Ordnung an, sexuelle Rollen sind häufig veränderbar, und genitale und sexuelle Organe haben oft andere Funktionen neben dem heterosexuellen Geschlechtsverkehr. <sup>[237]</sup> Sie inspiriert uns, die Vielfalt und Komplexität der Natur für unsere Befreiung zu nutzen.

Der Philosophieprofessor Thierry Hoquet liefert eine interessante Perspektive auf das binäre Geschlecht. Ihm zufolge werden Männer und Frauen mit ihren Keimzellen identifiziert und personifiziert: die weibliche Eizelle, die geduldig und passiv darauf wartet, bis eines der lebendigen, starken und untereinander konkurrierenden männlichen Spermien in sie eindringt. So wie bei Dornröschen, die geduldig auf den Kuss des mutigen Prinzen wartet, der der Gefahr getrotzt haben wird, genau wie das Sieger-Spermium. <sup>[238]</sup> Sind wir unsere Keimzellen? Werden wir von unserem reproduktiven System definiert? Ist es das, was wir als »Geschlecht« definieren? Diese Sicht ist nicht nur vereinfachend, sondern falsch, denn das Geschlecht beschreibt ein umfassendes System mit vielen Elementen und Aspekten. Indem wir uns mit den weiblichen und männlichen

Keimzellen identifizieren, fixieren wir das Geschlecht auf Attribute, die lediglich ein Teil des reproduktiven Systems sind.

Obwohl 99,9 Prozent des menschlichen Genoms identisch sind, hält sich die Idee, dass Männer und Frauen sich genetisch unterscheiden und von anderen Planeten kommen. Die Biologin Sarah Richardson zeichnet die Geschichte der genetischen Forschung nach und zeigt, wie Chromosomen falsch interpretiert und ihre Funktion manipuliert wurde, um die binäre Geschlechterordnung biologisch und wissenschaftlich zu verankern. Sie stellt dar, wie Genforscher\*innen in den 1960er-Jahren die Chromosomen X und Y als Geschlechtschromosom für Frauen und Männer zugeschrieben haben. Dies hatte mehr mit einem kulturellen und politischen Imperativ zu tun als mit objektiven biologischen Fakten und diente dazu, die subalterne Position der Frauen zu festigen. Sarah Richardson belegt, dass die wissenschaftlichen Beweise für die chromosomale Determination des Geschlechts »eingeschränkt, uneinheitlich und widersprüchlich« waren.

[239] Es gibt tatsächlich kaum Beweise dafür, dass das Y-Chromosom den Unterschied zwischen männlich und weiblich markiert. Studien, die versucht haben, diese Verbindung zu etablieren, »lassen Variablen wie Alter, Gewicht und Hormone außer Acht, von denen man weiß, dass sie die Genexpression beeinflussen«. Chromosomen »gehörchen nicht von Spezies zu Spezies bestehenden festen Gesetzen und bieten auch bei vielen Spezies keine adäquaten Indikatoren für die Bestimmung des Geschlechts«. [240]

Trotz solcher Beweise wird an der Idee festgehalten, dass das Chromosom X für Weiblichkeit und das Chromosom Y für Männlichkeit steht. Dabei setzt sich das biologische Geschlecht viel komplexer zusammen und wird nicht auf Knopfdruck über die Chromosomen gesteuert, wie sich auch am Transitionsprozess von trans Menschen zeigt, die ja durch Gabe von Hormonen ihren Phänotyp und ihre sekundären Geschlechtsmerkmale

anpassen können. Obwohl manche Wissenschaftler\*innen schon damals anerkannt hatten, dass Geschlecht ein Spektrum mit vielfältigen genetischen Variablen und Entwicklungsfaktoren und keine binäre Kategorie ist, wurden diese Fluidität und Komplexität geopfert; X und Y wurden unwiederbringlich als »Geschlechtschromosomen« definiert. Die Reduzierung der biologischen Komplexität ist ein politisches Projekt, das darauf abzielt, eine soziale Hierarchie zu etablieren und zu festigen. Sarah Richardson argumentiert, dass kultureller Druck und nicht wissenschaftliche Fakten zum binären Verständnis der Chromosomen führten. In einer Zeit, als die Geschlechternormen und -rollen flexibler wurden, musste die patriarchale Gesellschaft die binäre Geschlechterordnung biologisch rechtfertigen. Die Chromosomen passten hervorragend zu diesem politischen Projekt.

Und selbst wenn wir mit der falschen Repräsentation mitgehen, dass XX für weiblich und XY für männlich steht, würden wir trotzdem nicht beim binären Geschlecht landen. Denn das chromosomale Geschlecht, die typische Konstellation XX oder XY, legt weder das phänotypische Geschlecht noch die geschlechtliche Selbstwahrnehmung eines Menschen eindeutig fest. Die Ausprägung der Geschlechtsmerkmale, also Penis, Vagina, Gebärmutter, Brüste, aber auch Kennzeichen wie Körperbehaarung oder Stimme werden letztlich von Hormonen gesteuert. Die geschlechtliche Entwicklung kann sehr vielfältig verlaufen, da viele verschiedene Gene und Hormone zusammenwirken. So können die äußeren Geschlechtsmerkmale mitunter eindeutig männlich oder weiblich aussehen, obwohl sich die innen liegenden Keimdrüsen, also Hoden oder Eierstöcke, anders entwickelt haben oder die Bildung und Wirkung der Hormone vom »Normalfall« abweichen. Die biologische Geschlechtsentwicklung ist höchst facettenreich und bislang nur in groben Zügen verstanden. Noch nicht

geklärt ist etwa, wie sich die hormonelle Variabilität auf die Geschlechtsidentität auswirkt. Manche Menschen mit den beschriebenen Besonderheiten bezeichnen sich selbst als Intersex, während sich andere als klar männlich oder weiblich empfinden. Die rigiden Kategorien Mann und Frau bilden einen festen Rahmen, innerhalb dessen vielfältige Ausprägungen von Geschlechtlichkeit möglich sind – sowohl genetisch, anatomisch, hormonell als auch psychologisch und sozial. Diese Varianten sollten als natürliches Spektrum der Geschlechtsentwicklung verstanden werden und nicht als Pathologien.

Gibt es also ein biologisches Geschlecht? Ja, aber es ist nicht binär. Andrea Dworkin fasst es wie folgt zusammen: »Wir sind eindeutig eine vielgeschlechtliche Spezies, deren Sexualität sich auf einem breiten Kontinuum ansiedelt, wo die ›männlich‹ und ›weiblich‹ genannten Bereiche nicht abgegrenzt sind.« <sup>[241]</sup> Männer und Frauen unterscheiden sich vom anatomischen Standpunkt her nicht grundlegend. Das Geschlecht ist kein Merkmal, das auf einer grundsätzlichen Differenz basiert. Es ist auch nicht fixiert, sondern Teil eines Prozesses, der bei der Zeugung beginnt und mit dem Tod endet. Die Tatsache, dass das Y-Chromosom bei Männern im Alter abgebaut wird, ist ein Beweis für diese Flexibilität. <sup>[242]</sup> Wirksam ist demnach nicht allein die Anatomie, sondern auch die biologische Zeit. Unsere Körper ändern sich konstant durch die Pubertät, die Menstruation, die Wechseljahre, das hohe Alter. Unsere Körper sind dynamische Systeme, die konstant auf externe Faktoren reagieren, inklusive soziale Faktoren wie Geschlechternormen.

Auch wenn ich heute weiß, dass das Geschlecht ein Konstrukt ist, bin ich immer wieder erstaunt, wie »real« es scheint. Wenn man Menschen auf der Straße anschaut, sehen Männer und Frauen tatsächlich »anders« aus. Doch ohne geschlechtsspezifische Klamotten sowie Frisuren und ohne die

lebenslange Sozialisation sind sie sich plötzlich viel ähnlicher. Ich denke zum Beispiel an zwei Menschen, einen Mann und eine Frau, die ähnlich gebaut sind, beide klein, dünn und mit krummem Rücken. Jetzt stellen wir den Körper von dieser Frau neben eine andere Frau, die viel größer und muskulöser ist, sich gerade hält und kräftige Beine hat. Diese zwei Körper, obwohl sie beide »Frauenkörper« sind, wirken von der Anatomie, Knochendichte und Morphologie viel unterschiedlicher als die erste Konstellation mit Mann und Frau. Es gibt Männer, die Brüste haben, und Frauen, die so gut wie keine haben. Es gibt Männer, die kaum Körperbehaarung haben, und Frauen, die stark behaart sind, Männer mit kurvigen Hüften und Frauen mit kräftigen Schultern, Männer mit Mikropenis und Frauen mit großer Klitoris. Das zeigt uns, dass das Geschlecht aus einer rein anatomischen und physiologischen Perspektive weniger prägend ist als gedacht. Würden viele Menschen nackt nebeneinanderstehen, könnten wir die Vielfalt der Körper sehen, die weit über die Genitalien hinausgeht. Konstruierte Kategorien wie Rasse und Geschlecht vereinfachen die Biologie, indem sie Unterschiede innerhalb von Kategorien (*in-group differences*) minimieren und Unterschiede zwischen den Kategorien (*out-group differences*) übertreiben. [243]

Es ist mittlerweile gesellschaftlich akzeptiert, dass menschliche Rassen nicht existieren und sie reine Konstrukte sind. Zahlreiche wissenschaftliche Studien belegen: Die genetischen Unterschiede werden nicht von der vermeintlichen Rasse determiniert. [244] So unterscheiden sich die Gene etwa einer weißen Person aus Österreich und einer weißen Person aus Brasilien stärker voneinander als die zwischen einer Schwarzen und einer weißen Person, die beide aus Kanada stammen.

Die Erkenntnis, dass Geschlecht konstruiert ist, bedeutet nicht – wie das oft missverstanden wird –, dass Männer und Frauen gleich sind. Vielmehr

geht es darum, die Vielfalt jenseits der binären Kategorien »Mann« und »Frau« anzuerkennen. Indem die binäre Geschlechternorm dekonstruiert wird, kann die »Andersartigkeit« unser aller Körper in einem anderen Licht beobachtet und muss nicht mehr automatisch in eine Hierarchie eingeordnet werden. Die Überwindung des binären Geschlechts würde auch dazu führen, dass behinderte Körper nicht mehr stigmatisiert und abgelehnt werden. Sie wurden durch die ableistische Gesellschaft als weniger schön, wertvoll, gesund, attraktiv und fähig konstruiert. Das Ende des Binarismus würde heißen: Unsere Genitalien könnten wie andere physische Attribute behandelt werden, die keine politische und soziale Bedeutung haben, wie beispielsweise die Augen- und Haarfarbe oder die Form der Füße. Somit würde das soziale Geschlecht verschwinden, aber auch fixierte sexuelle Orientierungen und das politische Regime der Heterosexualität, auf dem die Ehe und unsere gesamte Gesellschaft beruhen.

Wir führen unsere Geschlechtsidentität durch Kleidung, Frisuren, Körperhaare, Schuhe, Taschen, Gang, Körpersprache, Stimme, Haltung auf. Judith Butler hat das in *Das Unbehagen der Geschlechter* wegweisend als »Doing Gender« analysiert. Wenn aber all diese performativen Akte wegfielen, würde nicht viel vom äußerlichen Bild von Mann und Frau übrig bleiben, wie bei vielen Säugetieren. Denn diese Elemente spielen eine zentrale Rolle bei der Konstruktion von Geschlecht. Dies wird ja anhand der Genitalien festgelegt, und diese sind selten in der Öffentlichkeit sichtbar. Babys werden Haarspangen nicht etwa aus ästhetischen Gründen in die kaum vorhandenen Haare gesteckt, sondern um eine mögliche Ambiguität bezüglich des Geschlechts des Kindes aus dem Weg zu räumen. Wenn eine solche Ambiguität schon bei Babys kaum auszuhalten ist, können wir erahnen, wie stark das Geschlecht unser ganzes Leben beeinflusst. »Geschlechtskonforme« Kleidung und Spielzeug trainieren

Kinder darin, ihre gesellschaftlichen Rollen als Mann und Frau anzunehmen und als natürlich zu betrachten. Babys mit Haarspangen, Jungs mit kurzen Haaren, Mädchen mit Kleidern und Röckchen lernen von Anfang an, ihr Verhalten, ihre Sehnsüchte, Lust, Vorlieben und die gesamte Identität an klar bestimmte gesellschaftliche Rollen anzupassen. Ich will Jungs ihre kurzen Haare und Mädchen die Röcke nicht verbieten. Vielmehr sollen *alle* Kinder kurze und lange Haare, Haarspangen, Röcke, Kleider, Latzhose und Kapuzenpullis tragen dürfen – genauso wie Erwachsene es auch dürfen sollten. Die künstliche Trennung zwischen Mädchen und Jungs, die schon im Mutterleib mit der Zuweisung des Geschlechts anfängt und der unausweichlichen Frage: »Wird es ein Junge oder ein Mädchen?«, ist das Problem, nicht die Kleidung oder Spielzeuge an sich.

## **Binarismus, Rassismus und Kolonialismus**

Die binäre Geschlechterordnung ist ein globales System, das sich durch den europäischen Kolonialismus überall auf dem Planeten verbreitet hat. Menschen in unterschiedlichen Teilen der Welt lebten außerhalb des binären Systems und wurden im Zuge der zivilisatorischen Mission in die binäre Geschlechterordnung hineingezwungen. »Die Bürde des weißen Mannes« – so auch der Titel eines imperialistischen Gedichts von Rudyard Kipling – war die selbsterteilte Verpflichtung weißer Männer, die Zivilisation im Rest der Welt, die von unzivilisierten »Wilden« bevölkert war, zu verbreiten. Wie sein heutiges Pendant *White Saviorism* wird diese zivilisatorische Mission als wohlwollend und altruistisch dargestellt, obwohl sie zur Erniedrigung kolonisierter Menschen führte und mit äußerster Gewalt und Zwang durchgesetzt wurde. Das Patriarchat wurde zwar nicht erst durch

den europäischen Kolonialismus erfunden, aber der Kolonialismus verstärkte die männliche Dominanz.

In einigen Kulturen werden weiterhin mehr als nur zwei Geschlechter anerkannt. In Indien und Pakistan gelten trans Frauen (*Hijras* und *Khusras*) offiziell als drittes Geschlecht. Die indigenen Völker Nordamerikas anerkennen jenseits von weiblich und männlich auch *Two-Spirit* -Menschen (*Berdache*) . Ein drittes Geschlecht wird ebenfalls in Südmexiko (*Muxe*) , Thailand und Laos (*Kathoey*) , Albanien (*Burrnesha*) , der polynesischen Insel Tonga (*Fakaleiti*) , den Philippinen (*Bakla*) , Hawaii und Französisch-Polynesien (*Māhū*) gesellschaftlich akzeptiert. Im bolivianischen Ort Amarete und auf der indonesischen Insel Sulawesi bei der Volksgruppe der Bugis werden sogar bis zu fünf soziale Geschlechter anerkannt. Für weiße europäische Wissenschaftler waren die Kolonisierten, die nicht strikt zwischen Frauen und Männern differenzierten, rückständig und unzivilisiert, und sie betrachteten das binäre Geschlecht als Zeichen rassischer Überlegenheit und fortgeschrittener Zivilisation. Es war also ein Teil der zivilisatorischen Mission im Kolonialismus, die binäre Geschlechterordnung durchzusetzen. Dafür wurden Menschen, die jenseits der binären Geschlechterordnung lebten, durch die europäische Kolonialherrschaft und -gesetzgebung kriminalisiert, entrechtet und fast ausgelöscht. Die britischen Kolonisatoren betrachteten zum Beispiel die Hijras nicht nur als eine Gefahr für die »öffentliche Moral«, sondern auch als eine »Bedrohung für die koloniale politische Autorität«. [245]

Der Maßstab für Weiblichkeit und Männlichkeit war tief in der weißen Vorherrschaft verankert: Die *richtigen* Frauen und die *richtigen* Männer waren weiß. Europäische Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts betrachteten Körperbehaarung als Beleg für rassische Minderwertigkeit, als Zeichen, dass ein Volk sich nicht zum zivilisierten Status entwickelt hatte, weil

Körperbehaarung mit Animalität und mit Schmutz assoziiert wurde. Um den Kontrast zwischen weißer Männlichkeit und Weiblichkeit zu verschärfen, wurden Haare am Körper weißer Frauen als unmäßig und nicht statthaft angesehen. Im späten 19. Jahrhundert warben Zeitschriften mit blonden, haarlosen Modellen für Röntgen-Epilation, um jüdischen, italienischen und osteuropäischen Migrantinnen vorzugaukeln, die Entfernung ihrer Körperbehaarung würde eine Assimilation ans anglo-dominante Weißsein ermöglichen. Hunderte von Frauen starben an den Folgen. <sup>[246]</sup> Heute entfernen sich Frauen bei der täglichen Körperpflege ihre Körperhaare. Es ist sogar zu einem Übergangsritus in der Pubertät geworden: Der erste BH und die erste Rasur symbolisieren die Frauwerdung. Der soziale Druck für Frauen zur Entfernung der Körperhaare fußt auf patriarchaler Kontrolle zur Stabilisierung der binären Geschlechterordnung, weil »reine«, unbehaarte weiße weibliche Körper zur Aufrechterhaltung der weißen Überlegenheit genutzt werden. Weiße Frauen selbst waren – und viele sind es noch heute – auf ihren Status als Überlegene bedacht. Es ist ihnen wichtig, sich von Schwarzen Frauen und Frauen of Color abzugrenzen. Sie nur als passive, unterwürfige Subjekte zu betrachten, wäre falsch, denn sie haben für die Durchsetzung der weißen Vorherrschaft eine wichtige Rolle gespielt.

Ab dem 18. Jahrhundert arbeiteten weiße Mediziner, Wissenschaftler, Philosophen, Politiker, Künstler und Schriftsteller ein bestimmtes Bild der Weiblichkeit heraus, demzufolge Frauen fragil, schüchtern, schnell übermüdet, naiv und nicht besonders intelligent waren. Dazu gehörte bei weißen Frauen, dass sie fromm, gediegen und häuslich waren. Das Bild der fragilen, schüchternen und leisen weißen Frau wurde als Gegensatz zu versklavten Schwarzen Frauen entwickelt, um den rassistischen Unterschied und die weiße Überlegenheit zu unterstreichen. Schwarze Frauen wurden

im Gegensatz als grob, massiv, körperlich, zäh, schmutzig, promisk und robust dargestellt. <sup>[247]</sup> [248] Sie wurden vermännlicht, um ihre harte physische Arbeit auf den Plantagen zu rechtfertigen. Die Schwarze Abolitionistin Sojourner Truth hielt 1851 eine eindrucksvolle Rede während einer Frauenkonferenz in Ohio. Sie reagierte auf den Kommentar eines weißen Mannes, der Frauen aufgrund ihrer vermeintlichen Fragilität aus den Sphären der Macht ausschloss. Sojourner führte ihn vor, indem sie zeigte, dass Schwarze Frauen wie sie nichts Zerbrechliches an sich hatten, und dennoch sehr wohl Frauen waren: »Mir hat noch nie jemand in einen Wagen geholfen oder über eine Schlammfütze oder den besten Platz überlassen! Bin ich etwa keine Frau? Sehen Sie mich an! Sehen Sie sich meinen Arm an! Ich habe gepflügt, gepflanzt und die Ernte eingebracht, und kein Mann hat mir gesagt, was zu tun war! Bin ich etwa keine Frau?« <sup>[249]</sup>

In den Plantagen wurde nicht differenziert nach Geschlecht. Versklavte Frauen wurden nicht besser behandelt, weil sie Frauen waren. Sie erlitten brutale physische Gewalt und mussten, wie die Männer, harte körperliche Arbeit leisten, ob schwanger oder nicht. Die Unterdrücker entschieden darüber, wie die »anderen« dargestellt werden, um ihren eigenen Interessen zu dienen. Sie konstruierten Schwarze Frauen als »männlich« und »viril«, um ihre Ausbeutung zu rechtfertigen, weiße Frauen dagegen als »fragil«, um sie von den Sphären der weißen Macht fernzuhalten und sie auf die häusliche Sphäre zu beschränken. Hier zeigt sich, dass das binäre Geschlecht keine unabwendbare, natürliche Ordnung ist, sondern ein Instrument der Beherrschung und Unterdrückung.

Die Vorstellung einer universellen weiblichen Essenz, einer gemeinsamen Identität und gelebten Erfahrung ist falsch und problematisch. Der Kulturwissenschaftler Greg Thomas sagt es deutlich: »Es gibt keinen allgemeingültigen Mann, der im Gegensatz zu einer allgemeingültigen Frau

sozialisiert wurde, sondern einen weißen Mann und eine weiße Frau, die von Schwarzen Afrikaner\*innen abgegrenzt werden und diesen überstellt werden.« <sup>[250]</sup> Die nigerianische Historikerin Oyèrónké Oyěwùmí zeigt, dass die Kategorie »Frau« in der Yoruba-Kultur der vorkolonialen Zeit nicht existierte. In der Yoruba-Gesellschaft war Alter, nicht Geschlecht, das Hauptorganisationsprinzip. Die Yoruba hatten vor der Kolonisation verschiedene reproduktive Rollen (Obìnrin für Frauen und Okùnrin für Männer), die jedoch nicht hierarchisiert waren. Weder wurde Okùnrin als überlegene Norm etabliert, noch wurde Obìnrin als »anders« und »unterlegen« definiert. Insofern waren diese Rollen nicht das Gleiche wie »Mann« und »Frau«. Im Zuge der Kolonisation wurden das binäre Geschlechtersystem und die damit einhergehende Hierarchie durchgesetzt. <sup>[251]</sup> Infolgedessen wurden geschlechtsneutrale Gottheiten durch männliche Götter ersetzt. Die neu etablierte britische Kolonialmacht erkannte ausschließlich männliche Oberhäupter an und lehnte Führerinnen kategorisch ab. Somit wurden Frauen effektiv und dauerhaft aus der kolonialen politischen Machtsphäre entfernt. Im Zuge dieses Vorhabens wurden Yoruba-Menschen ins westliche Patriarchat assimiliert, in dem Frauen ihren Männern untergeordnet waren. <sup>[252]</sup> Frauen wurde Bildung verweigert, was dazu führte, dass Yoruba-Männer allmählich mehr Macht, Status und Vermögen erlangten und sich die Ungleichheit der Frauen zementierte. <sup>[253]</sup> Später nutzten die Briten die von ihnen verursachte Ungleichheit zwischen Frauen und Männern, um ihre Präsenz in Nigeria zu rechtfertigen – angeblich würden sie die Yoruba-Frauen vor den »frauenfeindlichen« Yoruba-Männern schützen.

Am Beispiel der Yoruba wird klar, dass die subalterne Position der weißen Frauen auf kolonisierte Frauen übertragen wurde. Das Patriarchat auf andere Kulturen zu erweitern, war Teil des imperialistischen, kolonialen

Projekts. Es war keinesfalls eine natürliche Erscheinung, es war keine organische Entwicklung. In diesem Prozess wurden Schwarze Frauen und Frauen of Color auf den Boden der sozialen Hierarchie gedrängt, tiefer als Schwarze Männer, die aufgrund ihres Geschlechts Privilegien erfuhren, und tiefer als weiße Frauen, die aufgrund ihrer Hautfarbe unbestreitbare Privilegien besaßen – darunter das Recht, Sklav\*innen zu besitzen.

Die Interessen und Erfahrungen Schwarzer, jüdischer, indigener, muslimischer und kolonisierter Frauen wurden von weißen christlichen Feministinnen lange Zeit nicht lediglich ignoriert, sondern ausgenutzt für ihren eigenen Aufstieg in der sozialen Hierarchie. Historisch gesehen haben weiße Frauen mehr Rechte und mehr Macht erhalten durch die Unterdrückung von Schwarzen, Indigenen und kolonisierten Menschen. Sie nutzten ihre Position als Weiße, um weiße Männer davon zu überzeugen, dass die weiße Vorherrschaft nur mit ihrer Hilfe gedeihen und aufrechterhalten bleiben könnte. Viele Frauen, die für das Wahlrecht gekämpft haben, nutzten dieses Argument: »Durch die Bildung und Erhebung der [weißen] Frau können wir die angelsächsische ›Rasse‹ aufrütteln, um eine höhere, edlere Lebensform anzustreben.« [254] Als Mitstreiterinnen dieser Strategie machten sie es sich zur Aufgabe, kolonisierte Menschen zu »zivilisieren«, indem sie ihnen westliche Konzepte von Familie und Ehe aufzwangen. Kolonisierten Frauen wurde beigebracht, wie sie durch die monogame Ehe und eine ordentliche Haushaltsführung »respektable« und »gute« Frauen werden. Die Anthropologin Alice Fletcher, eine der einflussreichsten Wissenschaftlerinnen des 19. Jahrhunderts, argumentierte dafür, dass *Native Americans* zwangsweise in westliche heteronormative binäre Geschlechterrollen eingegliedert werden sollten. Sie selbst hielt sich nicht an diese starre Ordnung. Sie führte lesbische Beziehungen und machte in

der Wissenschaft Karriere, was damals ein männliches Privileg war. Während sie sich von patriarchalen Normen befreite, zwang sie diese den Indigenen auf. Sie initiierte sogar ein Gesetz, wonach den Ureinwohner\*innen, die nicht in monogamen heterosexuellen Ehen lebten, Land weggenommen werden konnte. Zu dieser Zeit lebten die meisten amerikanischen Ureinwohner\*innen in nichtmonogamen, nichtheteronormativen Beziehungen. Dies zeigt deutlich die koloniale, expansionistische Strategie, ihnen Land zu entziehen. [255] Im Rahmen dieser Assimilationskampagne, die bis weit ins 20. Jahrhundert andauerte, wurden Tausende Kinder und Jugendliche aus ihren Familien und Gemeinschaften entführt und in Internaten durch weiße Missionar\*innen umerzogen. Sie erlitten in diesen Institutionen physische, psychologische und sexuelle Gewalt. [256] Weiße Frauen waren wichtige Akteurinnen in diesen Internaten, weil sie als besonders geeignet befunden wurden, um den Kolonisierten die als überlegen proklamierten westlichen Sitten und Kultur beizubringen.

Ganz ähnlich wurde die Durchsetzung der Ehe durch die Weißen als der nützlichste Hebel betrachtet, um die Schwarzen nach der Abschaffung der Sklaverei zu zivilisieren. Sie galt als perfektes Mittel gegen Unmoral und Promiskuität, von der die Weißen glaubten, dass sie unter den Schwarzen verbreitet sei. [257] Kurz nach Abschaffung der Sklaverei in den USA drängten die Plantagenbesitzer\*innen darauf, die sogenannten »schwarzen Gesetze« (*Black Codes*) einzuführen. Damit wurden alle möglichen Verhaltensweisen kriminalisiert, etwa Landstreicherei, Obdachlosigkeit, Armut, Respektlosigkeit gegenüber Weißen, Unzucht, Ehebruch oder Nahrungssuche auf Privatgrundstücken (*foraging*). Wer sich dieser »Vergehen« schuldig machte, wurde mit Zwangsarbeit sanktioniert. Dadurch gelang es den Südstaaten, das System der Sklaverei

aufrechtzuerhalten, lange nachdem es offiziell abgeschafft worden war. Indem jegliches sexuelles Verhalten, das außerhalb der Ehe geschah, kriminalisiert wurde, wurden Schwarze gewaltsam zur Eheschließung gezwungen. Gleichzeitig half die Kriminalisierung, den Bedarf an Arbeitskräften für die Plantagen zu decken, da die Strafe darin bestand, dort Zwangsarbeit zu leisten, wo sie einst versklavt waren. In ihren Empfehlungen für den Umgang mit neu befreiten Schwarzen Menschen schrieben die Mitglieder der amerikanischen Untersuchungskommission für Freigelassene, dass »weibliche Tugend unter [N-Wort] sehr selten zu finden ist«. Die Heirat wurde als der beste Weg angesehen, Schwarze Frauen »weiblicher« zu machen. [258]

Die Kontrolle der Reproduktion spielte eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung der rassistischen eugenischen Ideologie, die die Kolonialzeit prägte. Im frühen 20. Jahrhundert wurde die monogame, heterosexuelle Ehe unter Weißen als die übergeordnete Form der Sexualität angesehen, weil sie die Ausbreitung der weißen Rasse förderte, die wiederum mit nationaler Stabilität und zivilisatorischem Fortschritt gleichgesetzt war. Durch die Ehe konnten die eigenen sexuellen Praktiken mit den Interessen der weißen Rasse in Einklang gebracht werden. [259]

### **Die Verschmelzung von »Frau« und »Mutter«**

Weil eine Hälfte der Menschheit immer noch gezwungen ist, auf Willen der anderen Hälfte die Last der Fortpflanzung zu tragen, wird jene erste politische Klasse nicht durch ihr Geschlecht definiert [...], sondern durch ihre Funktion als Brutkasten für den Prozess der Fortpflanzung.

[260]

*Ti-Grace Atkinson*

Weibliche und männliche Körper wurden erst vor nicht einmal dreihundert Jahren als distinkt etabliert. Vorher wurde der weibliche Körper als abweichende, subalterne Version des männlichen Körpers verstanden. Ab dem 18. Jahrhundert wurde die biologische Unterlegenheit der Frauen an ihrer reproduktiven Funktion festgemacht. Frauen seien durch ihren Körper, der Babys heranwachsen lässt und Milch produziert, »näher« an der Natur – das wurde in der Aufklärungszeit als Siegel der Unterlegenheit markiert, genau wie all diejenigen, die ihr verbunden sind: die Tiere, die Frauen und die Menschen, die als »Wilde« bezeichnet wurden. Die Körper der Frauen wurden somit vollständig auf ihre gebärende Funktion reduziert – und geschmäht. Das Bild der minderwertigen und hysterischen Frau lässt sich auf den altgriechischen Glauben zurückführen, dass die Gebärmutter der »Ursprung aller Krankheiten« sei. Man glaubte, dass das »Ersticken der Gebärmutter« (*pnix hysterike*) ein sprunghaftes und unzuverlässiges Verhalten hervorruft. Deshalb wurde vermeintlich hysterischen Frauen sogar empfohlen, allzeit schwanger zu sein, um die Gebärmutter stabil zu halten – oder sie komplett entfernen zu lassen (Hysterektomie). <sup>[261]</sup> Sich die Gebärmutter als krank und ekelerregend vorzustellen, ist sehr bedeutsam für das Christentum. Die afroamerikanische Autorin Teresa N. Washington betrachtet die Taufe als »den ritualisierten, institutionalisierten und internationalisierten Gebärmutter-Hass des Christentums« <sup>[262]</sup> und interpretiert sie als Akt, der den Dreck des Mutterleibs abwäscht. Im Islam, Christentum und Judentum wird die Menstruation als unrein betrachtet. Während Vulvas in der westlichen Kultur mit beleidigenden Begriffen (»Fotze«, »Möse«) besetzt sind, werden Penisse (»das beste Stück des Mannes«) bewundert, hochgeachtet, vergöttert – und laut Sigmund Freud

beneidet. Der allgemeine Phallozentrismus zeigt sich allerorten in Kunst und Kultur, so auch in der Architektur. In vielen Städten der Welt werden wir Zeug\*innen, wie besessen Männer von ihren Penissen sind. Die Siegessäule und der Fernsehturm in Berlin, der Eiffelturm, der Vendôme-Turm und der Obelisk in Paris, der schiefe Turm von Pisa in Italien, das Empire State Building und das Washington Monument in den USA, Torre Agbar in Barcelona, Big Ben and Gherkin in London und der Wolkenkratzer Burj Khalifa in Dubai als das höchste Bauwerk der Welt. Phallische Türme überall. [263]

In vielen indigenen und afrikanischen Kulturen werden Vulvas dagegen als heilig betrachtet und behandelt, unter anderem in der Yoruba-Kultur. Zu Urzeiten wurden Vulvas geehrt und galten als göttlich, wie die Menstruation. In den Bildern der Steinzeit gehört die Vulva – »das Tor des Lebens« – zu den am meisten verehrten Symbolen; sie war die Schöpferin des Lebens. Die im Sanskrit »Yoni« genannte Vulva kündigt von einer Kultur und Religion, die in Frauen göttliche weibliche Energie verkörpert sieht und sie darum ehrt. Die Vulva und die Vagina werden als heilige Symbole der Gottheit Shakti betrachtet. Yoni zu huldigen, bedeutet die Göttin und die Frau als deren Verkörperung zu verehren. [264]

Mittlerweile hat sich der Ekel rund um die Vulva, den Uterus und die Menstruation in fast allen Kulturen der Welt verbreitet. Dazu passen männliche Götter, die Leben aus dem Nichts hervorzaubern sowie Menschen aus Rippen und Götter aus Lichtstrahlen erschaffen. Die Negierung des Mutterleibs enthüllt den Selbsthass der Männer, denn es ist nicht möglich, sich selbst zu lieben, wenn man seinen Ursprung, sein Fundament und den Grund seiner Existenz hasst, erklärt Teresa N. Washington. [265] Die Verfechter des Patriarchats befließen sich seit der Antike, Frauen zu überzeugen, dass ihre Gebärmütter, Vaginas, Vulvalippen

und Menstruation mit Schmutz assoziiert und die Quelle allen Übels sind. So können sie Kontrolle und Macht über Frauen ergreifen, durchsetzen und festigen.

Der Uterus als Organ ist viel mehr als ein Gefäß, das die ganze Zeit ausgefüllt und besetzt werden muss. Als mein Sohn mich fragte: »was heißt ›Uterus?‹«, antwortete ich, ohne groß nachzudenken: »Es ist die Tasche, in der die Babys im Bauch der Mama wachsen.« Dabei vergaß ich, dass kinderlose Frauen und solche, die gerade nicht schwanger sind, ebenso einen Uterus haben – genauso wie trans Männer und nichtbinäre Menschen, die Kinder gebären können. In diesem Moment nahm ich meinen eigenen Uterus wahr und merkte, dass kein Embryo in ihm wachsen musste, um ein Uterus zu sein. Ich korrigierte mich und sagte: »Ein Uterus ist das Organ im Körper, wo Babys manchmal wachsen.« Eine wichtige Nuance. Der Uterus ist ein Energiezentrum im Körper, der die Schöpfung und den Kurationsprozess fördert, nicht nur von Babys. Doch die einzige Kuration, die Frauen zugestanden wird, sind Babys. Die künstlerischen, literarischen, filmischen, architektonischen, technischen und wissenschaftlichen Schöpfungen von Frauen wurden über Jahrtausende verleugnet, vereinnahmt oder vernichtet – bis heute. Ohne einen Mann als Partner oder eine falsche Identität konnten diese Leistungen lange Zeit nicht öffentlich zum Leben erweckt werden. So schrieben viele Autorinnen unter einem männlichen Pseudonym oder Wissenschaftlerinnen forschten zusammen mit ihren Ehemännern, was ihnen Legitimität verlieh. Es gibt eine Vielzahl prominenter Männer, die sich die Entdeckungen, Schriften, Ideen und Kurationen ihrer Partnerinnen zu eigen gemacht haben. So wurde der enorme Beitrag zu Albert Einsteins Theorien, den seine erste Frau Mileva Einstein-Marić leistete, nie anerkannt. Ebenso wenig wie der von Jenny Marx zu den Werken ihres Mannes Karl, die alle seine Artikel und

Buchmanuskripte mit der Hand abschrieb. <sup>[266]</sup> Frauen, die ihre Funktion als Gebärende negieren oder sich davon entfernen, um sich anderen kreativen Projekten zu widmen, werden ständig an ihre *eigentliche* Rolle erinnert. Frauen des öffentlichen Lebens können ihre Identität als Mutter nicht zurückstellen oder verweigern, wie jüngst Außenministerin Annalena Baerbock, der unterstellt wurde, sie könne den Verpflichtungen des politischen Lebens nicht gerecht werden, weil sie Mutter ist.

Der jährliche Termin bei der\*dem Gynäkolog\*in verleiht Frauen ein ausgeprägtes Zeitbewusstsein und erinnert sie an ihre sexuellen und reproduktiven Pflichten sowie ihr fortschreitendes Alter. Männer unterstehen keiner standardisierten Arztaufsicht und stehen deshalb scheinbar außerhalb der biologischen Zeit. Da die Medizin bei ihnen nicht nach diesem Betreuungsschema eingreift, bekommen sie implizit vermittelt, dass sie nicht so alt sind, dass sie eine Art Unempfindlichkeit gegenüber dem Alter beibehalten können. Umgekehrt erzieht die Gynäkologie Frauen zu einem Körpergefühl, das stärker den Unbilden der biologischen Zeit unterworfen ist. Auch das biologische Lebensalter wird stärker und früher sexualisiert als das der Männer. Die Gynäkologie definiert eine weibliche Biografie, die sich am Physiologischen orientiert und eng im medizinischen Rahmen verankert ist. <sup>[267]</sup> Die Diskriminierung von Frauen aufgrund fortgeschrittenen Alters ist unmittelbar verknüpft mit ihrer gesellschaftlichen Zuweisung zur Mutterrolle. Frauen sind ab den Wechseljahren medial stark unterrepräsentiert, da ihre Zeit als gebärfähige Frau abgelaufen ist und sie in der gesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit verschwinden. Alternden Männer werden positive Eigenschaften zugewiesen, etwa Weisheit, Attraktivität, Kompetenz, Autorität und

Vertrauenswürdigkeit. Deshalb ist der Begriff »alter weißer Mann« per se nicht beleidigend – auch wenn manche Betroffene das so empfinden mögen. Diese Kategorisierung kann nicht kränkend sein, weil Weißsein und Männlichkeit in Verbindung mit dem Alter durch Superlative gekennzeichnet und mit höherem sozialem Status verbunden sind. Während alte weiße Männer Respekt und Hochachtung der Gesellschaft genießen, sind alternde Frauen von Stigmata umgeben. Der Spruch »Männer altern wie Wein und Frauen wie Milch« zeigt die Misogynie und die unterschiedliche Wahrnehmung des Alters qua Geschlecht. Nicht mehr gebärfähige Frauen werden als entbehrlich betrachtet und behandelt. Sie verlieren ihre Jobs, werden als hässlich, nutzlos und verjährt porträtiert. Dieses Stigma wird durch die Kosmetik- und Schönheitsindustrie sowie die Kultur in Form von Filmen, Büchern, Gedichten und der Kunst perpetuiert. In fast allen Disneyfilmen sind alte Frauen die Bösewichte. Während Hexen als hinterlistig, hässlich und bedrohlich dargestellt werden, sind Zauberer von einer positiven Aura umgeben, es sind wissende, wohlwollende Männer, die von allen bewundert und angehört werden. Alte Frauen werden nur dann positiv dargestellt, wenn sie ihren Aufgaben treu ergeben bleiben – nicht mehr durch das Gebären von Kindern, sondern durch Nebenfunktionen der Mutterrolle, nämlich kochen, backen und auf Kinder aufpassen. Und es sind eben keine »Frauen«, sondern »Großmütter«. Frauen wird früh zu verstehen gegeben, dass sie in den Augen der patriarchalen Gesellschaft irgendwann verschwinden werden – als würden sie lebendig begraben. Ihnen wird somit ein wichtiger Teil der menschlichen Erfahrung verweigert, denn Altern ist Teil des Lebens. Sie werden auf eine einzige Repräsentation von Weiblichkeit festgenagelt: jung und fruchtbar. Die US-amerikanische Schauspielerin Carrie Fisher

bemerkte dazu pointiert: »Männer altern nicht besser als Frauen, aber sie dürfen altern.«

Ärzte im 19. Jahrhundert stellten die Theorie der »Energieerhaltung« auf. Demnach mussten die Organe im Körper um die begrenzte Menge der dort zirkulierenden Energie kämpfen. Weiße Frauen mit ihrem obersten Lebenszweck, Kinder zu gebären und aufzuziehen, sollten ihre Energie im Inneren, rund um den Mutterleib, konzentrieren. Sie hatten jede intellektuelle Aktivität zu vermeiden, da ihre Gehirne dem Mutterleib Energie entziehen könnte. <sup>[268]</sup> Diese Rollenzuweisung wurde damals von den Männern selbst als Nachteil gesehen, denn sie bezeichneten sie als »Strafe für Sex« und »die körperliche Steuer, die Reproduktion einfordert«. Die Mutterrolle war eng mit der weißen Vorherrschaft verbunden, denn weiße Frauen wurden als Gebärmaschinen behandelt, die sich ganz der Aufrechterhaltung der »Rasse« verschreiben sollten. So konnten weiße Männer die Mobilität der Frauen, ihre Rechte und Autonomie einschränken und behaupten, dies entspreche ihrer »wahren Natur«. Ihre Unterdrückung sei ein Naturgesetz, genauso wie für kolonisierte und versklavte Menschen.

Doch die Reproduktionsarbeit geht weit über die Schwangerschaft und das Stillen von Babys hinaus. Es geht um die gesamte gesellschaftliche, häusliche und fürsorgliche Arbeit, die mehrheitlich von Frauen geleistet wird. Die Frauen obliegende Pflicht der Reproduktion ist ein ausbeuterisches System, auf dem die Heterosexualität basiert. Feministinnen wie Simone de Beauvoir, Shulamith Firestone, Christine Delphy, Monique Wittig, um nur wenige zu nennen, betrachteten die reproduktive Rolle der Frauen und die Mutterschaft im Allgemeinen als die Säule des Patriarchats. In einem feministischen Manifest bezeichnete Shulamith Firestone die Schwangerschaft als »barbarisch« und schlug vor, die Fortpflanzung durch Embryos in künstlichen Gebärmüttern, auch

*Ectogenesis* benannt, zu regeln, damit Frauen von der »Tyrannei der Reproduktion« befreit werden können. [269] Diese dystopische Vorstellung ist glücklicherweise nicht die einzige Lösung, um Frauen zu befreien. Vielmehr muss die binäre Geschlechterordnung aufgebrochen werden, denn auf sie stützt sich die reproduktive Rolle der Frauen. Nicht dass Frauen Kinder bekommen, ist das Problem, sondern wie die komplette Existenz der Frauen darauf ausgerichtet ist. Es wäre durchaus möglich, dass Babys zur Welt gebracht werden, ohne dass die Gebärenden ihre gesamte Identität und ihr ganzes Leben darauf gründen. Die Zwangsheterosexualität verhindert, dass wir unser Verständnis von Reproduktion ausweiten. Sie sollte nicht als rein sexueller Akt verstanden werden, sondern als Summe von Aktivitäten, Handlungen und Interaktionen, die zur Erhaltung des Lebens beitragen. Die Reproduktionsaufgabe könnte neu organisiert und aufgeteilt werden, damit sie nicht mehr auf die häusliche Sphäre beschränkt wird. Aber solange Männer und Frauen als grundlegend anders und komplementär betrachtet werden, werden wir dieses System nicht aufbrechen können.

### **Sport als Schutz der Männlichkeit**

Dieses Kapitel ist ein kleiner Exkurs, den ich dennoch wichtig finde. Denn Sport zeigt wie kein anderer Bereich, dass der menschliche Körper über die engen Definitionen von Geschlecht hinausgeht. Männer bekommen Angst, wenn Frauen sich nicht mehr »wie Frauen« verhalten, weil sie das wie ein Eindringen in ihr Revier wahrnehmen. Männer haben ihren Einfluss- und Wirkungsbereich verteidigt, indem sie den Zugang von Frauen verboten haben. Auch alltägliche Aktivitäten wurden für Frauen zum Tabu erklärt, zum Beispiel Auto fahren oder Sport treiben.

Als Autos Ende des 19. Jahrhunderts in der westlichen Welt langsam im urbanen, bürgerlichen Leben alltäglich wurden, verboten prominente Männer Frauen, Auto zu fahren. Ihre Begründung: Das sei aufgrund ihrer fragilen Körper und unterentwickelten Gehirne gefährlich. <sup>[270]</sup> Tatsächlich war das Verbot motiviert von ihrer Angst, Frauen könnten mobiler werden und sich von der häuslichen Sphäre entfernen. Ungefähr zur selben Zeit war Sport aus ähnlichen Gründen für Frauen verpönt. Sportliche Betätigung würde ihr reproduktives System beschädigen und ihnen fehlten die physische Kraft und die Fähigkeiten dafür. Außerdem sei ihr Platz zu Hause, bei den Kindern. Dass Frauen der häuslichen Sphäre zugewiesen und sie aus der Sportwelt ausgeschlossen werden, zeigt sich bis heute deutlich an der urbanen Infrastruktur. Die hauptsächlich von Männern genutzten Fußball- und Basketballfelder, Skate Parks, Tischtennisplatten belegen mehr als 90 Prozent der Gesamtfläche für Sport und Freizeit (für Erwachsene) in Städten und werden durch öffentliche Gelder finanziert. <sup>[271]</sup> <sup>[272]</sup> Die vielen TV-Sportkanäle, internationale Sportveranstaltungen, die gesamte Sportindustrie mit ihren Milliarden Euro Umsatz verbildlichen die enorme finanzielle Macht der Männer. Sportarten, die als »weiblich« gelten, werden oft nicht ernst genommen und sind unterfinanziert, wie etwa Ballett, Synchronschwimmen, Cheerleading, Eiskunstlauf oder Rhythmische Sportgymnastik.

Frauen wurden auch vom Sport ausgeschlossen, weil sie dabei nicht elegant und weiblich genug aussehen und angeblich männliches Verhalten und Attribute entwickeln. Es wurde befürchtet, Frauen könnten sich durch Sport »in männliche Wesen verwandeln«. <sup>[273]</sup>

Wie groß die Sorge vor einer Geschlechtervermischung ist, zeigt sich auch an chromosomalen Tests: Von 1968 bis 1999 wurden diese bei Athletinnen durchgeführt, um ihre Geschlechtszugehörigkeit zu prüfen,

heute wird der Testosteronspiegel dafür herangezogen.<sup>[274]</sup> Sport ist ein Bereich, in dem das binäre Geschlecht besonders herausgefordert wird, weil immer mehr Athlet\*innen nicht in die engen Kriterien von Mann und Frau passen, die anhand der weißen cis-Norm ausgearbeitet wurden. Deshalb leiden viele Schwarze Frauen und Frauen of Color sowie trans und nichtbinäre Menschen unter Diskriminierung, Ausschlüssen und Erniedrigungen. Die Teilnahme der trans Athletin Laurel Hubbard bei den Olympischen Spielen 2021 wurde stark kritisiert – es sei »nicht fair für Frauen« und bedrohe die Gleichheit zwischen Frauen und Männern.<sup>[275]</sup> Der wahre Grund hinter dieser Kritik ist Cissexismus und Transdiskriminierung. Es geht darum, trans Frauen zu diskreditieren und als Hochstaplerinnen zu entlarven – indem sie als Männer dargestellt werden. Dass Sport entlang des binären Geschlechts organisiert ist, hat nichts mit objektiver Wissenschaft zu tun, sondern mit unfairen soziokulturellen und politischen Faktoren. Fairness und »Gleichheit zwischen Frauen und Männern« im Sport könnten nur bedroht werden, wenn sie schon vorhanden wären. Doch im Moment gibt es für Frauen im Sport keine Fairness. Sie werden diskriminiert, schlechter bezahlt, haben weniger Zugang zu Coaching und Finanzierung und erleben sexuelle Belästigung und Missbrauch.<sup>[276]</sup>

Nicht nur trans Frauen, sondern auch Schwarze Frauen und behinderte Menschen werden durch das binäre Geschlechtssystem diszipliniert – oder schlichtweg ausgeschlossen. Die Körper von Schwarzen Athlet\*innen wie zum Beispiel Serena Williams werden ständig kontrolliert und kommentiert. Sie müssen sich immer wieder anhören, nicht »weiblich« genug zu sein, unter anderem weil Weiblichkeit historisch weißen Frauen vorbehalten blieb. Die russische Ex-Tennisspielerin Anna Kournikova führte eine Art Hyperweiblichkeit auf, um sich vom Stereotyp der maskulin wirkenden

Tennisspielerin (wie etwa Amélie Mauresmo) zu distanzieren, und wurde deshalb gefeiert – obwohl sie noch nie einen Titel gewann. Die Schwarze Athletin Caster Semenya dagegen erfuhr aufgrund einer sogenannten Hyperandrogynie (erhöhter Testosteronspiegel) eklatante Diskriminierung. Der Internationale Leichtathletikverband verordnete ihr eine medizinische Behandlung, um ihren Hormonspiegel an die Norm anzugleichen, und nannte diese Vorschrift eine »notwendige Diskriminierung«. Die Absurdität dieser Eingriffe wird deutlich, wenn man sich Kriterien jenseits der binären Geschlechtlichkeit anschaut. Es wurde noch nie ein besonders groß gewachsener Basketballspieler disqualifiziert oder ein Schachspieler, weil er einen höheren IQ hat, auch ein Sumo-Ringer wurde noch nie zum Abnehmen gezwungen, um an Wettkämpfen teilnehmen zu dürfen, argumentiert der Sportjournalist Leander Schaerlaeckens. <sup>[277]</sup> Die Leistung im Sport hängt von vielen Faktoren ab, die mit dem binären Geschlecht nicht allzu viel zu tun haben. Die unfaire Behandlung von Caster Semenya entlarvt den Trugschluss des binären Geschlechts, denn daran zeigt sich, dass das Geschlecht nicht so klar anhand der Genitalien, der Hormone oder der Chromosomen festgelegt werden kann und daher weder binär noch fixiert ist. Die Paralympics zeigen, dass Sportwettbewerbe auch jenseits der binären Geschlechtszugehörigkeit organisiert werden können.

Das Patriarchat verhindert, dass Frauen ihre Körper mit allen Sinnen bewohnen, indem versucht wird, ihre sexuelle Lust zu bändigen. Frauen wurde das Radfahren lange verboten, weil es sie sexuell erregen könnte. Nicht nur Sex, sondern auch Sport schafft eine Verbindung zum eigenen Körper. Wer trainiert und sich viel bewegt, spürt den eigenen Körper, kommt in ihm an und verbindet sich mit sich selbst, mit den eigenen Bedürfnissen und Lüsten, es entsteht ein gewaltiges Freiheitsgefühl – eine Bedrohung für die patriarchale Macht. Die Männer haben den Sport derart

kolonisiert und sich angeeignet, dass er vorrangig mit Wettbewerb, Selbstüberwindung und Leistung assoziiert wird. Dabei geht es beim Sport vor allem um die Wahrnehmung und Ertüchtigung des eigenen Körpers. Sport kann eine intime, sinnliche Erfahrung sein. Die patriarchale Gesellschaft will über die weiblichen Körper verfügen. Sie verweigert Frauen, ihre Körper als ihre eigenen zu erleben. Während die Körper von weißen Frauen für die Reproduktion der weißen »Rasse« zugerichtet wurden, wurden die Körper versklavter Schwarzer Frauen sowohl für die Produktion von Sklav\*innen als auch für ihre Arbeitskraft vereinnahmt. Die kulturelle Hinterlassenschaft der Sklaverei und des Kolonialismus ist heute noch spürbar, denn Schwarze Frauen und Frauen of Color erleben die Folgeschäden ihrer gewaltvollen Ausbeutung bis heute. Unsere Gesellschaft tut sich immer noch schwer damit, die körperliche Selbstbestimmung von Schwarzen Frauen und Frauen of Color als legitim zu sehen. Die *Hijabeuses*, muslimische Fußballerinnen mit Kopftuch, verkörpern dieses Phänomen. Im Januar 2022 erteilte der französische Senat ein Kopftuchverbot für muslimische Frauen im Fußball. Infolgedessen wurde Hunderten von Frauen der Zugang zum Fußballfeld und die Teilnahme an Fußballspielen verboten. Die betroffenen muslimischen Frauen, darunter viele Schwarze Frauen, organisierten sich und versuchten, gegen diese Diskriminierung zu kämpfen; bisher leider erfolglos.

### **Der Teufelskreis der Binarität**

Weiblichkeit [...] ist [...] die Kunst der Servilität [...], nur die Gewohnheit, sich als Unterlegene zu verhalten. Ein Zimmer betreten, sich umzusehen, ob Männer da sind, ihnen gefallen wollen. Nicht zu

laut sprechen. Sich nicht in entschiedenem Ton äußern. Sich nicht breitbeinig hinsetzen, um es bequem zu haben. Keinen autoritären Ton anschlagen. Nicht über Geld reden. Nicht die Macht übernehmen wollen. Sich nicht als Autorität aufspielen. Kein Prestige suchen. Nicht zu laut lachen. Selbst nicht zu lustig sein.

*Virginie Despentes, King Kong Theorie* <sup>[278]</sup>

Der deutsch-schweizerische Naturwissenschaftler Carl Vogt bestätigte Mitte des 19. Jahrhunderts die biologischen Unterschiede zwischen Frauen und Männern, und zwar bezüglich Anatomie, Physiologie, Temperament und Intellekt. Er behauptete, dass weiße Frauen in der zivilisatorischen Hierarchie »hinter weißen Männern zurückbleiben, wie primitive Menschen hinter Europäern zurückbleiben«. <sup>[279]</sup> Er belegte seine Theorie durch das Argument, dass die Schädel weißer Frauen stärker Schädeln Schwarzer Menschen ähnelten als denen weißer Männer. Eine seiner dubiosen Beobachtungen war, dass weiße Männer als Individuen einzigartig und unterschiedlich seien, während weiße Frauen generischer und weniger spezifisch seien – im Grunde austauschbar. Theorien zur angeborenen Unterschiedlichkeit zwischen Frauen und Männern wurden immer wieder als falsch bewiesen, <sup>[280]</sup> dennoch kursieren Mythen über Männer und Frauen als biologische Fakten, ohne dass diese durch stichhaltige, replizierbare Forschung belegt werden können. Dass Mädchen vorrangig mit Puppen und Jungs mit Autos spielen, ist nicht biologisch begründet. Das Gehirn entwickelt sich in Interaktion und mit Einfluss der äußeren Welt und ändert sich kontinuierlich im Laufe des Lebens. Die Biologie existiert nicht isoliert von der Gesellschaft. <sup>[281]</sup> Menschliches Verhalten ist immer zugleich biologisch und kulturell, wie sich auch an der Ernährung zeigen lässt. Dass wir uns ernähren, ist biologisch determiniert, aber wie wir uns

ernähren, ist kulturell bedingt. Die Tatsache, dass nur bestimmte Menschen (solche mit Uterus) Babys zur Welt bringen können, ist auch biologisch determiniert, aber von wem sie später erzogen werden und wie das Leben um dieses Baby herum organisiert wird, hat mit Biologie nichts zu tun, sondern ist das Ergebnis kultureller, politischer und wirtschaftlicher Prozesse. Zum Beispiel wurden Babys nicht unbedingt von der leiblichen Mutter gestillt, wie sich am Beispiel von Ammen zeigen lässt.

Die zahlreichen sozialen Fortschritte der vergangenen Jahrzehnte müssen gefeiert und dürfen nicht geleugnet werden. Die binäre Geschlechterordnung ist jedoch fast intakt geblieben. Frauen werden von der Wissenschaft nicht mehr explizit als unterlegen erklärt, aber die Andersartigkeit der Frauen bleibt ein zentrales Merkmal unserer Gesellschaft. Die Differenz zwischen den Geschlechtern wird gemeinhin als natürlich und selbstverständlich dargestellt. Die moderne Version der oben erwähnten Pseudowissenschaft des 18. und 19. Jahrhunderts liefert das weltbekannte Buch *Männer sind vom Mars, Frauen von der Venus*. Der Autor bleibt nicht bei der Natur als Begründung stehen, sondern liefert eine kosmische Erklärung für die unüberwindbaren Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Viele Frauen sind mit diesem Diskurs und dieser Differenz einverstanden, und sie richten ihre Weiblichkeit in Opposition zur aufgeführten Männlichkeit aus.

Wie bereits erwähnt, ist für die Philosophin Judith Butler Gender nicht in der Biologie verankert, sondern zeigt sich in unserem erlernten Verhalten. Mädchen wird beigebracht, nicht zu viel Platz einzunehmen, nicht zu laut und zu viel zu sprechen und die Beine beim Sitzen geschlossen zu halten. Jungs nehmen mehr Raum ein, sprechen lauter und auch vergleichsweise mehr; Wut ist bei ihnen akzeptiert, wird mitunter sogar gefördert. Das Geschlecht ist die Art und Weise, wie man sich zu anderen Menschen und

zur Welt verhält. Kinder, die als Jungen kategorisiert werden, lernen, sich in der Welt männlich zu verhalten, und diese Verhaltensweise ist sehr eng mit der Beherrschung von Mädchen und schwächeren Jungen verknüpft. Kinder, die als Mädchen sozialisiert werden, lernen, sich in der Welt weiblich zu verhalten. Diese Verhaltensweise verlangt von ihnen, dass sie sich selbst weniger wichtig nehmen als Jungen und Männer – und wie Untergebene verhalten. Frauen und Männer, die ihre Weiblichkeit und Männlichkeit besonders stark aufführen, verstärken ihr jeweiliges Gefühl, besonders männlich und feminin zu sein. Männlichkeit existiert vorrangig in Verbindung mit Weiblichkeit. Ohne die Andersartigkeit und Unterlegenheit der Frauen verliert die hegemoniale Männlichkeit ihre Bedeutung. Männer können sich durch Frauen mit maskulinem Verhalten, Kleidung und Haltung bedroht fühlen, weil es ihre aufgeführte Maskulinität schwächt.

Durch eine ähnliche Logik wird Feministinnen manchmal unterstellt, Männer ersetzen zu wollen. Frauen, die für das Wahlrecht kämpften, wurden pathologisiert und verteufelt, weil sie »männliche Gefühle und Aspirationen« zeigten. [282] Sind bürgerliche Rechte maskuline Gegenstände? Simone de Beauvoir bringt es auf den Punkt: Der Mann wird als menschliches Wesen definiert, während die Frau als weiblich definiert wird. Wann immer sie sich wie ein menschliches Wesen verhält, wird ihr vorgeworfen, sie versuche männlich zu sein.« [283]

Einmal wurde ich gefragt: »Ist es nicht langweilig, mit einer Person zusammen zu sein, die so ist wie du?« Nicht selten wird Homosexualität als narzisstische Liebe dargestellt, bei der sich die zwei Partner\*innen in ihr Spiegelbild verlieben. Ein solches Verständnis der queeren Liebe ist falsch,

weil Menschen auf ihr Geschlecht reduziert und alle anderen Facetten der Persönlichkeit ausgeblendet werden. Queere Liebe erweitert die Dimensionen von Menschen, jenseits von Männlichkeit und Weiblichkeit. Monique Wittig sagte 1980: »Lesben sind keine Frauen, weil sie dem alltäglichen Patriarchat im privaten Bereich durch heterosexuellen Sex, Hausarbeit, Kinderproduktion und finanzielle Abhängigkeit entgehen.« <sup>[284]</sup> Lesbien negieren diese Beziehung und damit auch einen ganzen wichtigen Teil der Identität »Frau«. Lesbien sind nach Wittig keine Frauen, weil die »Frau« außerhalb des heterosexuellen Regimes bedeutungslos ist. <sup>[285]</sup> Heute würde sie wahrscheinlich sagen »Lesben sind nichtbinär«.

In manchen queeren Kreisen werden trans Menschen, die als eindeutig »männlich« oder »weiblich« gelesen werden, als »binär« bezeichnet. Ihnen wird implizit vorgeworfen, den heteronormativen Binarismus zu verstärken. Mein Freund Idriss, der sich als trans maskulin bezeichnet, gab zu: »Wenn es nur an mir liegen würde, wäre ich einfach ›ich‹. Ich will wie ein ›Mann‹ aussehen, weil es in dieser binären Gesellschaft einfacher ist. Ich kann es besser aushalten, als wie eine ›Frau‹ gelesen zu werden.« Die Psychologin Bre Starr, die sich als trans Frau identifiziert, spricht von dieser Ambivalenz und dem enormen psychologischen Druck, dem trans Menschen ausgesetzt sind: <sup>[286]</sup>

»Ich habe nicht darum gebeten, Transgender zu sein, ihr habt mir  
gesagt, ich sei es  
Ihr habt mir gesagt, ich sei anders, ihr habt mir gesagt, ich gehöre nicht  
dazu  
Ihr habt mir gesagt, dass Mädchen mit Puppen spielen und Jungs mit  
Autos

Ihr habt mir gesagt, dass ich eine Frau sein wollen muss  
Ihr habt mir gesagt, dass ich meinen Namen ändern muss, damit ihr ihn  
respektiert  
Ihr habt mir gesagt, dass ihr solche Leute nicht einstellt  
Ihr habt mir gesagt, dass ich mich für eine Seite entscheiden müsse,  
dass ich nicht beides sein könne, dass ich eins oder das andere sein  
müsse  
Das habt ihr mir gesagt, ihr habt mir gesagt, benimm dich wie ein  
Mädchen  
Ich habe euch gesagt, dass ich mich nicht wie irgendwer benehme, ich  
bin wie ich bin  
Jetzt maßt ihr euch an, mir zu sagen, dass ich verrückt bin, weil  
ich versuche, meine Wahrheit nach euren Regeln zu leben.«

Die binäre Geschlechterordnung macht von allen Seiten Druck. Sie zwingt Menschen in enge Rahmen, die kaum auszuhalten sind. Das Spektrum der trans-und nichtbinären Erfahrungen verdeutlicht die verschiedenen Geschlechtsidentitäten, die sich nicht sauber in eine Mann/Frau-oder cis/trans-Binarität einordnen lassen. Wir müssen diese beiden binären Rahmen sprengen, um die Realität der Geschlechtervielfalt widerzuspiegeln.

## 9 Was ist mit der gleichgeschlechtlichen Ehe?

Beim Scrollen auf Instagram sah ich einen Post, in dem ein lesbisches Pärchen aus meinem Bekanntenkreis, Amina und Esther, eine frohe Botschaft verkündete: »Frisch verlobt! An sie gebunden, nicht nur durch Liebe, sondern auch durch das Gesetz. Wir können jetzt alle Vorteile nutzen, die dieses Gesetz bietet und die es bis vor viereinhalb Jahren für Menschen wie uns nicht gab.« Ich freute mich sehr für die beiden und malte mir ihre stilvollen Hochzeitsoutfits und die coole Party aus. Hoffentlich laden sie mich ein, dachte ich. Aber nach einer kurzen Weile kam mir in den Sinn, wie schön es wäre, wenn es einfach nur eine schöne Party geben könnte, ohne Standesamt und offizielle Papiere. Wie wäre es, wenn es anstelle einer Eheschließung andere Wege gäbe, um die Liebe zu bekunden?

Die Ehe ist das Maß aller Dinge und der Maßstab für die romantische Liebe. Der Kampf von Teilen der LGBTQI+ Community, heiraten zu dürfen, basiert auf einem legitimen Bedürfnis: Anerkennung und dieselben Rechte wie heterosexuelle Menschen zu bekommen. Doch dieselben Rechte zu haben, bedeutet gleichzeitig, sich in die heterosexuelle Norm einzugliedern. Haben queere Paare wirklich etwas davon? Hat die gleichgeschlechtliche Ehe wirklich zu sozialem Fortschritt und mehr Rechten, Freiheit und Akzeptanz für die queere Community beigetragen?

Ich staune, dass mein Sohn noch kein Konzept von Heterosexualität und Homosexualität hat, obwohl er von vielen queeren Menschen und Regenbogenfamilien umgeben ist. Er weiß nur, dass Erwachsene sich in andere Erwachsene verlieben und zusammen Kinder großziehen können, unabhängig vom Geschlecht. Er weiß auch, dass die Liebe zwischen Eltern und ihren Kindern sowie unter Kindern in der Familie über die biologische Verwandtschaft hinausgeht. Eine solche Erweiterung des Familienbilds haben wir unter anderem der gleichgeschlechtlichen Ehe zu verdanken. Doch die soziale Norm der Paarbeziehung, der Familie und der Liebe wurde nur bedingt erschüttert, weil queere Paare und Familien lediglich an die heterosexuelle Norm assimiliert wurden. Im Gegensatz zur verbreiteten Annahme hat die gleichgeschlechtliche Ehe die Homophobie nicht ausgeradiert, ganz im Gegenteil. Als ich eine Universität in Deutschland beriet und das Thema Homophobie ansprach, sagte der Dekan: »Das Thema können wir jetzt überspringen, hier gibt es keine Homophobie mehr.« Heterosexuelle Menschen denken oft, Homophobie sei von gestern oder käme nur in ausgeprägt patriarchalen Milieus vor, besonders bei Muslim\*innen. Dem ist aber nicht so. Nach der Legalisierung der gleichgeschlechtlichen Ehe nahm die homo-und transfeindliche Gewalt in Deutschland stark zu – vorwiegend verübt von rechtsextremen Menschen. [\[287\]](#)

Queere Paare wurden von der Ehe bis vor Kurzem ausgeschlossen, aber queere Individuen werden nach wie vor – nicht selten mittels sozialem und familiärem Druck – dazu genötigt, in heterosexuellen Ehen zu leben. Innerhalb der queeren Community haben Schwule, Lesben und Bisexuelle Strategien und Arrangements gefunden, um ihre Liebe auch innerhalb einer heterosexuellen Ehe auszuleben. Es wäre daher falsch zu behaupten, dass queere Menschen mit der Ehe bisher nichts zu tun hatten. Durch die

Legalisierung der gleichgeschlechtlichen Ehe wurde es ihnen ermöglicht, in queeren Ehen zu leben, und das ist neu. Queere Menschen wollen heiraten, weil sie an der gesellschaftlichen Anerkennung, der Romantik und der Familiengründung, mit denen die Ehe so eng verbunden ist, teilhaben wollen. Für die meisten Menschen gehört die Familiengründung zu einem erfüllten Leben. Queere Menschen wie Amina und Esther heiraten auch, um die wirtschaftlichen Vorteile, die rechtliche und emotionale Sicherheit und die schützende Struktur, die die Ehe bietet, zu nutzen.

Es ist bestürzend, dass bis vor nicht allzu langer Zeit queere Menschen strafrechtlich streng reglementiert und zu langen Gefängnisstrafen verurteilt wurden, wenn sie Sex hatten oder beim Crossdressing gesehen wurden, und dass diese staatliche Verfolgung im Massenmord von queeren Menschen in der NS-Zeit kulminierte. Umso erstaunlicher, dass drei Generationen später die queere Gemeinschaft den Staat ihr romantisches Leben erneut regeln lässt. Denn wenn Menschen heiraten, erwirbt der Staat ein rechtliches Interesse an ihrer Beziehung. Wie die lesbische Juristin Katherine Franke sagt: »Man würde meinen, wir hätten uns gern eine kleine Pause vom Staat genommen. Lasst uns allein, während wir herausfinden, was es bedeutet, frei zu sein«, und sie ergänzt: »Während ich anerkenne, warum die Ehe für einige Mitglieder der schwulen und lesbischen Community von so großer Bedeutung ist, hätte ich es vorgezogen, wenn wir als Community kurz innegehalten hätten, bevor wir so viel in den staatlichen Segen investiert hätten, der Beziehungen für legitim erklärt«. <sup>[288]</sup> Es ist fast so, als würde man in dem Gefängnis leben wollen, in das man eingesperrt war, sobald man frei ist. In der kurzen Zeit, als Homosexualität weder unter Strafe stand noch durch die Ehe reguliert war, konnten queere Menschen die Möglichkeiten erforschen, die eine »gesetzlose Homosexualität« erlaubt.

## **Neues Image der Schwulen: Von »deviant« zu »normal«**

Bis 1990 wurden Schwule, Lesben und bisexuelle Menschen von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) als psychisch krank klassifiziert. In Deutschland wurden erst vor Kurzem, nämlich 2020, sogenannte Konversionstherapien zur vermeintlichen »Heilung« von Homosexualität, die weltweit bei Hunderttausenden von Menschen langfristigen psychischen und emotionalen Schaden verursachten, verboten. Lesben, Schwule, Bisexuelle, queere und trans Menschen erleiden seit Jahrhunderten eine eklatante Gewalt, sowohl innerhalb von Familien als auch in Schulen, bei der Arbeit, durch die Polizei und in allen gesellschaftlichen Sphären. Die Lebens- und Familienformen, die queere Menschen bisher außerhalb der traditionellen Ehe entwickelt haben, wurden von der Mehrheitsgesellschaft als deviant, ungesund und unnatürlich betrachtet.

Queere Menschen werden von Teilen der Gesellschaft noch heute als Gefahr betrachtet und mit negativen und herabwürdigenden Stereotypen konfrontiert. LGBTQI+-Menschen rütteln durch ihre subversive Liebe und alternative Lebensformen an gesellschaftlichen Normen und der Institution der Ehe. Am Ende ist es einfacher, diese Gefahr in Schach zu halten, wenn queere Menschen an die patriarchalen Normen assimiliert werden, als wenn sie frei sind, ihr Leben und ihre Beziehungsformen jenseits des gesetzlichen Rahmens zu entfalten.

Seit der Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe fungiert der Trauschein als eine Art Berechtigungsnachweis für queere Paare. Er bestätigt die Legitimität und die Qualität der Beziehung des Paares und berechtigt es zu einer Vielzahl von sozialen, rechtlichen und wirtschaftlichen Vorteilen. Die soziale Bedeutung der Ehe wurde durch Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe verstärkt, indem die staatliche

Anerkennung der intimen Beziehung zwischen Erwachsenen weiter ausgedehnt und normiert wurde. Die Ehe wurde als der erhabenste Rahmen für die Entfaltung des Selbst und als eine der grundlegendsten Institutionen einer »zivilisierten«, progressiven Gesellschaft aufgewertet. Die Erweiterung der Ehe auf die LGBTQI+-Community hat die Institution der Ehe verstärkt und nicht abgeschwächt, wie es von homophoben Stimmen behauptet wird. Als unerwartete Folge der Kampagne für die gleichgeschlechtliche Ehe verleiht die Ehe verheirateten queeren Paaren Respekt und Würde. So entstanden neue Trennlinien innerhalb von queeren Communitys: Auf der »guten« Seite stehen die Verheirateten, die als gesellschaftlich respektabel gelten, auf der »schlechten« Seite diejenigen, die sich nicht an die heterosexuelle Norm anpassen und darum weiterhin als abweichend betrachtet werden. [289]

Der Begriff der Homonormativität beschreibt die Privilegierung heteronormativer Ideale und Konstrukte für die LGBTQI+-Kultur und -Identität. Sie basiert auf der Annahme, dass heterosexuelle Normen und Werte unter queeren Menschen reproduziert und umgesetzt werden sollten. Die Anthropologin Gayle Rubin, die 1975 als erste Person die Unterscheidung zwischen Sex und Gender theorisierte, entwickelte das Konzept der »Sex-Hierarchie«, um zwischen »respektablem Sex« und »deviantem Sex« zu unterscheiden, das die soziale Akzeptanz von unterschiedlichen Formen homosexuellen Verhaltens bedingt. So werden Paare, die sich am stärksten der heterosexuellen Norm anpassen, als würdig für soziale Akzeptanz betrachtet, nämlich stabile, monogame, langlebige, gutverdienende homosexuelle cis Paare aus der Mittelschicht. [290] Diese Art der Akzeptanz ist voraussetzungsreich und prekär, da das Stigma lediglich verschoben wird: Akzeptiert werden nur diejenigen, die sich so wie Heteros verhalten. Wer aber der Norm widersteht, wird nicht akzeptiert. Von

queeren Paaren wird sogar erwartet, dass sie die Normen und Pflichten der Ehe noch höher halten als die Heteros. Ein befreundetes queeres Paar musste sich bei seiner Scheidung von der Richterin anhören: »Es hat sich wohl nicht gelohnt, um die Ehe zu bitten, wenn man sich dann ein paar Jahre später scheiden lässt ...«

Die Sehnsucht nach staatlicher Anerkennung ist in Traumata und Unterdrückung verwurzelt. Die Unterdrückten bitten ihre Unterdrücker\*innen um Bestätigung, Liebe und Anerkennung, anstatt das Bedürfnis loszulassen, von denen gesehen und geachtet zu werden, die sie entmenschlicht, ausgeschlossen und auch getötet haben. Sie machen ihren Selbstwert von den Unterdrücker\*innen abhängig und geben ihnen noch mehr Macht, als sie sowieso schon haben. Stützt sich eine politische Strategie darauf, dass marginalisierte Menschen vom Staat als anerkennungswürdig betrachtet werden, bleibt das Instrumentarium beschränkt. Grundlegende Normen können nicht verändert oder gerechter gemacht werden, solange bestimmte Lebensweisen höher bewertet werden als andere. Anstatt mehr Menschen in die existierenden Normen einzuschließen, sollten wir zuerst versuchen, diese Normen zu hinterfragen und gegebenenfalls zu verändern oder gar abzuschaffen. So können wir zu einer Revolution der Liebe gelangen.

Durch die Kampagne für die gleichgeschlechtliche Ehe kam es in der LGBTQI+-Bewegung zu einem Paradigmenwechsel: Der radikale Widerstand gegen heteronormative Unterdrückung wurde vorübergehend aufgegeben. Fortan ging es darum, sich an Heterosexuelle zu assimilieren, sozial akzeptiert sowie integriert zu werden, um in der »Normalität« anzukommen. <sup>[291]</sup> Anstatt die Diskriminierung zu bekämpfen, versuchten konservative Teile der LGBTQI+-Bewegung, sich der heterosexuellen Norm anzupassen, um als »fast« heterosexuell angesehen zu werden. Das

ist ungefähr so, als würden Schwarze dafür kämpfen, als weiß angesehen zu werden, anstatt Rassismus zu bekämpfen. Die mediale Darstellung von Schwulen, Lesben und bisexuellen Menschen, die die heterosexuelle Normalität nachahmen und die dominante Geschlechterordnung nicht zerbrechen, hatte zwei Effekte: Einerseits wurden homonormative Schwule und Lesben stärker sozial akzeptiert, andererseits wurden queere und trans Menschen, die sich diesen Normen nicht anpassen, noch mehr marginalisiert. [292] In diesem Kontext wurde das Recht auf Ehe durch eine gezielte Strategie seitens konservativer Teile der LGBTQI+- Bewegung der radikalen Neugestaltung der Bedeutung von Homosexualität erreicht. Dazu gehörte ein neues Konzept der Homosexualität, das sich eher an einem Status und einer stabilen Identität als an sexuellen Handlungen orientierte. Wie Katherine Franke unverblümt sagt: »Um Homosexualität einen neuen Ruf zu verpassen, wurde die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit von den Genitalien zum Herz gelenkt, aus dem Gebüsch an den Küchentisch, von der Geilheit zur Elternschaft und von der Sünde zum Sakrament«. [293] Der Sex wurde also aus der Homosexualität herausgelöst – damit konnte auch die Aufmerksamkeit weg von der HIV/AIDS-Pandemie gelenkt werden. Es ging nicht mehr um das Recht auf nichtnormative Sexualität, sondern um die Würde der Rainbow-Familien, aufgrund ihrer Ähnlichkeit zu heterosexuellen Kernfamilien. Dieses neue Framing war unglaublich erfolgreich und führte zur Entstigmatisierung gleichgeschlechtlicher Paare und Familien, die heterosexuellen Familien ähnelten. Kampagnen für die gleichgeschlechtliche Ehe sorgten dafür, queere Paare und Familien nicht länger als minderwertig, unnatürlich und deviant zu bezeichnen. An sich eine gute Sache, aber indem die Ehe als Lösung betrachtet wurde, verlagerte sich die Bezeichnung »deviant« auf andere marginalisierte Menschen. Die Ehe etablierte eine Hierarchie unter queeren Menschen, die

vorher zwar vorhanden, aber nicht institutionalisiert war. Die LGBTQI+-Gemeinschaft in den USA hat bereits erlebt, wie das Ehe- und Strafrecht genutzt wurde, um die »guten« von den »schlechten« Schwulen zu trennen. Mehrere prominente konservative Befürworter innerhalb der Schwulenbewegung in den USA drängten darauf, dass gleichgeschlechtliche Paare legal heiraten dürfen, um so die von ihnen verabscheuten unzüchtigen Sexualpraktiken und Promiskuität unter Schwulen zu »zivilisieren«. Ihrer Meinung nach hängt der Ruf der Schwulen in der Bevölkerung davon ab, ob sich queere Paare »benehmen« können und an die Regeln der Ehe halten. <sup>[294]</sup> Um die Notwendigkeit der Ehe zu unterstreichen, mussten die US-amerikanischen Befürworter\*innen der gleichgeschlechtlichen Ehe andere Formen nichtehelicher Beziehungen und Familien abwerten sowie andere gesellschaftliche Gruppen als problematisch darstellen, etwa die Schwarze Community.

Die Kampagnen für die gleichgeschlechtliche Ehe in den USA waren durch prominente Gerichtsklagen gekennzeichnet und hatten einen globalen Einfluss. Dass sie so erfolgreich waren, liegt daran, dass sie überwiegend von weißen, wohlhabenden, cis Schwulen geleitet wurden – Identitäten mit gesellschaftlicher Macht. Das Recht auf Ehe hatte nur für die meistprivilegierten Menschen der LGBTQI+-Community eine Priorität. Queers aus der Arbeiter\*innenklasse, nichtweiße sowie behinderte Menschen aus der LGBTQI+-Community haben andere Sorgen, zum Beispiel Rassismus, Wohnungslosigkeit, Polizeigewalt, Armut sowie Ableismus, physische und sexualisierte Gewalt – allesamt Probleme, die immer noch wirken und in den Hintergrund gerückt sind. Durch die Hypersichtbarkeit der Kampagnen für die gleichgeschlechtliche Ehe wurde die Figur der weißen, verheirateten, monogamen Schwulen und Lesben aus der Mittelschicht zum repräsentativen Bild der Community erhoben.

Die Bewegung für die gleichgeschlechtliche Ehe stützt sich auf weiße, männliche Privilegien und Klassenprivilegien und hat so den positiven Wandel in der Bedeutung der schwulen und lesbischen Identität erzeugt. Wenn Richter\*innen, politische Entscheidungsträger\*innen oder die Medien davon überzeugt sind, dass Schwule und Lesben Heterosexuellen hinreichend ähnlich sind, beruht diese Anerkennung der »gemeinsamen« Identität auf einem ausgegrenzten Antagonisten: dem Gespenst queerer Paare, die sich nicht angleichen. [295] Schwarze Menschen, Muslim\*innen, Migrant\*innen und People of Color sind davon ausgeschlossen. Diese Art der impliziten politischen Allianz wird als *Homonationalismus* bezeichnet. Er beschreibt die Prozesse, mit denen konservative politische Parteien sich den Forderungen nach mehr Sicherheit und Akzeptanz der LGBTQI+-Gemeinschaft anschließen, um rassistische und einwanderungsfeindliche Positionen zu rechtfertigen. Ins Blickfeld geraten hier vor allem Menschen muslimischen Glaubens. Die Parteien stützen sich auf Vorurteile, dass Migrant\*innen homophob sind und die westliche Gesellschaft egalitär ist. [296] So werden von konservativen Parteien zunehmend das Recht auf sexuelle Vielfalt und LGBTQI+-Rechte als Argumente vorgeschoben, um politische Positionen gegen Einwanderung zu untermauern.

## **Vom Recht zu heiraten zur Heiratspflicht**

Die Ehe umfasst eine Vielzahl von Rechten und Pflichten, etwa Erbrecht, Vertragsrecht und rechtliche Vertretung, Abstammungsrecht und (gemeinsame) Adoption, Aufenthaltsrecht, Steuerrecht, Versicherungswesen und nicht zuletzt das Namensrecht für die Partner\*innen selbst wie auch deren Kinder. Als die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare geöffnet wurde,

wurden ihnen vom Staat in all diesen Punkten die gleichen Rechte gewährt, mit der wichtigen Ausnahme des Abstammungsrecht. Verheiratete Paare ohne cis Mann (etwa lesbische Paare mit cis Frauen, trans Männern und nichtbinäre Personen, die im Personenstand als weiblich eingetragen sind), werden nicht automatisch als Eltern ihrer Kinder anerkannt, wie es für heterosexuelle Paare der Fall ist.

Die Übertragung der Rechte auf queere Paare ist nicht nur unvollständig, sondern sie führt in vielen Fällen zu einem Anpassungsdruck. Wenn queere Menschen heiraten, werden sie dazu gebracht, heterosexuelle Normen und Rollen anzunehmen. Können die vorgegebenen Rollen der Ehe – Ehemann und Ehefrau – auf Schwule, Lesben und nichtbinäre Menschen in einer Weise übertragen werden, die flexibel genug ist, um neue Rollen und Konstellationen aufzunehmen, sodass die heterosexuellen patriarchalen Geschlechterrollen gesprengt werden? Bisher leider nicht. Denn die rechtlichen Regeln der Ehe und bei einer Scheidung beruhen auf der strukturellen Ungleichheit zwischen Frauen und Männern in heterosexuellen Beziehungen. Queere Paare, die besonders darauf bedacht sind, nicht in heteronormative Muster abzugleiten, achten darauf, ob sie diese Rollen nach ihrer Heirat möglicherweise reproduzieren. Meine verheirateten Freundinnen Alisson und Jada haben sich entschieden, jeweils eine Schwangerschaft auszutragen, um den heteronormativen Regeln der Ehe entgegenzuwirken, die Paare mit »traditioneller« Rollenverteilung belohnen. Nicht jedes queere Paar ist sich dieser Fallen der heteronormativen Gesetze bewusst und kann leicht in finanzielle und Macht-Ungleichheit abrutschen, wenn es seine Beziehung so heteronormativ gestaltet. Für manche queere Paare bieten die Regeln der Ehe genau das, was sie wollen: monogam und heteronormativ leben, ihre Finanzen zusammenlegen, rechtlich als Ehepartner\*in für

Versicherungen und andere Leistungen anerkannt werden. Dazu gehören noch die Aufteilung des Vermögens und die Unterhaltspflicht oder andere finanzielle Unterstützung, falls das Paar sich scheiden lässt. Andere finden sich darin nicht wieder. Viele queere Paare haben das Gefühl, dass die Scheidungsregeln, die Struktur, die Werte und Bedürfnisse einer Ehe ihrer Beziehung nicht gerecht werden. Im Gegensatz zu heterosexuellen Paaren werden die Beziehungen gleichgeschlechtlicher Paare nicht von patriarchaler Ungleichheit strukturiert. Das soll nicht heißen, dass es in diesen Beziehungen keine anderen Formen der Ungleichheit oder Unterdrückung gibt, sondern dass die grundlegende Ungleichheit der Geschlechter in heterosexuellen Ehen hier nicht vorliegt.

Manche queere Paare passen sich an die traditionellen Geschlechterrollen an: Eine Person in der Beziehung übernimmt die »männliche« Rolle und die andere die »weibliche«. Der Geschlechtsausdruck der Menschen geht jedoch nicht automatisch mit einer Anpassung an die sozialen Rollen einher. Lesbische Beziehungen zwischen Femme (mit einem ›femininen‹ Geschlechtsausdruck) und Butch (mit einem ›maskulinen‹ Geschlechtsausdruck) entsprechen nicht automatisch den mit Weiblichkeit und Männlichkeit verbundenen Geschlechterrollen. Die Femme ist nicht zwangsläufig diejenige, die kocht, die emotionale Arbeit leistet und sich um die Kinder kümmert, und die Butch diejenige, die das Geld verdient und Zigarre rauchend die Zeitung im Sessel liest. Geschlecht wird in queeren Beziehungen auf viel komplexere und freiere Weise verhandelt, ausgedrückt und gelebt als in heterosexuellen Beziehungen. Die Ehe wird diesen Nuancen nicht gerecht.

Viele queere Paare freuten sich über die den Ehegesetzen innewohnende Möglichkeit, wirtschaftliche Sicherheit für die weniger wohlhabende Person in der Partnerschaft zu schaffen. Sie sahen in der Ehe ein Mittel,

wirtschaftliche Ungleichheiten zu beseitigen. Doch durch die Eheschließung können solche Ungleichheiten verschärft werden und sich zu einer Machtdynamik entwickeln, die vorher nicht vorhanden war. Die frisch verlobten und bald verheirateten Amina und Esther werden sicherlich Zugang zu Vorteilen erhalten, aber diese sind qua Gesetz an die Partnerin gebunden. Sie werden die Vorteile verlieren, wenn ihre Ehe auseinandergeht, und vielleicht werden sie zögern, die Beziehung zu beenden oder Konflikte vermeiden, aus Angst, diese Vorteile zu verlieren. Für Heterofrauen ist dies eine vertraute Geschichte, aber Lesben und Schwule sind durch die Ehe zum ersten Mal mit einer neuen Form der wirtschaftlichen und rechtlichen Abhängigkeit konfrontiert, die ein neues Machtungleichgewicht in queeren Beziehungen produziert. Ähnlich wie Migrant\*innen und Geflüchtete für Aufenthaltsrechte auf die Ehe angewiesen sind, kann das Recht auf Eheschließung für queere Menschen in einen gesellschaftlichen Zwang zur Heirat umschlagen.

Die Ehe etabliert in queeren Gemeinschaften eine übergeordnete Norm, der alle entsprechen müssen. Wer sich nicht anpasst, wird für die erlittene Diskriminierung und Schwierigkeiten selbst verantwortlich gemacht. Die Ehe verleiht also die Illusion, es gäbe keine Diskriminierung mehr, unsere Gesellschaft hätte Homophobie und Heterosexismus überwunden und gleiche Rechte für alle erreicht. Doch die Homo-Ehe birgt eine Gefahr. Sie verstärkt die Erwartung, dass alle queeren Menschen den traditionellen Vorstellungen von Partnerschaft und Familie folgen. Als unbeabsichtigtes Resultat kann dadurch das Leben von queeren Menschen in nicht traditionellen Beziehungen prekärer werden. Wie die Rechtswissenschaftlerin Katherine Franke richtig warnt, drohen durch die gleichgeschlechtliche Ehe die Rechte von Paaren in nichtehelichen Familien zu verschwinden. Die Gerichte könnten argumentieren: »Ihr hättet

ja heiraten können. Da ihr das nicht getan habt, werden wir nicht anerkennen, dass ihr irgendeine Art von alternativer Familienbeziehung habt oder schaffen könnt, die rechtlich durchsetzbar ist.« Die Ehe führt dazu, dass Grenzen gezogen werden zwischen denen, die als »echte Familie« zu behandeln sind, und denen, die rechtlich Fremde sind. Zum Beispiel will Deutschland die Elternschaft für queere Paare ohne cis Männer nur für verheiratete Paare anerkennen, was de facto zu einer Heiratspflicht für Paare mit Kinderwunsch führt. Im Moment leben viele queere, trans und nichtbinäre Eltern und Mütter in rechtlicher Unsicherheit, weil sie nicht als Eltern ihrer Kinder anerkannt werden. [297] Queere Menschen drängen das Rechtssystem und die Gesellschaft dazu, über ein traditionelles Familienkonzept hinauszugehen. Sie fordern Kitas und Schulen, Krankenhäuser, das Sozialsystem und die Gerichte heraus, anzuerkennen, dass Kinder queere Eltern und auch mehr als zwei wichtige Erwachsene in ihrem Leben haben können. Das lässt uns neu darüber nachdenken und justieren, was wir unter Familie und Elternschaft verstehen und wie mit nichtheterosexuellen, nichtmonogamen Familien umgegangen wird. Die rechtliche Lage ist fernab der Realität vieler queerer Familien und ignoriert die Tatsache, dass Menschen Wege außerhalb des formalen gesetzlichen Rahmens gefunden haben. Das folgende Beispiel illustriert diesen Punkt sehr gut. Meine lesbischen Freundinnen Tara und Leah haben ein Kind, für das sie beide biologische Mütter sind: Tara gab die Eizelle, die Leah in Spanien eingepflanzt wurde. Obwohl auch Tara biologische Mutter ist, musste sie ihr eigenes Kind adoptieren. Queere Menschen, auch wenn sie verheiratet sind, erfahren demnach spezifische Formen von Diskriminierung, vor allem mit Blick auf das Abstammungsrecht. Gesetze sollten sich an die tatsächlichen Lebensformen anpassen und nicht umgekehrt. Mit der Einführung der Homo-Ehe passierte das Gegenteil.

Der Ausschluss von queeren Paaren aus der Ehe hat ihnen lange das Recht auf Familie verweigert. Das hat für die gesamte queere Gemeinschaft enorme Konsequenzen, von denen selten gesprochen wird. Ihr fehlen Geschichte, Kultur und Wissen, die von Generation zu Generation weitergegeben werden. Queere Menschen müssen sich immer wieder neu erfinden, weil die intergenerationellen Kontinuitäten gebrochen werden. Sie können schlecht ihre Geschichte überliefern, wenn ihre Existenz im Schatten verborgen wird und sie so lange keine Familien gründen durften oder ihre Kinder innerhalb von Scheinheterofamilien großziehen mussten. Das Recht auf Familie von der Ehe abhängig zu machen, verleiht dem Staat mehr Kontrolle über die Familien. Im Laufe der Geschichte wurde die Familienstruktur von Unterdrückten immer wieder bewusst zerstört, um sie zu schwächen und besser zu überwachen. Die Familien der nordamerikanischen Ureinwohner wurden durch Assimilationskampagnen gewaltvoll getrennt, versklavte Babys und Kinder wurden systematisch ihren Müttern weggenommen. In der NS-Zeit wurden im Zuge des Genozids Familien von Juden und Jüdinnen, Rom\*nja und Sint\*ezza und auch von behinderten und LGBTQI+-Menschen systematisch separiert. Heute erleiden Millionen Migrant\*innen und geflüchtete Menschen immensen emotionalen Schmerz, weil sie durch eine restriktive Grenz- und Einwanderungspolitik von ihren Kindern, Partner\*innen und Lieben getrennt sind. Zahllose Familien, überwiegend nicht weiß und verarmt, werden durch ein klassistisches und rassistisches Gefängnisssystem zerrissen. Die Logik der Unterdrückung wiederholt sich bei allen unterdrückten Gruppen.

## **Eine verpasste Chance, die Ehe abzuschaffen**

Es gibt für queere Menschen nichts Verständlicheres als den Wunsch, die gleichen Privilegien wie Heteropaare zu genießen. Ich selbst bin nach wie vor eine große Romantikerin und träume manchmal von meiner queeren Hochzeit. Aber wurden die Interessen und Situation der LGBTQI+-Gemeinschaft durch die Ehe vorangebracht? Hat sie zur Schwächung des Heteropatriarchats beigetragen? Auch wenn Homosexualität gesellschaftlich dadurch stärker akzeptiert wird, kann die Ehe nicht vor Diskriminierung und Gewalt schützen. Denn auch wenn – oder gerade weil – die allgemeine Akzeptanz gestiegen ist, hat die Gewalt aus gezielten Kreisen zugenommen.

Anstatt gegen die Diskriminierung aufgrund ihres nichtverheirateten Status zu kämpfen, beharren konservative Teile der Community darauf, Gleichheit und Würde lediglich durch die Ehe zu erlangen. Unverheiratete queere Paare werden in einer Art und Weise benachteiligt, die manche heterosexuelle Singles und nichtverheiratete und nichtmonogame heterosexuelle Menschen teilweise betrifft. Warum haben wir nicht versucht, die mit der Ehe verbundenen Privilegien, die vorrangig heterosexuelle Männer bevorzugen, einfach abzuschaffen, anstatt die Unverletzlichkeit der Ehe unangetastet zu lassen? Anstatt den Filter für den Zugang zu Rechten loszuwerden, wurde er lediglich erweitert, um mehr Menschen einzubeziehen. Wenn wir fordern, dass monogame queere Paare wie heterosexuelle Paare behandelt werden, wird die Ehe weiterhin als überlegene Norm hingenommen. Die Ehe bleibt die einzige Beziehung, die zählt.

Dass queere Menschen nicht heiraten durften, war ein konstitutives Element ihrer rechtlichen, sozialen und politischen Unterdrückung.

Gleichzeitig ermöglichte das Leben außerhalb der Ehe eine Art Freiheit, alternative Formen der Bindung, Familie und Liebe zu entwickeln. Schwule, Bisexuelle und Lesben haben kreative Familienformen gegründet und neuartige Beziehungen gelebt, in denen Freundschaft, Verwandtschaft, Liebe und Community in einer Weise miteinander verbunden sind, die weit über die engen Grenzen der Ehe und der Kernfamilie hinausgehen. In den vergangenen vierzig Jahren lebten viele Lesben, Bisexuelle und Schwule häufig in autonomen, selbstorganisierten Kommunen, die als Wahlfamilien fungierten. Wenn sie Kinder in ihrem Leben haben wollten, gründeten sie bewusst komplexe Familien, statt einer traditionellen Kernfamilie nachzueifern, motiviert von der Vorstellung, dass ein großflächiges Beziehungsnetz das Wohl ihrer Kinder stärken wird. Die Vielfalt der Beziehungen queerer Menschen ist ein Symptom ihres Ausschlusses von der Ehe. Dadurch wird aber auch eine Art intime und sexuelle Freiheit und Improvisation möglich, weil die Zwänge der Ehe nicht wirken können. In queeren Communitys sind Patchwork-Konstellationen und Poly-Beziehungen seit Langem weit verbreitete Lebensformen. Die Erfahrungen queerer Menschen zeigen uns, wie die Gesellschaft ohne die Ehe aussehen könnte. [298] Welche Möglichkeiten eröffnen sich, wenn die Ehe nicht mehr Liebe, Familie und Verwandtschaft strukturiert? Wenn sie nicht mehr als »dysfunktional«, »unnatürlich« oder »pathologisch« bezeichnet würden, könnten dann die queeren nichtehelichen Lebens- und Familienformen als wertvolle, wenn nicht gar vorzuziehende Alternativen zur Ehe und Kernfamilie gewürdigt und erhalten werden?

Nicht nur queere Menschen, sondern auch andere marginalisierte Communitys ohne staatlichen Schutz haben alternative Systeme der Unterstützung entwickelt. Das ist nötig, um die schädlichen Effekte von Armut, Rassismus, restriktiver Grenzpolitik, Polizeigewalt und weiterer

kollektiver Schwierigkeiten aufzufangen, denen sie ausgesetzt sind. Robuste Communitys können das viel besser als die Kernfamilie. Sexuelle und romantische Beziehungen müssen nicht zwangsläufig mit Elternschaft verknüpft sein. Schließlich muss die Person, mit der man Sex hat, nicht unbedingt diejenige sein, mit der man Kinder großzieht. <sup>[299]</sup> Die Elternschaftsrechte von der Ehe abhängig zu machen, läuft deshalb oft der Lebensrealität vieler Menschen zuwider. In vielen queeren Communitys werden die Aufgaben und Rollen, die in Kernfamilien von Mutter und Vater erfüllt werden, auf mehrere Erwachsene und Haushalte verteilt. Materiell für ein Kind zu sorgen, ihm Grenzen zu setzen, ihm alle möglichen Sachen beizubringen, als Vorbild zu fungieren, es zu trösten, Ratschläge und emotionale Unterstützung zu geben, muss nicht die alleinige Verantwortung der biologischen Eltern sein. Diese Rollen können komplementär sein und von verschiedenen Erwachsenen übernommen werden. Eine solche Aufgaben- und Rollenaufteilung zieht unterschiedliche Rechte und Pflichten gegenüber dem Kind und den anderen Erwachsenen nach sich und ist viel komplexer und nuancierter als die Art und Weise, wie die Eltern-Kind-Beziehung im Abstammungs- und Familienrecht geregelt ist. Bis vor Kurzem durfte ein Kind nur zwei legale Elternteile haben, sie trugen die volle rechtliche Verantwortung für das Kind. Alle anderen Menschen, die im Leben des Kindes auch eine Rolle spielen – etwa Stiefeltern, Partner\*innen der biologischen Eltern, Tanten, Onkel, Freund\*innen, Großeltern – sind rechtlich gesehen Fremde und haben keinen Anspruch auf Umgangsrecht oder Teilhabe an wichtigen Entscheidungen, die das Kind betreffen. Für die Menschen, die in Kernfamilien organisiert sind, ist das absolut sinnvoll und ich kann mir vorstellen, dass viele Eltern erleichtert sind, dass die Oma kein gesetzliches Mitspracherecht zur Erziehung der Enkelkinder hat. Für Menschen, die außerhalb der heterosexuellen

Kernfamilienstruktur leben, in Communitys organisiert sind oder in anderen Patchwork-Konstellationen leben, kann das jedoch zu rechtlichen Unsicherheiten führen. Das ist etwa gegeben, wenn im Falle einer Trennung ein\*e Partner\*in weder ein Sorge- noch ein Umgangsrecht gegenüber dem Kind hat, obwohl die Person eine Elternrolle übernommen hat und stark in das Leben des Kindes involviert war. Deutschland hat in der aktuellen Legislaturperiode vor, das Familienrecht zu modernisieren. Es soll ein »kleines Sorgerecht« auf soziale Eltern ausgeweitet und zu einem eigenen Gesetz weiterentwickelt werden, das im Einvernehmen mit den rechtlichen Eltern auf bis zu zwei weitere Erwachsene übertragen werden kann. Die Initiative der Ampel-Regierung soll die Rechtslücke für alternative Familienformen schließen und das Modell der Kernfamilie leicht erweitern. Ein wünschenswerter nächster Schritt wäre, die Elternschaft von der monogamen Ehe zu entkoppeln und weitere Familienkonstellationen anzuerkennen, in denen mehr als zwei Erwachsene involviert sind, und wo Eltern nicht miteinander liiert sind beziehungsweise nicht in einer romantischen Beziehung leben.

Die Philosophin Elizabeth Brake fordert eine grundlegende Reform der Ehe. Sie kritisiert, dass die soziale und rechtliche Dominanz verheirateter Paare weder gerechtfertigt noch fair ist. Denn dadurch werden Menschen benachteiligt, die sich diesem Modell nicht anpassen, etwa poly-, asexuelle, nichtmonogame Menschen sowie Pflegenetzwerke mit mehreren Erwachsenen. Zudem wird die Ehe mit moralischen Werten von Versprechen, Engagement, Fürsorge und Treue verbunden, die nicht allein der Ehe vorbehalten sind und auch in anderen Lebensformen gelebt werden. Die hohen Scheidungsraten zeigen, dass die Ehe weder unerlässlich noch ausreichend ist, um diese Werte zu materialisieren. Die Ehe mit ihrem besonderen moralischen Status hat nichteheliche Lebensformen

geschwächt, in denen Fürsorge und gegenseitige materielle und emotionale Unterstützung stattfinden – etwa Freundschaften und andere gemeinschaftliche Netzwerke. <sup>[300]</sup>

Amina und Esther werden bestimmt eine wunderschöne Hochzeit haben. Die Trauung wird mit viel Liebe zelebriert werden und sehr emotional und voller Dankbarkeit sein, wie ich es bei queeren Hochzeiten immer wieder erlebe. Queere Menschen heiraten heute auch für all diejenigen, die in der Vergangenheit ihre Liebe nur versteckt ausleben konnten, sich mit einer unerfüllten Sehnsucht nach Familie und Kindern abfinden und ein Leben lang mit Gefühlen von Unzulänglichkeit, Schuld und Scham leben mussten. Das ist heilsam und gibt Hoffnung. Die gesellschaftliche und politische Anerkennung, die sich aus der gleichgeschlechtlichen Ehe herleitet, ist bedeutsam und bringt uns weiter, das will ich betonen. Doch wage ich es trotzdem, die Entwicklung als verpasste Chance zu bezeichnen. Wir hätten die Ehe für obsolet erklären sollen; es wäre an der Zeit gewesen, sie loszulassen. Aber vielleicht haben wir diesen Punkt noch nicht erreicht, weil es Menschen so schwerfällt, über die Grenzen des Bekannten hinauszugehen. Heißt es, dass die gleichgeschlechtliche Ehe abgeschafft werden sollte? Ja, aber nicht solange es die Hetero-Ehe gibt. Ehe für alle – oder Ehe für niemanden.

## 10 Lieben Männer Frauen wirklich?

Wenn du dich nur groß fühlen kannst, weil dein Gegenüber kniet, hast du ein ernstes Problem.

*Toni Morrison*

Das Patriarchat ist so schwer zu besiegen, weil von den unterdrückten Frauen erwartet wird, dass sie ihre Unterdrücker lieben und mit ihnen intime Beziehungen führen. Männern wird von klein auf eingetrichtert, dass Frauen unterlegen und bedürftig seien. Jedoch müssen sie im Heteropatriarchat intime Beziehungen mit ihnen führen. Das Paradox ist offensichtlich: Um sich verlieben zu können, müssen Männer die Idee neutralisieren, dass Frauen unterlegen sind (zumindest vorübergehend). Das erlebte ich mit Jeff, mit dem ich eine kurze Affäre hatte, als ich ungefähr 25 Jahre alt war, und der zu mir sagte: »Das ist das erste Mal, dass ich einer Frau auf Augenhöhe begegnen kann.« Im Grunde meinte er: »Du bist nicht wie die anderen« – eine übliche Aussage, die Männer als Kompliment meinen, obwohl sie damit alle Frauen beleidigen – inklusive die Frau, die sie mit ihrem »Kompliment« loben wollen. Anerkennung auf Kosten anderer interessiert mich nicht, schon gar nicht auf Kosten anderer Frauen, und noch weniger, wenn sie von mittelmäßigen Männern kommt. Männer werden sozialisiert, ihre Überlegenheit zu lieben. Deshalb suchen sie sich

meistens Frauen, die kleiner und schwächer sind als sie und von denen sie bewundert werden, damit ihr Überlegenheitskomplex bestätigt wird. Auch wenn sie punktuell versuchen, die Unterlegenheit mancher Frauen zu neutralisieren, indem sie ihnen Augenhöhe attestieren, wird Männern beigebracht, sich durch die Ungleichheit sicher und wohl zu fühlen.

Die patriarchale Beherrschung wurde über die Jahrhunderte durch Rituale und Sitten erotisiert. Dazu gehört, Frauen die Tür aufzuhalten, ihnen in den Mantel zu helfen, schwere Taschen abzunehmen oder ihnen durch den kleinen Satz »Ladies first« den Vorrang bei unwichtigen Sachen zu geben (bei Jobs, Geld oder Macht endet die Galanterie). Diese von Männern ausgeübten Praktiken sind nicht geschlechtsneutral und erfüllen eine wichtige Rolle. »Sie ästhetisieren die Macht, die Männer über Frauen haben; sie subsumieren Vorherrschaft unter Gefühl und Ehrerbietung, das heißt, sie verschleiern die Macht und verwandeln sie in eine implizite«, so Eva Illouz. <sup>[301]</sup> Das politische Regime der Heterosexualität basiert auf Ungleichheit und Unterdrückung. Wollen wir Liebe, die auf Unterdrückung basiert? bell hooks gibt uns eine eindeutige Antwort: »Ohne Gerechtigkeit gibt es keine Liebe.« <sup>[302]</sup> Es wird gemeinhin akzeptiert, dass Liebe und Unterdrückung nebeneinander bestehen können, dass Männer Frauen dominieren und trotzdem lieben können. Das bezweifle ich. Ich will den meisten heterosexuellen Männern Liebesgefühle keinesfalls absprechen, bin aber überzeugt, dass sie ohne patriarchale Unterdrückung freier (und besser) lieben könnten.

## **Nicht zu nah, bitte: Bindungsängste im Patriarchat**

Schon in der Pubertät spürte ich, dass ich in ein Machtverhältnis mit Männern eingebettet war, das jederzeit drohte, mich in eine ungünstige Schieflage zu bringen. Zum Schutz davor kontrollierte ich, wie viel Zeit, Aufmerksamkeit, Liebe und physische Nähe ich Jungen und Männern gewährte. Nicht selten hätte ich meine Emotionen gerne ohne Hemmungen fließen lassen und darüber kommunizieren wollen. Doch ich wusste: Wenn ich mich gehen lassen würde, gäbe ich dem Mann die Kontrolle über mich. Als wir beide vierzehn waren, sagte mir eine Freundin: »Jungs ticken so: › Folge mir und ich fliehe vor dir – fliehe vor mir und ich folge dir.« Dieser Satz hat sich in mir eingebrannt und zu der Erkenntnis gebracht, dass ich Männern auf keinen Fall hinterherrennen sollte. Meine Erfahrung gab mir zu verstehen, dass Männer sich erst verlieben können, wenn sie Widerstand spüren und den Eindruck haben, für die Liebe, die Aufmerksamkeit und um den Körper der Frau kämpfen zu müssen. So begannen meine Beziehungen mit Männern oft mit Machtkämpfen, was dazu führte, dass ich die Verbindung als unauthentisch, unentspannt und nicht erfüllend empfand. Auch wenn die Situation sich nach einer Weile entkrampfte, blieb in vielen Beziehungen zu Männern ein latentes Gefühl emotionaler Unsicherheit. Ich dachte, dass dieses Gefühl zu romantischen Beziehungen dazugehört, aber ich weiß heute, dass es nicht der Fall ist.

Das Patriarchat hat Generationen von Männern erzeugt, die emotional distanziert sind, weil ihnen seit der Kindheit beigebracht wurde, ihre Emotionen zu verdrängen und der Liebe und emotionalen Nähe zu Frauen zu widerstehen. Eva Illouz beschreibt in ihrem Buch *Warum Liebe weh tut* das strukturelle emotionale Ungleichgewicht zwischen Frauen und Männern, das typisch ist für die heterosexuellen Beziehungen unserer Zeit.

Die Comiczeichnerin Liv Strömquist illustriert die Analysen von Eva Illouz und macht sie mit ihrem Buch *Der Ursprung der Liebe* für ein breiteres Publikum zugänglich. Mit Humor zeigt sie, wie Frauen auf der emotionalen Ebene dominiert werden. Sie verspüren einen unersättlichen Durst nach emotionaler Nähe, den Männer nicht befriedigen können, weil ihre Sozialisation ihnen das Gegenteil beibringt: emotionale Distanziertheit, ein starkes Bedürfnis nach Unabhängigkeit und ein niedriges Level an Engagement. Auch bell hooks spricht vom Ungleichgewicht in vielen heterosexuellen Beziehungen: Während Männer wissen, wie es sich anfühlt, geliebt zu werden, sehnen sich Frauen konstant nach einer Liebe, die sie unermüdlich suchen, ohne sie zu bekommen. <sup>[303]</sup>

Vor ungefähr fünf Jahren schickte mir meine damalige Freundin einen Artikel über die sogenannten Bindungsstile (*Attachment Styles*). Die Lektüre zog mich in den Bann: Endlich gab es eine rationale Erklärung für die unglücklichen Verläufe vergangener Beziehungen – und für meine eigenen Bindungsmuster. Mittlerweile würde ich sagen, dass Bindungsstile einiges erklären, aber nicht alles. Der Bindungstheorie zufolge gibt es bei Erwachsenen neben sicheren verschiedene unsichere Bindungsstile, die entlang von zwei Typen strukturiert sind: Es gibt den vermeidenden Stil, mit Unbehagen in engen Beziehungen und einem hohen Bedürfnis nach Autonomie, und es gibt den ängstlichen Stil, der auf beständige Beziehungen setzt und mit Unsicherheiten und starker emotionaler Abhängigkeit zusammenhängt. Sind Vermeidung oder Angst besonders ausgeprägt, senkt dies die Zufriedenheit in der Beziehung. Diese Theorie, die Jessica Fern in ihrem sehr lesenswerten Buch *Polysecure* zugänglich macht, wurde in den letzten Jahren sehr populär, vor allem bei Frauen und in queeren Kreisen. Die Erklärungen zu den unterschiedlichen Bindungsstilen und Ansätze für sichere Bindungen in Beziehungen mögen

individuell gesehen äußerst hilfreich sein. Jedoch finde ich einen Ansatz, der sich lediglich auf die persönliche, psychologische Ebene fokussiert, problematisch, denn er lässt die Gesellschaft, die solche Verhaltensmuster erzeugt, außer Acht. Die meisten Artikel über die Bindungstheorie vermitteln den Eindruck, nur individuelle Kindheitserfahrungen wirkten darauf ein, welche Bindungsstile wir als Erwachsene pflegen. Doch die Bindungsstile sind neben den Kindheitserfahrungen erheblich durch die kulturelle geschlechtsspezifische Sozialisation beeinflusst und haben nur teilweise damit zu tun, ob wir als Babys eine sichere emotionale Bindung zu unserer Hauptbezugsperson spüren konnten oder nicht. <sup>[304]</sup>

Bindungsstile werden durch geschlechtsspezifische Rollenmuster verstärkt und beeinflusst. Eine 2020 durchgeführte wissenschaftliche Studie zeigt, dass sowohl Frauen als auch Männer sichere Bindungen eingehen können. Doch beim unsicheren Bindungsstil gibt es Aspekte, die geschlechtsspezifisch sind. Während Männlichkeit meist mit abweisender Bindung verknüpft ist, geht Weiblichkeit mit ängstlich-besorgter Bindung einher. <sup>[305]</sup> Daher verletzt ein ängstlich-besorgter Mann das Geschlechtsrollen-Stereotyp genauso wie eine vermeidende Frau, denn Frauen sind dem patriarchalen Skript zufolge diejenigen, die emotional abhängig sind, nicht umgekehrt. <sup>[306]</sup> Dies zeigt sich daran, dass Frauen eher an einer Beziehung festhalten, wenn sie ängstlich-ambivalent sind, und Männer, wenn sie vermeidend sind, denn ängstliche Frauen und vermeidende Männer passen zum kulturellen Skript. Umgekehrt ist es, wenn Frauen vermeidend und Männer ängstlich sind. In solchen Fällen verlassen sie eher die Beziehung. <sup>[307]</sup> Auch wenn das heteronormative Skript bei queeren und nichtbinären Menschen weniger wirkmächtig ist, lassen sich diese Rollenmuster in queeren Beziehungen erkennen, wie beispielsweise das Stereotyp der sogenannten »U-Haul-Lesben« beschreibt.

U-Haul ist ein in den USA bekannter Verleih von Umzugswagen und Bestandteil eines Witzes, der sich darüber lustig macht, dass Lesben dazu neigen, nach dem ersten Date schnell zusammenzuziehen: »Was bringt eine Lesbe zum zweiten Date? ... Ein U-Haul.« U-Haul-Lesben symbolisieren die häufige Neigung in der lesbischen Subkultur, intensive emotionale Bindungen und symbiotische Beziehungen einzugehen. <sup>[308]</sup> Der Witz über Lesben, die in innige Zweisamkeit und einen gemeinsamen Haushalt hineinstürzen, wird oft durch das schwule Pendant ergänzt: »Was bringt einen schwulen Mann zum zweiten Date? ... welches zweite Date?«, als Andeutung für das Klischee, dass schwule Männer sich nicht gern binden und *Casual Sex* und *One-Night-Stands* bevorzugen. Auch wenn die queere Kultur weit über solche Pauschalisierungen und Stereotypen hinausgeht, bleiben queere Menschen von der binären, patriarchalen Sozialisation leider nicht verschont.

Menschen mit ängstlichem Bindungsstil haben einen negativen Blick auf sich selbst, Menschen mit vermeidendem Bindungsstil blicken negativ auf den anderen. <sup>[309]</sup> Diese Stile passen ziemlich genau zur patriarchalen Hierarchie, in der Männer oben und Frauen unten stehen. Während in der patriarchalen Gesellschaft Männer ein positives Selbstbild vermittelt bekommen, erleben viele Frauen das Gegenteil. Heterosexuellen Männern fällt es häufiger schwer, sich zu binden und in ihrer Beziehung zur Partnerin emotional beständig zu sein, weil sie seit der Kindheit daran gewöhnt sind, sich als besser, stärker, intelligenter, wichtiger als Mädchen zu sehen. Plakativ: Viele Männer blicken aus der überlegenen Position auf Frauen herab, wenn auch unbewusst. Aus dieser Position heraus zu lieben, fällt nicht leicht. Viele Frauen dagegen sehen zu Männern auf. Schon als kleine Mädchen haben sie gelernt, Männer zu bewundern, ihren Egos zu schmeicheln, ihre Aufmerksamkeit zu suchen, ihre Großartigkeit sogar zu

beneiden. Aus dieser Position heraus zu »lieben«, ist selbstverständlich. Das Geschlecht ist nicht die einzige und wichtigste Achse, die die soziale Hierarchie prägt. Es sind sicherlich nicht *alle* Frauen, die *alle* Männer bewundern, und *alle* Männer, die sich gegenüber *allen* Frauen überlegen fühlen. Eine Frau, die reicher, schöner und besser gebildet ist als der Mann, der sie zu verführen versucht, könnte auf ihn herabblicken, weil sie in der sozialen Hierarchie auf mehreren Achsen als »überlegen« gilt.

Auch wenn Menschen mit stark ausgeprägter Bindungsvermeidung unter der mangelnden Fähigkeit leiden, sich auf tiefe emotionale Bindungen einzulassen, sind sie oft wenig motiviert, sich für die Tragfähigkeit der Beziehung zu engagieren. Eine vermeidende Bindung führt dazu, dass das Gegenüber kontinuierlich um die Zuneigung des anderen kämpfen muss. Weiter vorn im Buch habe ich über die ungleiche Verteilung der emotionalen Arbeit zwischen Frauen und Männern gesprochen. Dieser Ungleichheit liegt eine emotionale Machtdynamik zugrunde, die durch Bindungsstile erklärt werden kann.

Auch wenn Bindungsstile unbewusst wirken und wir sie wenig kontrollieren können, dienen sie dem Patriarchat und sind ihm politisch nützlich. Wie wir im zweiten Kapitel schon gesehen haben, ist die Unterlegenheit der Frauen heute nicht mehr gesetzlich verankert. Deshalb hat sich die patriarchale Macht allmählich auf die emotionale Ebene der Mann-Frau-Beziehung verschoben. Die radikale Feministin Ti-Grace Atkinson schrieb 1974: »Die Liebe ist der psychologische Angelpunkt der Unterdrückung der Frauen.«<sup>[310]</sup> Männer kontrollieren öfter die emotionale Ebene der heterosexuellen Beziehungen, weil sie weniger Druck haben als Frauen, in romantischen Beziehungen zu sein. Zum einen, weil sie finanziell unabhängig von Frauen und daher nicht auf eine Beziehung angewiesen sind; zum anderen, weil ihr gesellschaftlicher Status nicht

primär von ihrer Rolle als Ehemänner und Väter definiert wird, sondern durch ihren wirtschaftlichen und beruflichen Status. Ein vermeidender Bindungsstil von Männen führt dazu, dass ihr Autonomiestreben in der Beziehung priorisiert und ernst genommen wird, sowohl von ihnen als auch von ihrer Partnerin. Eine feste Beziehung wird von bindungsvermeidenden Männen als Verzicht auf ihre Autonomie gesehen. Daher achten die mit ihnen liierten Frauen darauf, ihren Partnern einen Teil ihrer Autonomie zu lassen, damit sie sich nicht gefangen fühlen – und auf die Idee kommen könnten, ihre Entscheidung zu bereuen, sich auf eine Beziehung eingelassen zu haben. Damit dieses empfindliche Gleichgewicht aufrechterhalten werden kann, müssen sie ihre eigenen emotionalen Bedürfnisse verleugnen und sich sogar gleichgültig zeigen. Dies führt zu Unzufriedenheit in heterosexuellen Beziehungen mit vermeidendem versus ängstlichem Bindungsstil. Die Probleme sind demnach nicht nur individuell, sondern strukturell bedingt. Eva Illouz zitiert in *Warum Liebe weh tut* eine Paartherapeutin, derzufolge das meistverbreitete Problem in heterosexuellen Beziehungen ist, dass »Frauen mehr Liebe wollen, mehr Gefühle, mehr Sex, mehr Verbindlichkeit, und Männer all dem ausweichen. Männer wollen sogar weniger Sex, womit ich meine, sie wollen eine weniger fordernde Form der Sexualität«. <sup>[311]</sup> Schneller Sex ohne Bindung – ist es das, was viele Männer wollen? Mir fällt dazu ein Trend unter heterosexuellen Männen ein, die sich vermehrt auf Dating-Apps als polyamorös bezeichnen, obwohl sie die emotionale Arbeit nicht auf sich nehmen, die bei Polybeziehungen – wie bei allen anderen Beziehungsformen – unerlässlich ist. Diese Selbstverortung (manchmal sogar ohne die Kenntnis der Partnerin) ist ein einfacher Weg für sie, sich nicht mit ihren Bindungsängsten und patriarchalen Mustern auseinanderzusetzen und sich

stattdessen ganz bequem auf eine queerfeministische Lebensform zu berufen.

Viele Männer fliehen vor Intimität, weil sie Angst vor ihren Gefühlen haben. Sie versuchen mit allen Mitteln, ihren Emotionen zu entkommen. Sie wehren sich dagegen, sich dem emotionalen Schmerz der Liebe zu stellen. Damit will ich nicht behaupten, dass sie kein Bedürfnis nach emotionaler Nähe haben, sondern dass sie sich dazu zwingen, sie nicht zu verspüren. Heterosexuelle Paare mit wenig tiefer emotionaler Beziehung finden Wege, um diesen Mangel zu vertuschen. Ich denke an Männer, die Zuflucht vor der Intimität und emotionalen Nähe zu ihren Frauen suchen, indem sie am Wochenende stundenlang ihren eigenen Interessen nachgehen und dafür in ihrer Werkstatt oder auf eine ausgedehnte Radtour verschwinden. Oder Frauen, die sich in die gesamte Logistik des Haushalts, die Erziehung der Kinder, die Organisation des Alltags, der Freizeit und der Ferien stürzen und kaum ihren Mann einbeziehen oder seine Mitwirkung einfordern, um sich dadurch nützlich zu fühlen und ihrer Ehe einen Sinn zu geben. Diese Dynamik lässt Frauen oft denken, sie verfügten tatsächlich über Macht in der Beziehung, weil sie das gesamte Leben regeln. Doch dieses Gefühl ist illusorisch, denn sie haben weder die emotionale noch die finanzielle Macht. Wenn die Kinder flügge werden, versuchen Frauen der emotionalen Leere zu entkommen, indem sie die ganze Fürsorge auf ihre Männer übertragen. Die Mutter einer Freundin legt ihrem Mann jeden Abend die Klamotten für den nächsten Tag auf einen Stuhl und bereitet alle Mahlzeiten im Voraus für ihn vor, die sie in kleinen Tupperdosen verpackt ins Gefrierfach legt, wenn sie ihre Kinder besucht und mehrere Tage nicht zu Hause ist. Sie füllt die emotionale Leere mit Fürsorge und Aufmerksamkeit, die nicht erwidert werden. Mütter treten oft so sehr hinter ihre Männer und Kinder zurück, dass am Ende wenig von ihnen selbst

bleibt – sie verschwinden fast und niemand weiß wirklich, wer sie sind, inklusive sie selbst. Wenn die Ehe aus einer Reihe von Aufgaben und Projekten besteht, rückt die emotionale Ebene der Beziehung in den Hintergrund. Ehen sind von einer undurchsichtigen Schale umgeben, und die Einsamkeit ist ein Tabuthema. Als Frauen in Deutschland nach dem Krieg zurück in die häusliche Sphäre gedrängt wurden, bot der Handel ein neues Getränk an: Das »Frauengold« sollte »neue Kraft und Lebensfreude« spenden. »Durch eine Kur mit Frauengold wirst du glücklich gemacht und wirst glücklich machen«, versprach die Werbung. <sup>[312]</sup> 1981 wurde »Frauengold« verboten, weil es (neben Alkohol) eine krebserregende und nierenschädigende Substanz enthielt. In den USA wurden Frauen Valium und das zur Gruppe der Benzodiazepine gehörende angstlösende Librium verschrieben. Damit sollte der sogenannte »Housewife Headache« (Kopfschmerz der Hausfrau) behandelt werden, damit sie ihren alltäglichen Aufgaben nachgehen konnten. <sup>[313]</sup> Die für die traditionelle Rolle der Hausfrau typische Einsamkeit sowie die mangelnde emotionale Bindung in vielen Ehen führten nicht selten zu Unzufriedenheit und Depression. Statt ihren Zustand als logische Folge der sozialen Umstände zu betrachten, wurden Frauen wegen ihrer emotionalen Zustände pathologisiert. Der kollektive Frust der Frauen sollte durch eine ärztlich verordnete Drogensucht gebändigt und neutralisiert werden.

Eine umfangreiche 1987 in den USA durchgeführte Umfrage zur emotionalen Dimension in heterosexuellen Beziehungen ergab, dass Frauen unter der emotionalen Unbeständigkeit ihrer Männer leiden. Viele Befragte gaben zu, sich nie so einsam gefühlt zu haben wie während der Ehe. <sup>[314]</sup> Hat sich die Situation von Frauen in heterosexuellen Ehen in den vergangenen fünfunddreißig Jahren drastisch verändert? Sind verheiratete Frauen heute glücklicher als damals? In einem 2021 im *New Yorker*

erschienenen Artikel über die sogenannte »eheliche Einsamkeit« (*marital loneliness*) schrieb die Autorin Agnes Callard: »Eine Ehe zu führen, ist schwer, selbst wenn keine Krisen lauern und alles im Großen und Ganzen läuft. Was es so schwer macht, sind nicht nur die unterschiedlichen Probleme, die auftauchen, sondern das bleibende Gefühl eines Mangels, das am deutlichsten zutage tritt, wenn die Probleme ausbleiben. Gerade die Nähe innerhalb einer Ehe macht jedes bisschen Distanz spürbar. Etwas stimmt nie.« [315] Einsamkeit folgt, wenn die emotionale Verbindung scheitert. Und Verbindung entsteht, wenn beide sie wollen und eine Begegnung auf Augenhöhe möglich ist. Liebe und emotionale Nähe können nicht gedeihen, wenn die einen fliehen, sobald die anderen ihnen folgen.

### **Sind Männer ineinander verliebt?**

Der Grundfehler der Frauen ist, dass sie Frauen sind. [316]

*José Luis de Vilallonga*

In einer Kultur, die Männlichkeit und Männer über alles andere stellt, lernen Jungs sehr früh, ihren Respekt sowie ihre Bewunderung, Unterstützung und auch Liebe auf andere Männer zu richten. Es fängt sehr früh an: Action Man, Iron Man, Spiderman, Superman werden von Jungs bewundert und geliebt, Barbie dagegen wird von vielen Jungs abgelehnt. Spielen sie mit Barbies oder anderen Puppen, werden sie als schwul vermutet – aber Jungs, die mit muskulösen und halbnackten Männerpuppen spielen, sind unverkennbar und zweifelsohne heterosexuell. Es ist eine verwirrende Doppelbotschaft für die Jungs: Liebe alles an Männern, aber verliebe dich nicht in sie – und verachte Frauen, aber verliebe dich in sie. (Für die

Mädchen ist die Botschaft eindeutiger: Liebe alles an Männern, sie verkörpern den perfekten Menschentypus, und verliebe dich in sie, um vollständig zu werden.) Homosexualität ist demnach ebenso begünstigt wie gesellschaftlich stark sanktioniert. Ich muss jetzt an meinen Opa denken, der einen abgründigen Hass gegen Schwule hat und zugleich nichts lieber tut, als schwitzenden halbnackten Männern im Fernsehen zuzugucken, wie sie sich gegenseitig packen und umklammern und dabei kehlige Geräusche machen. Könnte man behaupten, dass je stärker die Misogynie und der Homohass, desto tiefer das verdrängte homosexuelle Begehren? Das glaube ich wohl. Misogynie heißt Hass gegen Frauen. Die Heterosexualität ist für viele misogyne Männer deshalb eine Zumutung. Wären sie nicht lieber schwul? Wahrscheinlich schon.

Als ich nach der Trennung von meinem Mann seine Bücher aussortierte, fiel mir auf, dass sich fast nur Exemplare von männlichen Autoren stapelten. Und als wir uns kennenlernten, machte er mir eine Playlist seiner Lieblingslieder, Musikerinnen waren kaum vertreten. Die Autorin von Harry Potter ist als »J.K.« Rowling bekannt, weil der Verlag befürchtete, dass Jungen ein von einer Frau geschriebenes Buch nicht lesen würden. Die gesellschaftliche Misogynie hat eine Gegenseite: Männer bewundern sich untereinander, sie hören sich zu, nehmen sich gegenseitig ernst; sie lesen Bücher und schauen Filme, die von anderen Männern geschrieben oder gedreht werden, <sup>[317]</sup> sie kaufen Kunstwerke von Männern, hören Musik von Männern, verleihen sich gegenseitig Preise und Auszeichnungen, <sup>[318]</sup> sie schieben sich wichtige Posten zu, sie zeigen sich solidarisch untereinander, selbst wenn sie Straftaten begehen – vor allem Sexualstraftaten. <sup>[319]</sup> Weil sich Männer auf Augenhöhe begegnen, treten sie in Wettbewerb zueinander.

Nicht selten sehen sie in Frauen keine Konkurrenz. Deshalb empfinden es viele Männer immer noch oft als himmelschreiendes Unrecht, wenn Frauen auf Posten landen, die bisher für sie reserviert waren. In der patriarchalen Gesellschaft ist die Bestätigung durch andere Männer ein Gütesiegel, sowohl für Männer als auch für Frauen. Bestätigung durch Frauen hat für Männer wenig Wert, wenn sie nicht in Relation zu anderen Männern betrachtet wird, wie sich an der Trophäenfrau (*Trophy Wife*) zeigt. Eine solche als Statussymbol für den Ehemann angesehene Frau erregt den Neid und Respekt anderer Männer gegenüber dem Mann, der sie ausstellt. Männer benutzen Frauen, um sich gegenseitig zu bewundern und schlussendlich zu lieben. Diese Art der Liebe trägt sogar einen Namen: Homosozialität. <sup>[320]</sup> <sup>[321]</sup> In den sogenannten *Boys Clubs* wird die männliche, weiße und heterosexuelle Dominanz durchgesetzt, indem alle ausgeschlossen werden, die auf diese Kategorien nicht zutreffen. Die Macht und das Kapital bleiben somit exklusiv in diesen verschlossenen Kreisen und werden gut gehütet. *Boys Clubs* gibt es überall, in allen Berufsgruppen: in politischen Parteien, Universitäten, Unternehmen, auf Finanzmärkten, in Medienredaktionen, in der Kunstszene, im Musikbetrieb und im Sport. Sie sind ein Grundprinzip des Patriarchats.

Als mein Sohn in der ersten Klasse war, entwickelte sich eine verstörende Dynamik unter den Kindern, die mich an meine eigene Kindheit erinnerte. Die Jungs verhielten sich herabwürdigend gegenüber den Mädchen und ärgerten sie in jeder Pause. Das ging so weit, dass einige Mädchen nicht mehr zur Schule gehen wollten. Parallel dazu – oder sogar als Teil dieser Dynamik – waren fast alle Jungs seiner Klasse in ein und dasselbe Mädchen »verliebt«, Liv. Mit Liebe hatte es wenig zu tun, denn dieses Mädchen erfüllte eine wichtige Rolle in der patriarchalen Sozialisation dieser Jungs: Sie war ein Objekt des Wettbewerbs. Durch ihr

kollektives »Begehren« konnten sie sich aneinander messen. Als ich meinen Sohn fragte, was »verliebt sein« bedeutet, antwortete er »es heißt, dass alle sie küssen wollen.« Und die kleine Erstklässlerin Liv fürchte sich vor jeder Pause, weil eine Kuss-Jagd drohte.

Für viele Männer bedeutet Heterosexualität nicht nur, dass sie sich zu Frauen hingezogen fühlen und sich in sie verlieben, sondern auch, dass sie einen strengen Verhaltenskodex befolgen, um ihre Männlichkeit zu bestätigen. Diese Darbietungen heterosexueller Männlichkeit dienen in erster Linie dazu, von anderen Männern anerkannt zu werden. Die Jungs der ersten Klasse waren mehr daran interessiert, sich gegenseitig Respekt und Ansehen zu verdienen, als von dem Mädchen auserwählt zu werden. In Liv »verliebt« zu sein, hieß für die Jungs, von der Peergroup akzeptiert und als »richtiger« Junge gesehen zu werden. Nicht das begehrte Mädchen erzeugte die »Gefühle« in den Jungs, sondern ihr Bedürfnis nach Zugehörigkeit zur Peergroup. Als mir mein Sohn von der Situation erzählte, katapultierte mich das 30 Jahre zurück. In meiner Schule waren alle Jungs meiner Klasse auch in dasselbe Mädchen verliebt. Für Céline folgte daraus die Hochachtung aller Mädchen, denn von Jungs und Männern »anerkannt« zu werden, ist in der patriarchalen Gesellschaft das höchste Ehrenabzeichen für Mädchen und Frauen. Wenn ich mir Bilder aus meiner Grundschulzeit in Paris vor Augen führe, gab es damals keine Kuss-Jagd in den Pausen, aber vielleicht erinnert sich Céline anders an diese Zeit. Dieses Phänomen scheint ein Initiationsritus für Jungs zu sein, bei dem sie ihre Maskulinität durchsetzen und sich gegenüber den anderen Jungs Geltung verschaffen.

Männer leben ihre Maskulinität kollektiv aus, sie formt sich in Relation zu und zusammen mit anderen Männern. Daraus folgt auch, dass männliche Räume gefährlich für Frauen und Menschen aus der LBGTQI#-Community sind – und in vielen Ländern, so auch in Deutschland, ebenso für

nichtweiße Menschen. Die Situation in stark männlich dominierten Räumen ist riskant und bedrohlich, weil Männer ihre Maskulinität beweisen und sie vorsätzlich vor anderen Männern aufführen müssen. Diese Aufführung kann in Gewalt eskalieren, weil der Gruppenzwang keine Grenzen kennt, wie ich am eigenen Leib erlebt habe.

### *Triggerwarnung: sexualisierte Gewalt*

Mit knapp 18 Jahren war ich eine Woche lang auf Tour in Südfrankreich mit meiner Hip-Hop-Gruppe. Die anderen Mitglieder waren ausschließlich Männer, und ich war die jüngste. Obwohl ich vor dieser Reise ein gutes Verhältnis zu den einzelnen Tänzern hatte und mich der Gruppe zugehörig fühlte, wurde ich im Laufe dieser Woche von einigen mit steigender Intensität belästigt und eingeschüchtert, bis hin zu sexueller Gewalt. Kein einziger Mann in der Gruppe, nicht mal unser viel älterer Manager, versuchte, die Gewalt dieser fünf Männer zu stoppen. Die Demütigung und die Scham, die ich verspürte, waren so stark, dass ich am Tag der schlimmsten Gewalt ohnmächtig wurde. Alle reagierten überrascht und fragten sich, was mit mir los war. Ich fühlte mich nicht als Opfer, sondern schuldig und war überzeugt, dass ich verantwortlich für das Verhalten der Männer war. Wenn die gesamte Gruppe diese Gewalt zuließ, musste ich sie schon verdient haben, dachte ich damals. Als ich zu Beginn der Belästigung meinen damaligen Freund anrief, um ihm von meiner Sorge zu erzählen und um seine Unterstützung zu bitten, sagte er: »Wie kann ich sicher sein, dass du nicht dazu beiträgst?« Die männliche Solidarität scheint keine Grenzen zu kennen und sich stärker auf die eigene Peergroup als auf die Partnerin zu

beziehen. Die Gewalterfahrung führte dazu, dass ich direkt nach der Reise die Gruppe verließ und fast ein Jahr mit dem Tanzen komplett aufhörte. Die Gewalt bewirkte meinen Ausschluss aus einer Männergruppe und von einer Sportart, die in den 2000ern männlich dominiert war. Die hegemoniale Männlichkeit setzt einerseits den systematischen Ausschluss von Frauen und LGBTQI+-Menschen und andererseits die Bestätigung durch andere Männer voraus. Bei diesem Vorfall passierte beides. Jede Erfahrung sexualisierter Gewalt ist sowohl einzigartig als auch kollektiv verankert. Diese Geschichte ist nicht nur meine Geschichte, sondern die von Millionen Frauen – eine kollektive Erzählung patriarchaler Gewalt. Sexualisierte Gewalt ist kein Unfall innerhalb oder Beiprodukt des Patriarchats, sondern eines seiner Werkzeuge. Sie erfüllt eine Funktion in der patriarchalen Sozialisation der Männer und hält Frauen in einem latenten Zustand von Angst, die sie gefügiger macht. Die Ehe schränkt den Zugang zum Sex für andere Männer ein und strukturiert daher auch die sexualisierte Gewalt. »Eine serielle Sexualität ist für Männer aus allen Schichten attraktiv, weil sie im Fall eines beschränkten Zugangs zu Frauen den Status eines Mannes symbolisiert – seinen Sieg über andere Männer«, so Eva Illouz.<sup>[322]</sup> [323]

Massenvergewaltigungen im Kriegskontext sind deshalb so effektiv: Sie schwächen und entmannen die Gegner – Frauen und Kinder (manchmal auch andere Männer) werden dafür instrumentalisiert. Massenvergewaltigungen sind kein Kollateralschaden, sondern ein integraler Bestandteil von Krieg und Kolonisation.

In Dreieckskonstellationen, wo zwei Männer sich um eine Frau streiten, entsteht zwischen den Rivalen nicht nur Konkurrenz, sondern auch eine erotische Spannung. Sie leben ihre verdrängte homosexuelle Lust durch den Umweg über die Frau aus. Eve Kosofsky Sedgwick zufolge handelt es sich bei solchen Prozessen um erotische Dreiecke und »homosoziales«

Begehren. Die Verbindung der »Rivalität« und der »Liebe«, so unterschiedlich sie auch erlebt werden, sind gleich stark und in vielerlei Hinsicht gleichwertig. Wie bei der begehrten Erstklässlerin wird die Wahl der Geliebten oft nicht durch ihre Person bestimmt, sondern dadurch, dass sie bereits die Wahl des Rivalen ist. Diese Beobachtungen haben sich aus Analysen von klassischen Romanen aus der traditionellen europäischen Hochkultur herauskristallisiert, die gelinde gesagt, patriarchal sind. [324] Gruppenvergewaltigungen sind die gewaltvollste Materialisierung des verdrängten Begehrens zwischen Männern. Bei Junggesellen-Abschiedspartys und Striptease-Shows wird die erotische Spannung zwar aufgefangen und eingegrenzt, jedoch ist sie spürbar. Männer sitzen nebeneinander und haben Erektionen vor der Frau, die sie als Projektionsfläche für ihre gegenseitige Lust nutzen.

Eines Tages rief ich in Tränen aufgelöst meine beste Freundin an. Ich war zu schockiert, um zu sprechen, denn ich war gerade beim Sex beobachtet worden. Mein damaliger Freund hatte einen seiner Freunde in seinem Kleiderschrank versteckt, damit er uns beim Sex beobachten konnte. Während des Sex hörte ich ein komisches Geräusch. Ich stand auf, öffnete die Schranktür und sah, wie der Freund im Schrank verrenkt mit seinem Penis in der Hand masturbierte. Das war sexualisierte Gewalt, doch damals hatte ich keinen Namen dafür. Auch hier versank ich in Gefühlen von Demütigung, Schuld und Scham und redete nie wieder darüber, was an diesem Tag passiert war. Meiner Freundin am Telefon erzählte ich nicht, was passiert war, sondern dass mein Freund und ich einen blöden Streit gehabt hätten. Ich vergrub diese Geschichte in den tiefsten Windungen meines Gedächtnisses und bewahrte dieses Geheimnis bis heute für mich. Viele Jahre später, beim Schreiben dieses Kapitels, tauchte es wieder auf. Mittlerweile habe ich gelernt, dass keine Frau, kein Kind, keine Person sich

für erfahrene sexualisierte Gewalt schämen sollte. Diese Geschichte sollte nicht für mich beschämend sein, sondern für die Täter.

Was in dieser Dreieckskonstellation passiert war, hatte weniger mit mir zu tun als mit den beiden Männern. Sie haben mich als Ventil für ihr tiefverdrängtes gegenseitiges Begehren ausgenutzt, das in der androzentrischen, männerliebenden Kultur begründet ist. Virginie Despentes sagt es schonungslos: »Die Männer lieben die Männer. Sie erklären uns ständig, wie sehr sie die Frauen lieben, aber wir wissen alle, dass sie uns Märchen erzählen. Sie lieben einander. Sie ficken sich auf dem Umweg der Frau gegenseitig, viele denken schon an die Kumpels, wenn sie in einer Möse sind. [...] Worauf warten sie noch, sich ihn gegenseitig reinzustecken?« <sup>[325]</sup> Doch sehr früh wird ein Verbot verhängt: Liebe und bewundere andere Männer, aber habt niemals Sex miteinander. Diese Ambiguität ist ein integraler Teil der Sozialisation von Jungs und Männern. Von klein auf werden der Wettbewerb und die Kameradschaft zwischen Jungs und Männern gefördert, unter anderem durch Sport. In der Gemeinschaft lernen Jungs, »richtige« Männer zu werden, indem sie sich stark, kompetitiv und stoisch zeigen. In diesen Räumen und Gemeinschaften werden abweichende Männlichkeit und Homosexualität durch Ausschluss und Gewalt bestraft. Gleichzeitig – und darin liegt das Paradox – fördern solche Orte eine körperliche Nähe, die sexuelles Begehren erzeugen könnte, etwa die Umkleide und die Dusche, wo die nackten, verschwitzten Körper beobachtet und miteinander verglichen werden können. Die männliche Sozialisation wird vorrangig um Orte der sportlichen Aktivität herum strukturiert – entweder machen sie selbst Sport oder schauen ihn gemeinsam im Fernsehen oder Stadion an, und zwar

Männer aller Klassen. Der Sport ist von Hypersexualität, einer höheren Prävalenz von sexualisierter Gewalt und abgründigem Homohass gekennzeichnet. <sup>[326]</sup> Im Kontext des Sports führen Jungs und Männer ihre Männlichkeit auf. Weil ein »richtiger« Mann zu sein vor allem heißt, keine Frau zu sein, werden Männer, die sich freiwillig penetrieren lassen, als Verräter der Maskulinität betrachtet und deshalb gehasst.

Ich kann mit Ballsport nichts anfangen und hatte deshalb keine Neigung, mich an diese Orte zu wagen, aber auch wenn vor dem Fußballplatz oder Basketballfeld kein Plakat mit »Frauen verboten« steht, wirken diese Orte exkludierend. Genauso wie Frauen von der Sportwelt ausgeschlossen werden, werden Jungs und Männer dazu gezwungen, sich damit zu identifizieren. Mein Sohn spürte diesen Druck sehr früh, gefördert durch die erwachsenen Männer und die anderen Jungs aus seinem Umfeld, und registrierte, dass »richtige« Jungs Fußball spielen. Fußball ist in unserer Gesellschaft ein wichtiger Bestandteil der Männlichkeit. Jungs und Männer, die sich damit nicht identifizieren und Ballsport nicht mögen, müssen sich oft rechtfertigen – »wie, du magst keinen Fußball? Bist du überhaupt ein Mann?«

Jenseits des Sports finden sich überall Beispiele für die Erhaltung der patriarchalen Macht unter Männern, ein wichtiger Aspekt der männlichen Sozialisation. Zum Beispiel in der Netflix-Serie *The Crown* über das Leben von Queen Elisabeth sagt der König zu deren Gemahl Prinz Philip: »Deine Aufgabe ist, sie zu lieben, zu schützen; sie ist die Essenz deines Titels. Wenn du es nicht für sie tust, dann tue es für mich.« <sup>[327]</sup> Der König antizipiert, dass die Ernsthaftigkeit seines Anliegens angezweifelt werden könnte, würde es nur zugunsten einer Frau formuliert. Frauen werden erst dann geschützt und respektiert, wenn sie die Töchter, Schwester, Mütter oder Ehefrauen von Männern sind. Das erfuhr ich im Alter von siebzehn

Jahren, als ich physisch auf der Straße angegriffen wurde. Der Täter entschuldigte sich nur aufgrund der Tatsache, dass er meinen Cousin kannte und fürchtete. Er schaute mir nicht einmal in die Augen und rief stattdessen zu meinem Cousin: »Tut mir leid! Ich wusste nicht, dass sie deine Cousine ist!« Ihm tat es nicht im Geringsten leid, dass er mich angegriffen hatte, sondern ihm missfiel, dass er dadurch einen anderen Mann beleidigt hatte. Wäre ich nicht die Cousine dieses Mannes gewesen, er hätte sich sicherlich nicht entschuldigt.

Könnten Männer auch Frauen in der gleichen Art und Weise ehren und lieben, wie sie es anderen Männern gegenüber tun? Was würde passieren, wenn Männer Frauen anders als durch das Prisma des sexuellen Verlangens und der Herrschaft sehen könnten? Vielleicht könnten sie beginnen, aufmerksam zuzuhören, ohne sie zu unterbrechen, ihre körperlichen Grenzen respektieren, sie und ihre Perspektive und Interessen ernst nehmen, privat, aber auch in der Politik. Vielleicht würden sie mehr Bücher von Frauen lesen und vielleicht wären Frauen stärker repräsentiert in allen Sphären der Macht. Wären heterosexuelle Beziehungen dann ausgeglichener? Wären Männer und Frauen dadurch in der Lage, sich wirklich auf Augenhöhe zu begegnen?

Männer sollten Frauen so lieben, wie Männer von der Gesellschaft geliebt werden – oder wie die Autorin Jane Ward in ihrem Buch *The Tragedy of Heterosexuality* schreibt, wie Lesben Frauen lieben: als Gleichgestellte. <sup>[328]</sup> Doch die Rivalität und das verdrängte Begehren zwischen Männern steht der Liebe zu Frauen oft im Weg. John Stoltenberg schrieb 1994: »Liebende Gerechtigkeit zwischen einem Mann und einer Frau hat keine Chance, wenn die Männlichkeit anderer Männer mehr zählt. [...] Als Mann mit moralischem Bewusstsein zu leben, setzt den Beschluss voraus, dass die Loyalität gegenüber den Menschen, die man liebt, stets

wichtiger ist als die Verpflichtung, die man vielleicht noch gegenüber den Urteilen anderer Männer über die eigene Männlichkeit empfindet.« <sup>[329]</sup> Diese Art der Liebe schwächt das Patriarchat, das seine Kraft aus der Abwertung der Frauen schöpft und die Verletzlichkeit der Männer negiert.

Männer müssen lernen, Frauen zu lieben, aber Frauen müssen auch lernen, sich selbst zu lieben. Sie müssen ihre internalisierte Unterlegenheit verlernen. Denn die Unterdrückung funktioniert nur, wenn die Unterdrückten sich psychologisch und durch ihr Verhalten daran beteiligen. So gesehen liegt gleichzeitig eine Kraft und eine Schwäche darin. Sollten Frauen und nichtbinäre Menschen an ihre Kraft glauben und begreifen, dass ihr Wert komplett unabhängig ist von dem, was das Patriarchat daraus macht: Es wäre dermaßen geschwächt, dass es nicht mehr überlebensfähig wäre. Selbstliebe ist in diesem Sinne die allergrößte Waffe gegen Unterdrückungssysteme, wie es schon oft bell hooks, Audre Lorde oder jüngst Sonya Renee Taylor gesagt haben. Menschen, denen beigebracht wurde, sich als defizitär zu sehen, können, dürfen, sollten sich lieben. Auch wenn das leichter gesagt als getan ist: Wir sollten jetzt damit beginnen und es versuchen.

# 11 Sind Frauen Komplizinnen ihrer Unterdrückung?

Es ist die Frau selber, die eine bestimmte Verantwortlichkeit verabsolutiert und sich derart eigenhändig ihrer fortschreitenden Minderwertigkeit verschreibt: [...] Sie übernimmt die Last und die Verantwortung für ihre eigene Unterwerfung, ihre eigene Verdinglichung. <sup>[330]</sup>

*Andrea Dworkin*

Als ich in der *école maternelle* war – die Vorschule für drei-bis sechsjährige Kinder in Frankreich –, biss ich einen Jungen in die Wange. Ich weiß nicht mehr genau warum, aber ich kann mich noch an den Abdruck von meinem Gebiss in seinem Pausbäckchen erinnern. Ich bekam von der Lehrerin dafür einen Schlag auf den Hintern und wurde während der Pause in die Ecke gestellt. Von dort konnte ich hören, wie sie mit den anderen Lehrerinnen über mich sprach: »Dieses Mädchen hat einen Dachschaten! Sie ist total verrückt!« Als meine Mutter mich später abholen kam, erzählte ihr die Lehrerin sofort, was passiert war – und dass etwas mit mir nicht stimmte. Ich wurde von meiner Mutter geschimpft und schämte mich für ein Verhalten, das ich bei den Jungs schon öfter beobachtet und miterlebt hatte, ohne dass sie je als »verrückt« abgestempelt worden waren.

Ein Mädchen zu sein heißt sehr früh zu lernen, unterwürfig zu sein, niemanden anzugreifen, sich nicht zu wehren. Gute Mädchen haben gefügig, lieb und passiv zu sein. Mädchen und Frauen, die sich nicht entsprechend verhalten, werden als »anormal« pathologisiert und diszipliniert. Mädchen lernen also sehr früh, sich einem Verhalten anzupassen, das eine Unterlegenheit gegenüber Jungen und Männern aufführt und zementiert. Viele Mädchen und Frauen verhalten sich im Beisein von Männern anders als untereinander und führen teilweise sogar eine gewisse Schwäche vor, sie zeigen sich zerbrechlich, naiv und bedürftig. Genauso wie Jungen und Männer eine Maske tragen und ihr wahres Selbst nicht zeigen, tun das auch Mädchen und Frauen. Wenn Frauen so tun, als wären sie zu schwach, um einen Koffer zu tragen; zu ängstlich, um eine Spinne zu töten; zu überfordert, um eine Steuererklärung auszufüllen; zu fragil, um ein Feuer zu entfachen oder zu unsicher, um mit dem Auto auf der Autobahn zu fahren, bestärken sie Männer, die all das für sie tun. Sie steigern das Überlegenheitsgefühl der Männer, nähren dadurch ihren eigenen Minderwertigkeitskomplex und geben einen Teil ihrer Macht und Selbstwirksamkeit auf. Frauen boosten die Egos der Männer auf ihre eigenen Kosten und leisten somit die Arbeit des Patriarchats. Sie machen sich viel zu oft kleiner, dümmer, schwächer, leiser, unsicherer, als sie es in Wahrheit sind. Wer zu lange in einer Rolle verweilt, macht sie zu einer selbsterfüllenden Prophezeiung. Zu oft kommt es mir vor, als gäbe es zwischen Frauen eine stillschweigende Übereinkunft, dass sie sich schwach und klein machen, damit Männer sich groß und stark fühlen können. Ihrer Männlichkeit zu schmeicheln, ist eine Art Liebesbeweis – als wüssten Frauen, dass sie so handeln müssen, um Männer an ihre Überlegenheit glauben zu lassen und von ihnen geliebt zu werden. Indem Frauen sehr darauf bedacht sind, die männlichen Egos zu schonen, erhalten sie die

patriarchale Unterdrückung aufrecht. Die Humoristin Ali Wong kommentiert das wie folgt: »Frauen fürchten sich so sehr davor, einen Mann zu beleidigen, dass wir lieber einen Orgasmus vortäuschen als einfach zu sagen, dass wir nach Hause möchten.« <sup>[331]</sup> Warum tun Frauen das? Was würde passieren, wenn sie kollektiv damit aufhören würden? Was haben sie zu verlieren?

### **Die Macht zurückgewinnen**

Mein ganzes Leben habe ich den Männern den Vorrang gegeben, weil sie stärker sind als wir. Sie sind uns überlegen.

*Mamita, meine Großmutter*

Die patriarchale Unterdrückung verlangt, dass eine konstante psychische, physische und sexuelle Gewalt gegenüber Frauen aufrechterhalten wird. Die Angst davor hilft bei ihrer Unterwerfung, und Frauen werden dadurch von ihrer Unterlegenheit und Ohnmacht überzeugt. Wenn sie diese Dynamik nicht mehr hinnehmen, neutralisieren sie einen Teil der Macht, die Männer über sie haben. Ich bin irgendwann an dieser unterlegenen Rolle erstickt. Diese implizite Erwartung in heterosexuellen Beziehungen ist für viele Frauen kaum wahrnehmbar, weil sie ihnen seit der Kindheit eingetrichtert wird und Teil der Persönlichkeit wird. Virginie Despentes schreibt: »Den Männern gefallen ist eine komplizierte Kunst, die verlangt, dass man alles unterdrückt, was mit Macht zu tun hat. [...] Komplexe haben, das ist weiblich. Unauffällig sein. Gut zuhören. Nicht mit dem Verstand brillieren. Gerade gebildet genug sein, um zu begreifen, was der Schönling zu erzählen hat.« <sup>[332]</sup>

Ich wollte nicht mehr einen Teil von mir bändigen, um das Interesse und die Liebe von Männern zu gewinnen. Das Verführungsspiel mit Männern kostete mich zu viel. In queeren Beziehungen konnte ich endlich alle Facetten meiner Persönlichkeit ausleben, ohne mich der impliziten Hierarchie zwischen Frauen und Männern unterwerfen zu müssen. Nicht zufällig werden Merkmale der physischen Unterlegenheit von Frauen als Zeichen von Schönheit betrachtet, etwa kleiner sein als Männer, weniger Muskeln zu haben, dünner und jünger als sie sein. [333] In queeren Beziehungen dagegen spielt die Größe und das Alter der Partner\*innen keine so große Rolle. Auch daran zeigt sich, dass es keine fest definierte soziale Hierarchie gibt, die unbedingt eingehalten werden muss.

Bis hier habe ich die Unterwerfung der Frauen nur aus der Perspektive der Macht thematisiert. Als Feministin über die Fügung der Frauen in die subalterne Position zu sprechen, ist ungewohnt und unbequem, weil es eine Grenze zu überschreiten scheint, indem die Opfer des Patriarchats für ihre Unterdrückung teilweise verantwortlich und beinahe zu Mittäter\*innen gemacht werden. Doch ich will kein *victim-blaming* betreiben, sondern die Macht der Frauen aufzeigen, die verschwendet wird. Eine Macht, von der die meisten Frauen nicht wissen, dass sie sie besitzen. Das Buch *Wir werden nicht unterwürfig geboren* der französischen Philosophin Manon Garcia wirft die Frage der Unterwerfung der Frauen zum richtigen Zeitpunkt auf. [334] Über den Beitrag der Frauen an ihrer Unterwerfung zu sprechen, ist nur dann schlüssig, wenn sie per Gesetz (fast) die gleichen Rechte haben. Dass eine Frau unterwürfig ist, wenn sie nicht arbeiten oder ein eigenes Bankkonto haben darf, oder dass ein versklavter Mensch unterwürfig ist, liegt auf der Hand. Denn die äußeren und rechtlichen Bedingungen sorgen dafür, dass die Unterwerfung durchgesetzt wird – die Unterdrückten haben keine Wahl und müssen unterwürfig sein. Das hat sich

zum Glück in unserer heutigen Gesellschaft geändert, auch wenn ein Verhalten gegen die geschlechtskonforme Rolle mit sozialen und psychologischen Kosten verbunden ist. Zwar verbietet es kein Gesetz, dass Frauen Bundeskanzlerin werden dürfen, aber es ist für sie nach wie vor viel schwieriger, weil es der gesellschaftlichen Programmierung widerspricht. Ganz ähnlich gibt es kein Gesetz, das Frauen untersagt, keine Kinder zu haben, alleine zu leben oder lesbisch zu sein. Dennoch verlangen diese Lebensverläufe, dass soziale Erwartungen überwunden werden. Heterosexuelle Beziehungen jenseits der patriarchalen Geschlechterrollen müssen ebenfalls mit Widerständen rechnen und gegen Schmähungen kämpfen – zum Beispiel ein Hausmann und eine Frau, die Vollzeit arbeitet und viel reist. Das Hochstaplersyndrom, die ätzenden Kommentare des Umfelds, die Schuldgefühle bezüglich der Mutterrolle und das erschütterte Selbstvertrauen des Mannes erfordern viel emotionale und mentale Auseinandersetzung, Überzeugungsarbeit nach außen und ein starkes Selbst.

Über die Jahrhunderte und Generationen tragen Männer die größte Verantwortung für das Patriarchat. Frauen müssen jedoch ihre Rolle und Verantwortung zur Aufrechterhaltung dieses Systems hinterfragen. Ich möchte keineswegs in die neoliberale Falle tappen und suggerieren, Veränderungen sollten nur auf der individuellen Ebene passieren. Denn problematisch ist das ganze System, nicht nur die Menschen, die es tragen und in es eingliedert sind. Die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern werden von Gesetzen, Institutionen, Normen, Narrativen und Repräsentationen verursacht und verfestigt. Also müssen wir daran arbeiten, diese zu ändern. Da aber auch Menschen Teil des Systems sind, wäre es kontraproduktiv, sie aus der Verantwortung zu nehmen. Die Bekämpfung des Patriarchats ist besonders heikel, weil Frauen von diesem System

unterdrückt werden, und sie profitieren auch davon, vor allem weiße heterosexuelle Frauen aus der Mittelschicht. Paradoxe Weise fühlen sich viele Frauen im Patriarchat sicher, sie fühlen sich auch geehrt, etwa durch die strategische Aufwertung der Mütterlichkeit sowie eine bestimmte Form von Weiblichkeit. Das Patriarchat findet immer wieder Wege, Frauen glauben zu lassen, dass ihnen das Patriarchat zugutekommt.

Unterwerfung abzulehnen und zu bekämpfen, setzt voraus, dass wir über das Patriarchat und darüber sprechen, wie sich die männliche Dominanz auf uns ausgewirkt hat. Frauen lernen im Patriarchat zu lügen – darüber wer sie sind und was sie fühlen. Sie lernen, ihre Emotionen und die Unbequemlichkeit, die sich aus ihrer Unterwerfung ergeben, zu ignorieren. Es wird Mädchen und Frauen nicht beigebracht, die Wahrheit über das Patriarchat zu sagen. Mädchen spüren zwar früh, dass die Art und Weise, wie Jungs mit ihnen umgehen, verstörend ist. Aber wenn sie sich beschweren, hören sie meistens »so sind die Jungs« und lernen allmählich, deren Verhalten zu normalisieren und zu verharmlosen. Ich war stille Zeugin eines Gesprächs, wo ein 13-jähriges Mädchen sich bei ihrer Mutter beschwerte: »Alle Jungs in meiner Schule sind so blöd«. Sie erwiderte: »Hör auf, so einen Blödsinn zu sagen, das stimmt überhaupt nicht!« Warum hat sich ihre Mutter nicht dafür interessiert, warum sie das sagt? Kann es sein, dass sie in der Schule ständig von Jungs belästigt wird? Das Mädchen wird durch die Antwort ihrer Mutter – die ich als Gaslighting verurteile – lernen, ihrem Empfinden nicht zu vertrauen, und das Verhalten der Jungen, die sie als »blöd« empfindet, zu verharmlosen und zu normalisieren.

Wer sich selbst behaupten und sicherstellen möchte, respektiert zu werden, muss sich auf Konflikte einlassen. Von Mädchen und Frauen wird aber das Gegenteil erwartet. Sie werden dazu erzogen, die Friedensstifterinnen zu sein, dafür zu sorgen, dass alle glücklich sind, dass

Harmonie herrscht. Frauen, die keine Angst vor Konflikten haben, werden in unserer Gesellschaft als scharfe Hunde verunglimpft. Frauen, die sich auf Augenhöhe mit Männern begeben, reizen die Männer (und andere Frauen), weil sie sich nicht mit dem ihnen von der Gesellschaft zugewiesenen Platz zufriedengeben und sich weigern, die Überlegenheit der Männer einfach anzunehmen. Eine solche Haltung kann auf Männer beunruhigend wirken. Und Frauen, die in den patriarchalen Rollenmustern verharren, fragen sich: »Wie kann sie es wagen? Das dürfen wir doch nicht.«

Simone de Beauvoir sprach von der Angst vor der Befreiung, die viele Frauen verspüren. Sie tat das in einer Zeit, als Frauenrechte eingeschränkt und die Handlungsspielräume verglichen mit heute viel kleiner waren. »Ich habe tausend Sklaven befreit, ich hätte tausend weitere befreien können, wenn sie nur gewusst hätten, dass sie Sklaven waren« – diese Worte werden Harriet Tubman zugeschrieben, der bekannten afroamerikanischen Fluchthelferin, die bis zum Ende des Sezessionskriegs entlaufenen versklavten Menschen half, aus den Südstaaten zu fliehen. Aus unserer heutigen Perspektive ist kaum vorstellbar, dass versklavte Menschen sich damals nicht als solche wahrgenommen haben. »Wer sich nicht bewegt, spürt die Fesseln nicht«, soll Rosa Luxemburg gesagt haben. Wenn man sich den gesellschaftlichen Normen so weit wie möglich entzieht, ist es, als würde man von einem grellen Licht geblendet. Die meisten Menschen können das Licht nicht ertragen und wollen zurück in die bequeme Dunkelheit. In seinem Höhlengleichnis drückte Plato das sehr gut aus: Die meisten Gefangenen wollen nicht befreit werden. Und denjenigen, die die Welt aus einer anderen Perspektive betrachten können, wird weder geglaubt noch werden sie verstanden, sondern sie werden verbannt und verfolgt. Es ist für jeden Menschen beängstigend, die eigene Freiheit anzunehmen.

Die Eigenschaften, die wir bei den anderen begehren, sind häufig Merkmale, die uns selbst fehlen, schreibt die Feministin Gloria Steinem in ihrem Buch *Revolution from Within*. Wenn Frauen sich nicht als vollständige Menschen sehen, erlauben sie sich nicht, auf Augenhöhe zu lieben und geliebt zu werden. Die Liebe und wonach sie sich sehnen, dient eher ihrer Gefangenschaft als ihrer Befreiung.

Viele Frauen versinken regelmäßig in Selbstzweifeln und machen sich deshalb oft für die Schwierigkeiten verantwortlich, die sie in ihrem romantischen Leben, bei der Arbeit oder in ihren Beziehungen zu anderen Menschen erfahren. Ein gewisses Maß an Selbstzweifeln an sich ist keine schlechte Sache, aber wenn das Gegenüber nicht das gleiche Level an Selbstreflexion mitbringt, ergibt sich daraus ein Ungleichgewicht. Für viele Männer ist die Bewunderung der Frauen normales weibliches Verhalten ihnen gegenüber. In Archivaufnahmen des französischen Fernsehens aus den 1970ern werden Männer gefragt, was ihrer Meinung nach die beste Eigenschaft der Frauen ist. Die häufigste Antwort war: »Sie bewundern die Männer«. <sup>[335]</sup> Männer sind nach wie vor daran gewöhnt, dass Frauen aufmerksam zuhören, nachfragen und ein ehrliches Interesse für das zeigen, was sie erzählen – auch wenn sie dieses Interesse nicht erwidern. Sobald Frauen in Gesprächen nicht mehr nachfragen, wird dieses Verhalten häufig als anmaßend und arrogant verstanden. Dabei sollte es als Zeichen gelesen werden, dass es Zeit ist, sich für die Gesprächspartnerin zu interessieren und ein bisschen weniger über sich selbst zu schwadronieren.

Die grenzenlose Aufmerksamkeit, die Männer von Frauen und anderen Männern genießen, ist ein Privileg. Und weil die Besonderheit von Privilegien darin besteht, dass man sie als Privilegierter nicht bemerkt, werden sie von deren Entzug gekränkt. Aus diesem Grund denken viele Männer, dass Feministinnen sie hassen. Dabei geben sie ihnen lediglich

nicht die Hochachtung und die Bewunderung, die sie so sehr gewohnt sind. Männer nicht zu bewundern, wird in der patriarchalen Gesellschaft als Hass gegen sie interpretiert. Und Männer nicht zu mögen – insbesondere weiße Männer –, wird pathologisiert, denn man muss verrückt sein, um die Crème de la Crème der gesamten Menschheit abzulehnen. Frauen zu hassen, ist dagegen mehr als verständlich. Deshalb wird die in Teilen der schwulen Community weit verbreitete Misogynie <sup>[336]</sup> nie thematisiert, Lesben dagegen werden pauschal als Männerhasserinnen dargestellt und mit Skepsis und Abscheu behandelt. Misogynie wird konstant verharmlost, sogar von Frauen selbst, und sogar von einigen erklärten Feministinnen.

Den gesellschaftlichen Normen zu entsprechen, kann unglaublich bequem sein, und viele Frauen sind am Sturz des Patriarchats nicht interessiert – zum einen, weil sie ihre Ketten nicht bemerken, zum anderen, weil die Unterwerfung ihnen in gewisser Hinsicht ein Sicherheitsgefühl gibt. Doch die Resignation mancher Frauen ist schwer zu ertragen, denn das ist genau das, was von Frauen erwartet wird: sich alles gefallen zu lassen. Wir lernen von Anfang an, dass es zur weiblichen Existenz gehört, sein Schicksal zu erdulden. Ich rede hier nicht von den Frauen, die keine Wahl haben, sondern von denen, die ihre Unterlegenheit so tief verinnerlicht haben, dass sie schließlich daran glauben. Es gibt auch die Frauen, wie Mona Chollet sie beschreibt, die »die Misogynie bis zur Vergiftung verinnerlicht haben, [...] als ob ein diffuser Frauenhass, der in ihrer Umgebung allgegenwärtig ist, ihnen den elementarsten Selbsterhaltungstrieb genommen hat und sie dazu bringt, leidenschaftlich das zu billigen, was sie zerstört«. <sup>[337]</sup> Die 2022 verstorbene ehemalige US-Außenministerin Madeleine Albright sagte, »es gibt einen besonderen Ort in der Hölle für Frauen, die anderen Frauen nicht helfen«. <sup>[338]</sup> Diese Frauen wählen frauenfeindliche politische Parteien, kritisieren Feministinnen aufs

Schärfste (auch wenn sie sich unverschämterweise als Feministinnen bezeichnen), verleugnen die patriarchale Unterdrückung und verbreiten den Mythos der Frauen, die sich gegenseitig die Augen auskratzen, sobald keine Männer da sind. Die unter Frauen entstehenden Konflikte stereotypisch als kleinliche Schikanen zu beschreiben, ist sexistisch, denn Männer streiten sich auch, mitunter mit kolossalen Kollateralschäden, und trotzdem werden sie ernst genommen. Die Gründe, die zu Kriegen führen, werden trotz ihrer Absurdität allemal als »wichtig« betrachtet.

Frauen lernen, Männer in punkto Glaubwürdigkeit, Status und Bedeutung über sich selbst und andere Frauen zu stellen. Manche betrachten die Interaktion mit anderen Frauen als eine minderwertige Form der Beziehung. In einem meiner Antidiskriminierungsworkshops gab eine Teilnehmerin zu, dass sie sich weniger bemüht, wenn sie mit Frauen zusammenarbeitet. Sie ergänzte: »Es ist nicht bewusst, aber es nimmt den Druck weg. Ich bin weniger nervös, weil ich mich von Frauen weniger beurteilt fühle ... ich bin weniger verunsichert.« Meine Freundin Leanne, die vor Kurzem Professorin an der Sorbonne in Paris geworden ist, gab mit einem Hauch von Scham zu, dass kritisches Feedback ihrer männlichen Kollegen sie viel stärker trifft, als wenn es von Frauen kommt. Wer stets vermittelt bekommt, unterlegen zu sein, braucht die Bestätigung derjenigen, die sich selbst als überlegen proklamiert haben. Menschen, die den Wert bestimmen und die überlegene Norm verkörpern, können uns hinsichtlich unseres eigenen Wertes am besten beruhigen.

Die Befreiung der Frauen orientiert sich fatalerweise an einem männlichen Modell: Von kleinen Mädchen wird erwartet, dass sie dominanter, abenteuerlustiger und selbstbewusster werden. Aber nur wenige sprechen davon, dass kleine Jungen unterwürfiger oder schüchterner werden, mehr zuhören oder auf andere achten und ruhiger werden sollten.

An Frauen wird appelliert, sich in einer Männerwelt durchzusetzen und dort zu behaupten. Dabei wäre es ja auch denkbar, dass Männer weniger Platz einnehmen und sich zurückziehen. Dahinter steckt die Botschaft: Was Männer tun, wie Männer sind, ist besser. Was wäre, wenn man Männer ermahnen würde, von ihrer hohen Kanzel herunterzukommen, anstatt Frauen zu ermutigen, die gläserne Decke zu durchbrechen und sich ihnen anzuschließen?

Frauen sehen meist durch den männlichen Blick auf sich selbst. Sie passen ihr Äußeres und ihren Körper an, formen und verändern ihn, um Männern zu gefallen. <sup>[339]</sup> Der bekannte Spruch »Wer schön sein will, muss leiden« wurde jedem Mädchen irgendwann beim Haarekämmen gesagt und bereitete uns auf den Umgang mit dem Schmerz vor, den viele stoisch beim Waxing, beim Tragen enger Klamotten und hoher Absätze aushalten. Doch die Schönheitsindustrie macht den Mädchen und Frauen weis, sie leisteten die ästhetische Arbeit für ihr eigenes Vergnügen. Die noch größtenteils von weißen Männern kontrollierte Werbeindustrie trichtert Frauen ein, sie würden sich mit *Self-Care* <sup>[340]</sup> verwöhnen, wenn sie ihre Körperhaare entfernen, Diäten machen, Make-up und enge Klamotten tragen, die dem Körper kaum Luft zum Atmen lassen. Es mag sich für manche Frauen wie *Self-Care* anfühlen, doch vieles davon ist schmerzhaft, unbequem, kostet eine Menge Zeit und Geld und erzeugt Komplexe. Während des Corona-Lockdowns wurde vielen Frauen klar, dass die ästhetische Arbeit, die sie – wie sie sich eingeredet hatten – für sich selbst leisten, eigentlich für die anderen gemeint war. Klassische BHs mit Bügeln wurden massenweise aufgegeben zugunsten von bequemeren Bras und Sport-BHs. Losgelöst vom externen Blick auf sie, trugen Frauen zu Hause weder Make-up noch BHs und bevorzugten warme, weiche, bequeme Kleidung. Außerdem ließen viele Frauen ihre grauen Haare rauswachsen, weil die Friseursalons

geschlossen waren. Sie merkten, dass sie damit klarkamen, und färbten ihre Haare dauerhaft nicht mehr. <sup>[341]</sup> Sätze wie »Männer mögen (nicht), wenn ...« sind prägend für viele Frauen. Auch Artikel in Magazinen verleiten Frauen dazu, ihr Verhalten den männlichen Erwartungen und Vorlieben anzupassen. Umgekehrt ist es nicht so. Den meisten Männern ist es nicht so wichtig, was die Frauen mögen oder nicht mögen (sonst gäbe es wahrscheinlich keine Orgasmislücke).

Die Fixierung auf den externen Blick hindert Frauen daran, ihre eigenen Sehnsüchte, Wünsche und Gefühle zu erkennen und auszuleben. Wenn Frauen ihr Selbstwertgefühl nicht mehr so sehr vom männlichen Blick abhängig machen, können sie sich selbst sehen, fühlen, hören. Sie würden den Zugang zu sich selbst wieder gewinnen.

## **Kollektives Trauma und Befreiung**

Die Philosophin Kate Manne prägte den Begriff »Himpathy«, um die exzessive Empathie zu beschreiben, die männliche Täter sexualisierter Gewalt seitens der Polizei, der Justiz, der Öffentlichkeit und manchmal sogar durch die Opfer selbst erfahren. <sup>[342]</sup> Das erlebte ich, als ich eine Freundin zur Polizei begleitete. Dort erstattete sie Anzeige gegen ihren Uni-Professor, der sie vergewaltigt hatte. Dem Beamten fiel nichts anderes ein als zu sagen: »Sind Sie sich sicher? Er könnte seinen Job wegen Ihnen verlieren.«

Viele Opfer häuslicher Gewalt weigern sich, Anzeige zu erstatten, weil sie ihre Männer weiterhin schützen wollen. Auch die Popikone Madonna entschied sich gegen eine Anzeige, obwohl nicht viel gefehlt hatte, dass Sean Penn sie getötet hätte. <sup>[343]</sup> Anne Sinclair, die damalige Ehefrau von

Dominique Strauss-Kahn, stand bedingungslos zu ihm, als er wegen Vergewaltigung einer anderen Frau angeklagt wurde. Die in Berlin lebende Kuratorin Rebeccah Blum wurde von einem britischen Fotokünstler, mit dem sie eine Beziehung hatte, im Jahr 2020 ermordet. Einige Medien rückten den Mörder und sein Werk in den Mittelpunkt und stellten ihn als leidenschaftlichen Künstler vor, der seinem Trieb ausgeliefert war – trotz der Me-Too-Debatte. <sup>[344]</sup> Werden Femizide so dargestellt, zeigt sich, dass der Mord aus männlicher Perspektive betrachtet wird.

Frauen, die Opfer von Gewalt wurden, lassen sich häufig davon überzeugen, sie seien selbst schuld an den Taten. Und die rechtskräftig verurteilten Täter halten sich nicht selten für unschuldig, wenn sie nicht sogar glauben, selbst das Opfer zu sein. <sup>[345]</sup> Unschuldige Frauen fühlen sich schuldig, und schuldige Männer sind reuelos. Indem die Emotionen der Männer zum Maßstab gemacht werden, eine reflexhafte Identifizierung mit ihren Erfahrungen und Interessen erfolgt und die Frau alles verstehen und verzeihen soll, wird Liebe auf Augenhöhe verhindert. Wenn Frauen ihr Einfühlungsvermögen zu sehr auf die Männer ausdehnen, kommt es dazu, dass sie ihre eigenen Gefühle, ihre eigene Wahrnehmung negieren. Um Liebe auf Augenhöhe zu erfahren, müssen sie die Fähigkeit zur Empathie mit sich selbst wiedererlangen.

Seit Abertausenden von Jahren wird Frauen durch Männer enorme Gewalt zugefügt. Die Hexenjagd zwischen dem 15. und 18. Jahrhundert wurde zum Massenmord an mehr als 200 000 Frauen weltweit, die als Bedrohung für die männliche Herrschaft betrachtet wurden. <sup>[346]</sup> <sup>[347]</sup> Jeden Tag werden Frauen gedemütigt, geschlagen, vergewaltigt und getötet. 2021 haben die deutschen Behörden 161 000 Opfer von Gewalt durch Partner oder Ex-Partner offiziell registriert (die Dunkelziffer ist gigantisch höher), und im Jahr 2020 gingen 139 Männer bis zum Äußersten und ermordeten

die Frau, die sie angeblich liebten. <sup>[348]</sup> Als Vergleich wurde im selben Jahr eine Person durch islamistischen Terrorismus getötet. <sup>[349]</sup> Doch im Gegensatz zum Islamismus werden Femizide <sup>[350]</sup> weder von der Öffentlichkeit noch von den Medien und der Politik ernst genommen, weil unsere patriarchale Gesellschaft die Gewalt an Frauen normalisiert und verharmlost. Frauen haben diese Gewalt verinnerlicht und tragen die Wunden der Vorgenerationen und von allen anderen Frauen, die in der Gegenwart dieser Gewalt ausgesetzt sind, in sich.

Diese kollektiven Wunden führen dazu, dass Frauen große Schwierigkeiten haben, sich aus der patriarchalen Unterdrückung zu befreien. Das Patriarchat produziert kollektive Traumabindungen zwischen Frauen und Männern. Für Traumabindungen sind zwei Faktoren typisch: ein Macht-Ungleichgewicht und die intermittierende Verstärkung von guter und schlechter Behandlung. <sup>[351]</sup> Die Beziehungen zwischen Frauen und Männern sind ambivalent und zweideutig. Liebe vermischt sich mit Unterwerfung und Beherrschung, es gibt Zärtlichkeit und daneben mitunter Erfahrungen der Erniedrigung. Außerdem werden Leidenschaft und Gewalt häufig als zwei Seiten derselben Medaille betrachtet. Diese Zweideutigkeit macht das Patriarchat besonders hartnäckig, weil Frauen immer wieder an ihrer Unterdrückung zweifeln und in Traumabindungen gefangen bleiben, wodurch ihr Urteilsvermögen und ihre innere Kraft massiv beschädigt werden.

Wer noch nie Missbrauch erlebt hat, kann schwer nachvollziehen, warum Menschen an missbräuchlichen und toxischen Beziehungen festhalten. Wenn sie die gewalttätige Verbindung nicht beenden, werden sie für ihre Situation verantwortlich gemacht und als schwach, sogar mitschuldig, dargestellt. Menschen entscheiden sich aber nie freiwillig und bewusst dafür, missbraucht zu werden. Wenn Millionen von Frauen in

derartigen Beziehungen gefangen sind, liegt das an ihrer materiellen und emotionalen Abhängigkeit und zu einem gewissen Teil auch daran, dass sie in einem generationenübergreifenden Muster stecken, das Frauen seit Jahrhunderten plagt. Die Überwindung des Patriarchats wird mit dem Bruch von kollektiven Traumabindungen einhergehen müssen. Das Wort Heilung bedeutet »Wiederherstellung der Ganzheit«. Wir haben viele Teile von uns an das Patriarchat verloren und müssen sie nun zurückgewinnen.

## **Die emotionale Revolution**

Emotionaler Schmerz kann dich nicht umbringen, die Flucht davor schon. Lass ihn zu. Nimm ihn an. Gib dir die Erlaubnis zu fühlen. Gib dir die Erlaubnis zu heilen.

*Vironika Tugaleva*

Viele Frauen hängen der Idee nach, sie sollten sich darauf konzentrieren, ihre Männer zu verändern. Sie empfinden es als ihre Aufgabe, den Reflexions- und Veränderungsprozess bei Männern anzustoßen und zu betreuen. Das passt zu einem bekannten Muster, denn all das verlangt emotionale Arbeit, Geduld, Einfühlungsvermögen und Kompromisse der Frauen. Sie werden ihren Partnern Podcasts empfehlen, ihnen Bücher in die Hand drücken und dabei die ganze Zeit überlegen, wie sie sie dazu bringen können, die Folgen des Patriarchats zu verstehen und neue Perspektiven anzunehmen. Der Entpatriarchalisierungsprozess ihrer Männer wird im Mittelpunkt vieler Gespräche mit anderen Frauen stehen. Freundschaften zwischen heterosexuell gebundenen Frauen werden somit vom Heteropatriarchat kolonisiert. Ihre Funktion ist nicht selten, die

Heterosexualität erträglicher zu machen, indem Frauen ihre Unzufriedenheit abladen und mit mehr Energie, die sie aus dem freundschaftlichen Austausch mit anderen Frauen schöpfen, in ihre heterosexuelle Partnerschaft zurückkehren und die Arbeit weitermachen. Zurück in der Partnerschaft werden sie am Widerstand der Männer anecken, auf rohen Eiern laufen, deren Egos schonen. Sie werden sich entschuldigen, zu ungeduldig, zu wütend, zu hart gewesen zu sein. Das ultimative Ziel bleibt, eine egalitäre Beziehung frei von patriarchalen Mustern zu ihren Männern zu haben. Es mag provokativ klingen, aber ich glaube nicht daran, dass heterosexuelle Beziehungen voll und ganz egalitär sein können. Nicht mit den jetzigen Gesetzen einer kapitalistischen Wirtschaft, die sich von der unbezahlten Fürsorgearbeit der Frauen nährt, nicht mit der patriarchalen Sozialisation, die uns alle prägt. Viele Paare, die sich für egalitär halten, sind es bei Licht betrachtet nicht. Frauen, die ihre heterosexuellen Beziehungen nach außen und nach innen egalitär gestalten wollen, setzen sich unter enormen Druck.

Frauen aus der Gay Liberation Party schrieben 1972 in einem Statement, sie machten sich Sorgen um die heterosexuellen Frauen, weil sie glauben, dass sie sich befreien können, in dem sie neue Männer erzeugen, [352] und Unmengen an Energie darin investierten, für mittelmäßige Ergebnisse. Ich wünsche Frauen in heterosexuellen Beziehungen, dass sie einfach loslassen. Nicht aufgeben, sondern den Druck, ein feministisches Paar zu sein, loslassen und schauen, was passiert. Dann werden sie sehen, wie viel Energie dadurch freigesetzt wird, die sie vielleicht anders verwenden wollen – für sich selbst. Vielleicht können sie die Kraft zurückgewinnen, die ihnen zusteht. Sie können ihre Selbstliebe kultivieren, die jahrhundertelange Misogynie und verinnerlichte Minderwertigkeit erkennen und Schicht für Schicht ablegen. Sie sollten aufhören, ihre

Männer ändern zu wollen. Man kann andere nicht ändern, höchstens sich selbst. Frauen sollten damit aufhören, Selbsthilfebücher zu lesen, die ihnen versprechen, sie könnten ihre Beziehung retten. Stattdessen können sie sich selbst die Liebe geben, nach der sie sich sehnen, und von den Wunden heilen, die ihnen das Patriarchat von Kindesbeinen an zugefügt hat. Vielleicht müssen sie erst mal bemerken, dass sie verwundet sind. Alles zu seiner Zeit. Wenn sie nicht mehr auf ihre Männer fixiert sind, entstehen Raum und Energie, um die eigenen Bedürfnisse zu erkennen und zu beachten. Und vielleicht wird das Ergebnis dieser Reise sein, dass sie ihre Beziehung beenden, um Platz zu machen für das, wonach sie streben: authentische Liebe, stärkere Verbindung und emotionale Tiefe. Trennungen sind manchmal Teil des Prozesses, das ist in Ordnung. Wenn Frauen an sich selbst arbeiten, werden die Männer ihnen entweder folgen oder sie werden ihnen entwachsen. Die Reise kann ohne Männer weitergehen. Was unsere Bestimmung war, wird bleiben. Was gehen muss, wird gehen.

Dem Opium des Patriarchats – die Sucht nach der Liebe der Männer und die tiefe Überzeugung, dass heterosexuelle Liebe zu einem guten Leben führt – kann seine Wirkung entzogen werden. Die Sucht erfüllt eine Funktion: den überwältigenden Schmerz nicht zu spüren, der von der Unterdrückung verursacht wird. Wenn Frauen sich dies bewusst machen und tiefgehend an ihrer Heilung arbeiten, individuell und kollektiv, wären sie weniger anfällig für das Opium des Patriarchats – sie brauchen es nicht mehr. Die Menschheit steht vor einer großen Aufgabe: Wir sollten unsere Vorstellungen von der Liebe und unseren Umgang damit neu fassen, um Liebe als expansiv, großzügig und heilsam zu erleben. Wenn wir uns der patriarchalen Hierarchie entziehen und ihr nicht mehr die Macht geben, unseren Selbstwert zu bestimmen, haben wir schon viel erreicht. Dann sind wir bereit für eine Revolution der Liebe.

Autoimmunkrankheiten entstehen, wenn das Immunsystem nicht mehr für, sondern gegen den Körper arbeitet, indem er körpereigene Zellen als fremd erkennt und angreift. Solche Krankheiten beschädigen die Gelenke, das Bindegewebe, Nerven und Organe wie die Augen, die Haut, den Darm, die Leber oder das Gehirn. Sie bilden nach Herz-Kreislauf- und Tumorerkrankungen die dritthäufigste Erkrankungsgruppe. An Autoimmunerkrankungen leiden überwiegend Frauen. [353] Der renommierte Traumaforscher Gabor Maté führt diese höhere Prävalenz auf soziale Faktoren zurück und macht den emotionalen Stress, dem Frauen ausgesetzt sind, verantwortlich. [354] Frauen werden sozialisiert, die Emotionen ihres Umfelds aufzusaugen und ihre eigenen zu unterdrücken. Ihnen fällt es manchmal schwer, zwischen den eigenen und den Emotionen der anderen zu differenzieren – wie auch das Immunsystem, das bei Autoimmunerkrankungen nicht mehr zwischen »fremd« und »selbst« unterscheiden kann. Aberhunderte Jahre im Patriarchat haben Frauen ihren Körpern entfremdet. Der emotionale Schmerz, der aus der mangelnden Verbindung mit sich selbst hervorgeht, ist real und verschwindet nicht. Die Wut, die sich aus der patriarchalen Ungerechtigkeit ergibt, auch nicht. Schmerz und Wut gehören zur menschlichen Existenz. Wir müssen sie nicht herunterschlucken. Doch der weiblichen Wut wird in unserer Gesellschaft kein Platz gegeben. Sie wird diskreditiert [355] oder als Traurigkeit missinterpretiert – weil Traurigkeit weniger bedrohlich wirkt als Wut. Der Zorn ist eine kraftvolle transformative Kraft, weshalb versucht wird, den Frauen diese Macht zu entziehen. Die Wut der Frauen ist legitim, wir haben das Recht, wütend zu sein. »Wer nicht wütend ist, ist nicht aufmerksam genug« – dieser Spruch kursiert in aktivistischen Kreisen und sorgt dafür, Wut als normale Reaktion auf Ungerechtigkeit zu verstehen und als legitim zu betrachten. Mädchen lernen sehr früh, dass wütend sein nicht zum

erwünschten Verhalten gehört. So lernen sie, diese Wut in sich einzukapseln. Wir können diesen Emotionen erlauben, durch uns hindurchzufließen, anstatt unseren Körper zum Gefängnis unseres Schmerzes und unserer Wut werden zu lassen.

Emotionen müssen und sollten nicht kontrolliert werden, sie müssen gelebt, ausgedrückt, kommuniziert und verstanden werden. Das ist eine politische und revolutionäre Aufgabe – wir brauchen diese emotionale Revolution. Dafür müssen wir in unseren Körper zurückkehren, ihn bewusst bewohnen und die Gefühle zurückerobern, denn Emotionen sind körperliche, somatische Erfahrungen. Der Feministin Carol Gilligan zufolge trennt das Patriarchat den Körper vom Geist und die Emotionen vom Verstand. <sup>[356]</sup> Wenn wir also von unseren Emotionen abgeschnitten sind, fällt es uns schwer, unser Denken mit unseren Gefühlen in Einklang zu bringen. Die feministische Revolution bedeutet also auch, unseren Emotionen mehr Raum zu geben und sie aufzuwerten. Wir dürfen uns nicht auf das Gehirn und den Intellekt zurückziehen. Es ist nicht ganz einfach, diesen Schritt zu gehen, weil er uns in eine verletzliche Position bringt, aber es gibt keine Befreiung ohne Verletzlichkeit. Wenn wir unsere eigene Stimme zurückgewinnen, die Stimme, die in uns existiert und die durch das Patriarchat stumm geschaltet und tief vergraben wurde, stellen wir den Zugang zu einer starken und authentischen Ausdruckskraft wieder her. Das ist das Ziel des Feminismus: uns allen zu helfen, zu dieser inneren Stimme zurückzukehren. Wenn wir kollektiv diese Stimme wiederfinden, hat das Patriarchat keine Chance mehr.

Der Zugang zu unserer Stimme entsteht nicht durch eine kognitive Übung, sondern durch den Körper. Unterdrückungssysteme basieren auf der Differenzierung zwischen Natur und Kultur. Während Kultur für Überlegenheit, Zivilisation, Fortschritt steht, wird Natur als Zustand der

Unterlegenheit konstruiert. Die Körper der Frauen, die menstruieren, Babys zur Welt bringen und Milch produzieren können, wurden als der Natur unterworfen behandelt, was eine wichtige Grundlage für ihre Unterlegenheit im Vergleich zu den Männern bildete. Feministinnen des 20. Jahrhunderts haben deshalb versucht, sich von dieser Zuschreibung zur und Assoziation mit der Natur zu emanzipieren. Sie versuchten, der Unterwerfung ihrer Körper zu entkommen, indem sie zum Beispiel bewusst ihre Babys nicht stillten oder gar keine Kinder bekamen. Shulamith Firestone beispielsweise insistiert, dass menschlich sein bedeutet, der Natur zu entwachsen. Sie schreibt: »Wir können die Aufrechterhaltung eines diskriminierenden Geschlechtsklassensystems nicht mehr mit seinem Ursprung in der Natur rechtfertigen.« <sup>[357]</sup> Für sie bedeutet das: Frauen übernehmen die Kontrolle über die Fortpflanzungsmittel und verweigern Schwangerschaften. <sup>[358]</sup> Doch der Versuch, sich vom eigenen Körper zu trennen, entspricht einem kolonialen Bedürfnis nach Herrschaft über andere Menschen, die Natur und andere Arten. Indem sie versuchten, aus ihren Körpern auszutreten, um nicht mehr ihrem »natürlichen« Zustand zugewiesen zu werden, haben diese Frauen verlernt, ihre Körper zu spüren. Frauen sollten nicht aus der »Natur« austreten, um sich zu befreien, sondern in sie zurückkehren, um sich kollektiv befreien zu können. Es geht nicht um eine naive Vorstellung der »Natur« als paradiesischem Ort, sondern um einen notwendigen Paradigmenwechsel. Eine somatische Revolution. Wir sind die Natur, die Natur ist kein Ort, die Natur existiert nicht außerhalb von uns, sondern in uns. So kann ein wahrhaft intersektionaler Feminismus verwirklicht werden, der nicht nur darauf abzielt, den Regler auf einer Hierarchie der Menschlichkeit zu verschieben, sondern die gesamte Hierarchie zu vernichten. Die Herabsetzung der »Natur« ist die Grundlage der Hierarchie, die wir abbauen müssen. Wenn wir uns der unterdrückenden

Hierarchie entziehen wollen, müssen wir die künstliche Linie zwischen Mensch und Tier, zwischen Kultur und Natur verflüssigen.

Starke, wütende und verletzte Frauen sind die eine Sache. Wir brauchen aber auch eine Krise der Männlichkeit. Wie männliche Identität ausgelebt und besetzt wird, muss neu definiert werden. Die Männlichkeit der überwiegenden Mehrheit der Männer gründet in einer Kultur, die Vulnerabilität, Emotionen und Gefühle ablehnt. In dieser Kultur ist Fühlen angstbesetzt, weil das mit Kontrollverlust einhergeht. Unsere Gesellschaft tut sich schwer mit Emotionen, weil sie uns daran erinnern, dass wir nicht völlig rationale Wesen sind, die stets alles unter Kontrolle haben. Gefühle irritieren das System, in dem wir leben, und sie sind unbequem. Als Kinder haben wir nicht gelernt, unsere Emotionen zu erkennen, über sie zu sprechen und sie auszuleben. In unserer Gesellschaft ist die primäre Art des Umgangs mit ihnen Verdrängung und Verleugnung. Doch unsere Emotionen erzeugen Empathie und sind wunderbare Wegbegleiterinnen. Unsere Wut zum Beispiel schützt uns. Sie ist der schützende Teil von uns, der sich voll und ganz dafür einsetzt, dass wir respektvoll behandelt werden. Emotionen sind ein wichtiger Kompass, der Auskunft über den Zustand der Welt geben kann. Carol Gilligan erkennt das Potenzial, das in der kollektiven Beachtung unserer Emotionen steckt: »Dass wir unsere eigenen Gefühle vermitteln, die Gefühle anderer verstehen und so die Risse in unseren Beziehungen kitten können, bedroht hierarchische Strukturen. Mitgefühl und zarte Anteilnahme am Leid anderer sowie deren Menschlichkeit machen es schwierig, Ungerechtigkeit aufrechtzuerhalten und zu rechtfertigen.« <sup>[359]</sup> In einer Gesellschaft, in der Emotionen kaum Platz haben, können wir gleichgültig an Menschen vorbeigehen, die im Winter auf der Straße schlafen. Wir können schweigen, wenn die Polizei vor unseren Augen rassistische Gewalt ausübt. Wir können wegschauen und

weghören, wenn eine Frau in der benachbarten Wohnung geschlagen wird. Wenn wir den Zugang zu unseren Emotionen versperren, blockieren wir gleichzeitig den Zugang zu unserer Empathie, die unsere Fähigkeit nährt, gegen Ungerechtigkeit zu kämpfen. Wenn Menschen nichts fühlen, können sie auch Gräueltaten begehen, ohne sich dabei schlecht zu fühlen. Kulturen, die »kühl«, »gefasst« und »versteift« wirken, haben diese Eigenschaften entwickelt, um sich von dem Schmerz zu trennen, der in ihrer Mitte verursacht wurde. Emotionen werden verdrängt, wenn sie nicht auszuhalten sind. Der Traumaforscher Gabor Maté führt die aufgeführte Emotionslosigkeit mancher Kulturen auf das Bedürfnis zurück, sich gegen den Schmerz zu schützen, der anderen Menschen auferlegt wurde. Er führt etwa die kühle, rigide Art der britischen Kultur auf die Gewalt zurück, die in den Kolonien angewendet werden musste, um die imperialistische Macht durchzusetzen. <sup>[360]</sup> Diese Beobachtung gilt ebenfalls für die deutsche Kultur. Heute droht die Welt jede Sekunde in Brand zu geraten, weil Männer emotionslos auf einen Knopf drücken können, der eine Atombombe aktivieren kann. Wenn Männer ihre Emotionen verdrängen, ist das besonders folgenreich, nicht nur für ihr intimes Leben, sondern für die ganze Welt.

## 12 Haben Männer etwas zu verlieren?

Solange Männer einer Gehirnwäsche unterzogen werden, die gewaltsame Beherrschung und den Missbrauch von Frauen mit Privilegien gleichsetzt, haben sie kein Verständnis für den Schaden, den sie sich selbst oder anderen zufügen, und keine Motivation, sich zu ändern. <sup>[361]</sup>

*bell hooks*

Viele Männer beklagen sich über die heutige Krise der Maskulinität. Sean Penn, der ironischerweise im Film *Milk* eine prominente Figur der Schwulenbewegung in der Hauptrolle verkörperte, beschrieb: »Männer sind ziemlich verweiblicht, und ihre feigen Gene bringen sie dazu, Röcke zu tragen.« <sup>[362]</sup> Dazu ergänzte er, dass er »nicht finde, dass wir, um fair zu Frauen zu sein, so werden sollten wie sie«. Warum sollten Männer Angst haben, »wie Frauen« zu werden?

Die Emotionalität umhüllt das binäre Geschlecht und zeigt, wie die Kategorien »Mann« und »Frau« identitätsstiftend wirken. Viele Menschen werden orientierungslos, wenn dieser Teil ihrer Identität relativiert wird. Männer wie Sean Penn, die sich über den »Gender-Wahnsinn« beklagen, haben Angst, »wie Frauen« behandelt zu werden – im Grunde fürchten sie sich vor der Gleichstellung und dem Verlust ihrer superioren Stellung. Die

Identitätskrise, die zwangsläufig mit der Infragestellung der Kategorien »Mann« und »Frau« einhergeht, ist für viele Männer kaum auszuhalten, denn sie führt zu unbequemen Fragen: Wer bin ich, wenn ich kein Mann bin? Bin ich dann einfach ein Mensch – wie die Frauen auch? Wenn Männer einfach »Menschen« sind, bedeutet das, sie sind nicht *besser* als die Frauen und es gibt keinen Grund mehr, diese zu beherrschen. Viele Männer schützen die Männlichkeit, weil sie meinen, dass das, was sie als Privileg wahrnehmen, davon abhängt, nämlich: Frauen zu dominieren. Aber ist es wirklich ein »Privileg«, andere unterdrücken zu können? Männer brauchen keine Frauen zu unterwerfen, um sich lebendig und machtvoll zu fühlen. Die Angst der Männer, die patriarchale Macht loszulassen, zeigt uns, wie viel Macht und Selbstwert vom Geschlecht und der dahinterstehenden Hierarchie abgeleitet werden – und wie fragil dieses Selbstwertgefühl ist. Allein die Tatsache, dass wir den Verlust der männlichen Macht und Privilegien als »Krise der Männlichkeit« bezeichnen, ist ein Eingeständnis der Macht. Dadurch wird deutlich, wie selbstverständlich die Macht der Männer in unserer Gesellschaft ist. Deshalb fühlen sich so viele Männer durch den Feminismus so bedroht.

Die Krise der Männlichkeit geht meiner Meinung nach nicht weit genug. Wir brauchen eine *wahre* Krise der Männlichkeit. Die Männlichkeit wäre nicht mehr in Relation zur Weiblichkeit definiert, nicht mehr in Unterdrückung verankert. Eine wahre Krise der Männlichkeit würde bedeuten, dass Männer bereit sind, Menschen zu werden, die nicht über allem stehen: über Frauen, der Mehrheit der Weltbevölkerung, Tieren und Natur. Doch in den Medien wird die Krise der Männlichkeit oft als Problem dargestellt: Die Männer seien verloren, sie wüssten nicht mehr, was ihre Rolle in der Gesellschaft sei, sie seien verunsichert, wie sie sich verhalten sollen. Genau darum geht es: Männer müssen Machtmissbrauch, Herrschaft

und Unterdrückung verlernen. Eine Krise der Männlichkeit soll Männer nicht in eine zweitrangige Stellung in der Gesellschaft drängen. Es soll eine neue Form des Seins für Männer entstehen, die nicht auf Unterdrückung und Überlegenheit beruht. Eine Befreiung von der unterdrückenden Männlichkeit, die niemandem guttut – weder Frauen, trans und nichtbinären Menschen noch Männern. Das Patriarchat kann nur abgelöst werden, wenn das binäre Geschlecht aufgebrochen wird. Dafür muss die Architektur zerstört werden, in die die Macht eingebettet ist. Das Ende des Patriarchats ist kein Nullsummenspiel. Wenn Frauen befreit werden, bedeutet das nicht, dass Männer eingesperrt werden.

## **Der Preis der Macht: Gewalt gegen Männer**

Daß Männer ein starkes Bedürfnis haben, andere Männer zu erniedrigen, und zwar eben weil es Männer sind, ist eine Tatsache, für die es in der Geschichte genug Beweise gibt. <sup>[363]</sup>

*James Baldwin*

Männer müssen einen hohen Preis dafür zahlen, um in der patriarchalen Gesellschaft über die Macht, die Ressourcen und Kontrolle zu verfügen. Jungen, die aufgefordert werden, ihr wahres Selbst aufzugeben, um das patriarchalische Ideal zu verwirklichen, »lernen früh, sich selbst zu betrügen, und werden für diese Morde an ihrer Seele belohnt«, so bell hooks. <sup>[364]</sup> Auch die Unterdrücker leiden, obwohl sie die Ideen produzieren, die die Unterdrückten entmenschlichen. Weil ihnen das System mit all seinen Privilegien und der Macht nutzt, sind sie nicht daran interessiert, sich mit den Nachteilen auseinanderzusetzen, die sich aus der

Unterdrückung für sie ergeben. Die Unterdrückung der Männer durch die Männer ist die versteckte Seite des Patriarchats. Der Virilismus – eine Ideologie, die die Virilität als höheren Wert für Männer propagiert – wurde durch die Mythologie, die Literatur und die künstlerische und kulturelle Produktion über die vergangenen Jahrtausende gefördert. Kriegsführung, Nationalismus und Kolonialismus sind wichtige Bestandteile des Virilismus, weil die Besetzung des Lands, der Natur und anderer Menschen für die Männlichkeit identitätsstiftend wirkt. Eine starke Nation führt eine starke Männlichkeit auf, wie sich etwa an Militärparaden zeigt. Deshalb sind Nationalismus und Patriarchat nicht zu trennen, sie verstärken sich gegenseitig durch Militarisierung, Grenzregime sowie ein System von Autorität und Kontrolle. Alles, was die Männlichkeit bedroht, wird zugleich als Gefahr für die Nation verstanden. Deshalb sind Nationalisten in der Regel homophob. Kolonisierte Männer wurden von den Kolonialisten als entweder hypermaskulin und hypersexuell (bedrohlich und animalisch) oder als »weibisch« (schwach und kindisch) beschrieben. <sup>[365]</sup> Solche Darstellungen erlaubten den Kolonisatoren, die als »gesund« betrachtete hegemoniale Männlichkeit den weißen Männern vorzubehalten und somit ihre Herrschaft und die koloniale Gewalt zu rechtfertigen. Die Entmannung der kolonisierten und versklavten Männer war eine wichtige Strategie im Kolonialismus, vollzogen durch Vergewaltigungen – sowohl der kolonisierten Männer als auch »ihrer« Frauen. <sup>[366]</sup> Heute kursieren nach wie vor Darstellungen einer »ungesunden« Männlichkeit, die angeblich typisch sei für muslimische, Schwarze und asiatische Männer, die jeweils gefährlich, hypersexuell oder »weibisch« seien.

Die Brutalität des Patriarchats erleben weiße, heterosexuelle cis Männer kaum oder gar nicht, weil sie in erster Linie davon profitieren. Doch wie Virginie Despentes erinnert, gehören »die Körper der Frauen [...] den

Männern nur dann, wenn die Körper der Männer in Friedenszeiten der Produktion und in Kriegszeiten dem Staat gehören. [...] Die traditionelle Männlichkeit verstümmelt nämlich ebenso wie die Zuweisung zur Weiblichkeit«. <sup>[367]</sup> Die Heerscharen von Männern in der Ukraine, die vor Krieg und Tod nicht fliehen können, weil sie von der Armee einberufen wurden, gemahnen bitter an die Tatsache, dass auch Männer der patriarchalen Gewalt nicht entkommen.

Polysexualität (in der altgriechischen Tradition) wird oft falsch als romantische Homosexualität dargestellt und missverstanden. Bei der sogenannten Päderastie handelte es sich um eine moralische und erzieherische Beziehung zwischen einem erwachsenen Mann und einem jüngeren Knaben. Die Rolle des älteren Mannes war, den Jungen (ab dem Alter von elf) zu »virilisieren«. Die sexuelle Beziehung war in diesem Kontext in einer Machtdynamik verankert. Der ältere Mann dringt in den Jüngeren ein und keinesfalls umgekehrt, da es sich um ein Dominanzverhältnis handelt. Das Sperma sollte den Jungen männlich machen und die Muttermilch neutralisieren, von der männliche Babys in der Kindheit verweichlicht würden. Ein weißlicher Körperfluss sollte also einen anderen neutralisieren. <sup>[368]</sup> Päderastie ist im Laufe der Jahrhunderte in vielen Kulturen zu finden: im antiken Griechenland und Rom, bei den Kelten, in Japan, China, Ozeanien, Guinea oder auch in Italien während der Renaissance. Diese Systeme waren für Jungen aus bestimmten Klassen gewaltvoll und in vielen Fällen mit Vergewaltigung verbunden. Jungen werden in der patriarchalen Kultur einem Aufnahme-ritual in die Männlichkeit unterzogen, das ihnen beibringen soll, das Leiden und den Schmerz stillschweigend auszuhalten. Aus ihnen sollen abgehärtete, gehorsame Krieger, Soldaten und Kapitalisten werden.

Auch Männer tragen emotionalen Schmerz in sich und brauchen Heilung. Als ersten Schritt müssen sie bemerken und verstehen, dass sie diesen Schaden erlitten haben. Das fängt damit an, ein weiches Herz zu kultivieren. Das Beste, was wir tun können, ist Jungs mehr wie Mädchen zu erziehen, und nicht umgekehrt. Sie sollen lernen, liebevoll mit anderen umzugehen und ihrer Umgebung Aufmerksamkeit zu schenken. Zur Heilungsarbeit gehört auch, dass Männer sich über den Schaden bewusst werden, den sie allen anderen Geschlechtern zugefügt haben. Eine der häufigsten Rückmeldungen, die ich auf mein Buch *Why We Matter* bekam, bezog sich auf die Passage im Buch, in der ich die Betroffenheit der Männer im Patriarchat thematisiere. Die Leser\*innen waren berührt davon, dass auch Männer unter dem Patriarchat leiden. Das fand ich bemerkenswert und es beweist die *Himpathy*, von der oben schon die Rede war: Wir haben die Überlegenheit der Männer so tief verinnerlicht, dass ihr Leiden schwerer wiegt als das der Frauen. Anscheinend erzeugen die Abertausenden Femizide, die ungezählten Vergewaltigungen und andere Formen von Gewalt an Frauen nicht das gleiche Maß an Empathie. Erst wenn festgestellt wird, dass auch Männer darunter leiden, wird die Bekämpfung des Patriarchats ernster genommen und als rechtmäßig erkannt.

### **Ke\*\*ep calm and be equal**

»Der Feminismus ist eine sozialistische, anti-familiäre politische Bewegung, die Frauen dazu ermutigt, ihre Ehemänner zu verlassen, ihre Kinder zu töten, Hexerei zu betreiben, den Kapitalismus zu zerstören und lesbisch zu werden«, sagte 1992 ein weißer US-Amerikaner. <sup>[369]</sup> Damit

liegt er gar nicht mal so falsch. Dieser Satz bedarf nur ein paar Umformulierungen:

Der Feminismus ist eine sozialistische, Familien auflösende politische Bewegung, die Frauen dazu ermutigt:

- ~~ihre Ehemänner zu verlassen~~ für sich selbst einzustehen und sich gegen Ausbeutung, Gewalt und Objektivierung zu wehren (was zum Verlassen ihrer Männer führen kann);
- ~~ihre Kinder zu töten~~ über ihren Körper zu verfügen und zu entscheiden, ob, wann, wie viele und mit wem sie Kinder haben und aufziehen wollen;
- ~~Hexerei zu betreiben~~ Liebe und heilsame Energien zu verbreiten, um den Schmerz durch Jahrhunderte von Traumata, Wunden und Gewalt zu beenden;
- ~~Kapitalismus zu zerstören~~ alternative Gesellschaftsmodelle zu entwickeln, die nicht auf Ausbeutung, Hierarchien, Herrschaft und der Zerstörung unseres Planeten beruhen;
- ~~lesbisch zu werden~~ die binäre Geschlechterordnung aufzulösen und das Heteropatriarchat zu zerschlagen – und ja, warum nicht auch lesbisch zu werden.

Anti-feministische Akteure und Bewegungen beklagen sich über inklusive Sprache und warnen, dass die traditionelle Familie angegriffen wird. Sie behaupten, dass Kindern Homosexualität eingetrichtert werde und dass die *Gender Studies* eine gefährliche Ideologie verbreite, die die Nation, die Zivilisation und die Männer zu vernichten drohe. Diese Attacke auf den

Feminismus belegt ganz deutlich: die Angst dieser Menschen, den oberen Platz in der globalen Hierarchie zu verlieren. Die Angst, in einer solchen Welt nichts mehr wert zu sein, weil der bisher an der Unterlegenheit und dem Dominanzverhältnis gegenüber anderen gemessen wurde. Die Angst, dass die Unterdrückung, Ausbeutung und Gewalt, denen bisher Frauen ausgesetzt sind, nun auch für Männer gilt.

Viele Männer fürchten sich vor dem Feminismus, den sie als Umkehrung der Unterdrückung interpretieren. Das sagt viel darüber aus, wie sie die jetzige Situation einschätzen: Diese Männer sind sich wohl darüber bewusst, dass Frauen unterdrückt werden, sonst hätten sie keine Panik vor einer umgekehrten Situation. Daran zeigt sich auch, dass diese Männer so tief im System gefangen sind, dass sie keine Alternative zu Unterdrückung und Ungleichheit, Herrschaft und Hierarchie sehen. Sie können sich kein unterdrückungsfreies System vorstellen, für das die feministische Bewegung aber kämpft.

Die Entfremdung von ihren Gefühlen erleichtert es den Männern, die Verantwortung für den verursachten Schmerz abzulehnen. Die anti-feministische Bewegung ist ein gutes Beispiel dafür: Die dort engagierten Männer suggerieren, sie seien diejenigen, die tatsächlich von Frauen schikaniert, kontrolliert und unterdrückt würden. Große Teile der Öffentlichkeit glauben ihnen sogar. Feminismus wird nicht gehasst, weil er Männer gefährdet, sondern »Feminismus wird gehasst, weil Frauen gehasst werden. Anti-Feminismus ist ein direkter Ausdruck von Misogynie. Es ist die politische Verteidigung des Frauenhasses«, so Andrea Dworkin. <sup>[370]</sup>

Solche politisch-gesellschaftlichen Strömungen versuchen, die Männlichkeit und die damit einhergehende patriarchale Hierarchie zu schützen. Der Feminismus will Gerechtigkeit, Gleichheit und Freiheit für alle. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen die soziopolitischen Kategorien

›Mann‹ und ›Frau‹ verschwinden. Monique Wittig drückte es in den 1980ern deutlich aus: »Unser Kampf besteht darin, die Männer als politische Klasse zu vernichten – kein Massenmord. Erst wenn die Klasse der Männer verschwindet, werden auch die Frauen als Klasse verschwinden, weil es keine Sklav\*innen ohne Sklavenmeister geben kann.«<sup>[371]</sup> <sup>[372]</sup> Die Klasse der Männer wird dann verschwinden, wenn Männer ihre patriarchale Maske ablegen, die sie seit der Kindheit wie eine Rüstung tragen.

Es bricht mein Herz zu sehen, unter welchem Druck Jungen noch heute ihre Männlichkeit aufführen müssen, um akzeptiert zu werden. Sogar Jungs, die in feministischen Familien aufwachsen, erleben diesen Druck – in der Schule, beim Sport, im Fernsehen, von älteren Jungs und Männern. Ich wünsche allen Jungen den nötigen Raum, um Pausen vom patriarchalen Druck einlegen zu können, in denen sie einfach sie selbst sein dürfen.

Wenn wir unseren Selbstwert von der Unterlegenheit anderer abhängig machen, ist er zerbrechlich und fragil. Wir müssen dann diese Überlegenheit subtil, manchmal auch explizit, ständig neu behaupten. Sich aus Unterdrückungssystemen zu lösen, kann auch für Menschen aus dominanten Gruppen befreiend sein, da sie lernen, sich aus ihrer verinnerlichten Überlegenheit zu befreien. Sie begreifen, dass ihr eigener Selbstwert nicht von der Unterlegenheit anderer abhängt. Über die Überlegenheitskomplexe dominanter Gruppen wird selten gesprochen. Immerzu ist von den Minderwertigkeitskomplexen marginalisierter Gruppen die Rede: Sie sollen sich empowern, Selbstliebe kultivieren und an ihrem Selbstbild arbeiten. Ihnen wird viel Verantwortung übertragen für einen Zustand, in dem sie sich nicht freiwillig befinden.

Das Zusammenspiel von verinnerlichter Überlegenheit bei den einen und verinnerlichter Unterlegenheit bei den anderen rechtfertigt implizit

Ungleichheiten. Es erlaubt den Menschen aus den dominanten Gruppen, Diskriminierung, Ungleichheit und Ungerechtigkeit zu verargumentieren: *Wir sind besser, wir verdienen es, oben zu sein und mehr zu haben* . Und Menschen aus den unterdrückten Gruppen akzeptieren resigniert ihre Position, weil sie glauben, dass sie nichts anderes verdienen.

Im Patriarchat wimmelt es vor Narzissten. Putin, Trump, Erdogan, Bolsonaro, Kim Jong-un und viele weitere Machtfiguren verkörpern die patriarchale Macht. Sind die narzisstischen Persönlichkeitsstörungen von Männern ausschließlich auf die Elternbeziehung oder auf genetische und neurobiologische Faktoren zurückzuführen? Könnte es nicht sein, dass sie von einer ausgeprägt patriarchalen Sozialisation, die Männer vergöttert und über alles stellt, begünstigt wird? Studien belegen, dass die narzisstische Persönlichkeitsstörung vorwiegend Männer betrifft. <sup>[373]</sup> In den letzten Jahren hat das Wort »narzisstisch« in den sozialen Medien, in Gesprächen, in Magazinen und Beziehungsratgebern Hochkonjunktur. Eine Frau wird nach einem Date gehostet? Er ist narzisstisch. Der Freund will sich nicht binden? Wahrscheinlich ist er narzisstisch. Das ist eine billige Erklärung und Entschuldigung für ihr schäbiges Verhalten. So versäumen wir die Chance, die zugrunde liegenden Faktoren und die Rolle von Kultur und Sozialisation zu entlarven. Mentale Krankheiten und Störungen werden stattdessen von unserer neoliberalen Gesellschaft geschickt instrumentalisiert, um die Ursachen eines bestimmten Verhaltens zu individualisieren, statt sich mit den Faktoren auseinanderzusetzen, die ein solches Verhalten normalisieren. Das Patriarchat darf unberührt bleiben und weitere Generationen von kleinen Narzissten können aufblühen, ohne dass ihre Sozialisation infrage gestellt wird. Die narzisstischen Persönlichkeiten und überhöhten Egos gewisser Männer sind Beiprodukte des Patriarchats und sollten als solche behandelt werden.

Männer, die sich der feministischen Revolution anschließen wollen, müssen sich fragen: Bin ich bereit, einen Teil meines Vermögens, meiner Ressourcen und meiner Macht abzugeben, um meiner Menschlichkeit mehr Raum zu geben? Bin ich bereit, meine vermeintliche Überlegenheit zu verlernen und abzulehnen? Bin ich bereit, kein Mann mehr zu sein, sondern einfach nur Mensch? Bin ich bereit, mich selbst zu lieben, ohne dass mein Wert daran geknüpft ist, über anderen zu stehen?

## 13 Die Revolution der Liebe

Eine Erweckung zur Liebe kann nur stattfinden, wenn wir uns von den Vorstellungen von Macht und Dominanz lossagen, von denen wir förmlich besessen sind. <sup>[374]</sup>

*bell hooks*

Auf Augenhöhe zu lieben heißt, gegenseitig die Freiheit, die Autonomie und die Vollständigkeit der Person anzuerkennen. Das Streben nach Gleichheit zwischen Frauen und Männern stellt das heterosexuelle Begehren auf den Kopf: Es greift die Basis der heterosexuellen Kultur an, die die Machtasymmetrie zwischen Frauen und Männern erotisiert, denn Machtgefälle sind das Herzstück heterosexueller Begierde und Erotik. <sup>[375]</sup> Wenn die Ungleichheit bisher ein Element heterosexueller Erotik war, bewirkt die Gleichheit dann das Gegenteil? Können Männer Frauen lieben, die sie als ihresgleichen betrachten? Und finden Frauen Männer attraktiv, die ihnen auf Augenhöhe begegnen und sie auch so behandeln? Bei einer Begegnung von Frauen und Männern auf Augenhöhe würden heterosexuelle Beziehungen grundlegend anders aussehen – und sich anders anfühlen. Es bedarf dafür einer Revolution der Liebe, hin zu mehr Gerechtigkeit, mehr Freiheit ... und mehr Liebe.

## Ist Gleichheit unsexy?

Männer [können] nicht von gleich zu gleich ficken [...], und Männer müssen ficken: denn ein Preis der Vorherrschaft ist Impotenz angesichts von Gleichheit. <sup>[376]</sup>

*Andrea Dworkin*

Nachdem wir uns mal wieder über die Aufteilung der Haushaltsaufgaben gestritten hatten, erwähnte mein damaliger Partner einen *New-York-Times* - Artikel, der uns seiner Meinung nach helfen könnte, unseren Alltag zu befrieden. Ich war sehr gespannt. Der Artikel »Bedingt eine egalitäre Ehe weniger Sex?« kommentierte die Ergebnisse einer Studie, derzufolge egalitäre Geschlechterrollen bei verheirateten Frauen zu weniger ehelicher und sexueller Zufriedenheit führen. <sup>[377]</sup> Wenn Männer sämtliche als weiblich betrachtete Aufgaben erledigten, also Wäsche falten und wegräumen, kochen oder staubsaugen, hatten Paare 1,5 Mal weniger Sex pro Monat als jene Paare, bei denen der Ehemann die als männlich betrachteten Aufgaben übernahm, etwa den Müll rausbringen oder das Auto reparieren. Je mehr sich die Ehemänner um »ihre« Aufgaben kümmerten und je weniger sie als weiblich betrachtete Aufgaben übernahmen, desto sexuell befriedigter waren ihre Frauen, berichtete die Studie. <sup>[378]</sup> Schon nach ein paar Zeilen versank ich in Hoffnungslosigkeit, denn ich konnte mir seine Schlussfolgerung aus diesem Artikel ausmalen – und die hörte sich wie ein schlechter Witz an: Lass uns an die traditionellen Geschlechterrollen halten, dann wird alles gut! Auch wenn die Studie das Gegenteil behauptete, sind »patriarchale Beziehung« und »glückliche Frau« für mich unvereinbare Dinge. Eine patriarchale Aufteilung der Aufgaben kam für mich also nicht infrage – trotz des Glücksversprechens.

Ich kann mir die Ergebnisse der Studie nur so erklären: Frauen empfinden eine gewisse Befriedigung in der männlichen Dominanz. Ihnen wird beigebracht, die unterlegene Position zu mögen, sie als komfortabel zu empfinden und als Teil ihrer Identität zu verstehen. Wenn sich Mädchen über das übergriffige oder aggressive Verhalten von Jungs beschweren, wird ihnen gesagt, deren Verhalten sei Ausdruck von Liebe und Zuneigung – »er mag dich bestimmt« oder »was sich neckt, das liebt sich«. Sie werden darauf getrimmt, diese Muster nicht nur zu tolerieren, sondern sogar zu mögen. So werden Mädchen sehr früh dazu gebracht, ihre eigene Wahrnehmung anzuzweifeln und schließlich zu diskreditieren. Sie ignorieren ihre Grenzen und betrachten männliche Dominanz als attraktiv. Frauen, die gelernt haben, Machtgefälle zu erotisieren, empfinden Liebe auf Augenhöhe als langweilig und nicht aufregend genug.

Doch auch Männern fällt Liebe auf Augenhöhe schwer. Unsere Kultur hat die Herabwürdigung von Frauen derart normalisiert, dass viele Männer es nicht aushalten können, eine Partnerin zu haben, die ihre Persönlichkeit, ihren Erfolg, ihre Ausstrahlung nicht um seinetwillen dämpft. Frauen in heterosexuellen Beziehungen neigen oft dazu, ihren beruflichen und wirtschaftlichen Erfolg sowie die erfahrene Anerkennung zu minimieren oder ihren männlichen Partnern ein Stück davon abzugeben. Viele erfolgreiche Frauen heben ihre Männer hervor und erzählen bei jeder Gelegenheit, dass sie es ohne ihn nie geschafft hätten. »Welch ein Segen, ihn zu haben!« – als hätten sie ihren Erfolg nicht selbst verdient und bloß ihren Männern zu verdanken. Dass Frauen ihren Mann im Schatten unterstützen, gilt als normal – umgekehrt gilt das nicht. »Hinter jedem großartigen Mann steht eine starke Frau« ist Ausdruck dieser gesellschaftlichen Erwartung, dass Frauen ihren Männern den Rücken freihalten und für sie da sein sollten. Indem sie im Hintergrund die nötige

emotionale und häusliche Arbeit leisten, bereiten sie den Boden für den Erfolg des Mannes. In der Netflix-Doku über ihr Leben gab Michelle Obama zu, dass sie und ihr Mann in Schwierigkeiten gerieten, als ihre Töchter Sasha und Malia klein waren. Ihre Karriere rückte in den Hintergrund, und sie fühlte sich allein gelassen. Sie musste ihre eigenen Ambitionen zurückstellen, um Barack Obama den Rücken zu stärken und Platz für seinen Erfolg zu machen.

Ein erfolgreicher Mann und seine unterstützende Frau sind ein bekanntes Bild. Eine erfolgreiche Frau, deren Mann sich selbst aufgeopfert hat und der damit klarkommt, sehen wir seltener. Erfolgreiche Männer müssen sich nicht um die verletzten Egos ihrer Frauen kümmern. Denn Männern steht Erfolg und Anerkennung zu, und ihre Partnerinnen oder Ehefrauen profitieren aus zweiter Hand davon. Anders ist es bei erfolgreichen Frauen: Sie fühlen sich oft schuldig und verfallen schnell in die Überkompensierung. Doch diese Strategie schützt sie nicht vor dem höheren Scheidungsrisiko, das erfolgreiche Frauen trifft. <sup>[379]</sup> Oscar-prämierte Schauspielerinnen erleben das so häufig, dass sogar vom »Liebesfluch der Oscars« (*Oscar Love Curse*) die Rede ist. Die Ehen von Bette Davis, Joan Crawford, Halle Berry, Kate Winslet, Reese Witherspoon, Hilary Swank und Sandra Bullock gingen kurz nach ihrer Oscar-Krönung in die Brüche. <sup>[380]</sup> Schwedische Studien haben gezeigt, dass Gewinnerinnen von Kommunalwahlen sich doppelt so häufig scheiden ließen wie die Verliererinnen. Und Frauen, die an die Spitze eines Unternehmens berufen wurden, lösten ihre Ehe viel öfter auf als männliche Firmenlenker. <sup>[381]</sup> Erfolg von Frauen ficht Männer an, weil sie gelernt haben, ihren Wert von der Unterlegenheit der Frauen herzuleiten. Wenn Frauen die unterlegene Position hinter sich lassen, zerbröckelt das Selbstwertgefühl der Männer. Dazu passt ein Rat meines Vaters, den er mir anlässlich meiner Heirat mit

auf den Weg gab: »Sei nicht zu dominant. Gehe nicht in den Wettbewerb mit ihm.«<sup>[382]</sup> Dabei tat ich nichts bewusst und absichtlich, um mit meinem Mann zu konkurrieren.

Frauen mit höheren Abschlüssen werden von den Algorithmen in Dating-Apps herabgestuft und seltener gematcht – während Männer mit den gleichen Diplomen Punkte gewinnen.<sup>[383]</sup> Bei einem Speed-Dating-Experiment kam heraus, dass Männer es vermeiden, Frauen näher kennenzulernen, die erfolgreicher und ambitionierter sind als sie.<sup>[384]</sup> Das fragile Ego vieler Männer gerät schnell ins Wanken, wenn Frauen nicht in der für sie vorgesehenen unterlegenen Position verharren. Männer mögen aber sehr wohl das »Potenzial« von Frauen – solange es sich nicht in tatsächlichen Erfolg umwandelt. Die weltbekannte Autorin und feministische Ikone bell hooks genoss die Unterstützung und die Ermunterung ihres Partners – bis sie eine Professur an einer renommierten Universität erhielt. Ihre Enttäuschung ist greifbar: Ihre Ambitionen hatten ihm so lange gepasst, solange sie nur das waren: Ambitionen.<sup>[385]</sup> Als ich mich zum Mittagessen mit einem befreundeten Autor traf und nach seiner Frau erkundigte, antwortete er: »Ihr geht's gut! Sie versucht, ein Buch zu schreiben.« Warum sagte er nicht einfach, »sie schreibt gerade ein Buch«? Und was würde aus ihrer Ehe werden, wenn dieses Buch, das sie zu schreiben »versucht«, ein Bestseller wird?

Einen erfolgreichen Mann zu lieben, bringt den Frauen in der Regel Wertschätzung. Aber eine erfolgreiche Frau zu lieben, wird von Männern eher als Entmannung empfunden. Frauen profitieren vom Erfolg ihrer Männer, weil sie früh lernen, dass ihre Persönlichkeit einer Ergänzung bedarf – Männer nicht. Die sozialen Normen und die Hierarchie der Geschlechter zu sprengen, bleibt für Frauen nicht folgenlos. Erfolgreich und talentiert zu sein, zieht für Frauen in den meisten Fällen eine erschwerte

Beziehungsanbahnung mit Männern, ein höheres Trennungsrisiko und Beziehungsschwierigkeiten, bis hin zur Gewalt, mit sich. Wenn Männer ihre Überlegenheit nach außen nicht behaupten können, werden sie danach streben, sie zu Hause zurückzugewinnen. Von häuslicher Gewalt betroffene Frauen, die als »stark« und »machtvoll« angesehen werden, bekommen regelmäßig Empathie und Schutz verweigert, weil sie dem Bild des unterwürfigen Opfers nicht entsprechen. Die Vorstellung der schwachen, hilflosen, ängstlichen und passiven Frau, die von ihrem Mann geschlagen wird, ist problematisch, weil sie ein falsches Bild des »perfekten Opfers« perpetuiert. »Starke« Frauen gelten fälschlicherweise als immun gegen Gewalt, dabei ist gerade ihre Stärke der Grund für Misshandlung. bell hooks formuliert dieses Paradox so: »Manchmal versuchen Menschen, dich zu zerstören, gerade weil sie deine Macht erkennen [...] und nicht wollen, dass sie existiert.« <sup>[386]</sup> Christina Aguilera, Rihanna, Halle Berry, Charlize Theron, Madonna, Whitney Houston und auch die Feministinnen bell hooks, Andrea Dworkin, Shulamith Firestone – diese prominenten Frauen sind starke Persönlichkeiten, die unsägliche Gewalt durch ihre Partner erlitten haben. Die Schwierigkeit ihrer Männer, mit dem Erfolg ihrer Partnerinnen umzugehen, hat zweifellos zu dieser Gewalt beigetragen.

## **Eine Ode an die Queerness**

Die Heterosexualität der Frauen bleibt für mich ein schmerzhaftes Problem. Für sie auch, glaube ich, den vielen Gesprächen nach zu urteilen. <sup>[387]</sup>

*Alice Coffin*

Anstatt über Lesben, Bisexuelle, Schwule, queere, trans und nichtbinäre Menschen nur als Betroffene von Marginalisierung, Gewalt und Defizit zu sprechen, möchte ich eine Ode an die Queerness aussprechen – und besonders die von Misogynie Betroffenen ansprechen. Mir geht es nicht darum, queere Beziehungen zu idealisieren, sondern sie zu würdigen in einer Gesellschaft, die sie konstant abwertet. Lesben tauchen in öffentlichen Gesprächen kaum auf, spielen keine Rolle in gesellschaftlichen Diskursen oder in den Medien. Die Unsichtbarkeit von Lesben ist symptomatisch für die tiefsitzende Misogynie unserer Gesellschaft. In der Diskriminierung von Lesben überkreuzen sich Homophobie und Misogynie – so wie trans Frauen an der Schnittstelle von Transdiskriminierung und Misogynie diskriminiert werden. Der Feminismus hat Lesben, trans und nichtbinären Menschen viel zu verdanken, weil das Patriarchat vor allem von denjenigen herausgefordert wird, die jenseits der binären Geschlechterordnung und der Heterosexualität leben. Trotz des unschätzbaren Beitrags zum Feminismus, der von LGBTQI+-Menschen geleistet wird, werden sie innerhalb des Mainstreams der feministischen Bewegung nach wie vor unsichtbar gemacht. Heteros haben sich immer wieder wichtige Impulse, die aus queeren, trans und lesbischen Kreisen stammen, für ihre Sexualität und Liebesbeziehungen angeeignet: bei der Neuausrichtung der weiblichen Lust, der Dezentrierung des monogamen Paares, der Schaffung feministischer Pornos und der Demokratisierung von Sexspielzeug – Fortschritte, von denen auch Frauen in heterosexuellen Beziehungen profitieren. <sup>[388]</sup> Audre Lorde, das Combahee River Collective, Marscha P. Johnson, Silvia Rivera, Ti-Grace Atkinson, Judith Butler, Monique Wittig, Adrienne Rich, Andrea Dworkin, Raewyn Connell, Virginie Despentes, Paul B. Preciado, um nur einige lesbische und trans Feminist\*innen zu nennen, haben wichtige Beiträge zum Feminismus geleistet. Zugleich

ermöglichten die antirassistische und LGBTQI+-Bewegung und die sich ändernde Einstellung zur Sexualität einen sichtbareren und trotzigeren Angriff auf die patriarchale Unterdrückung. Doch viele heterosexuelle Feministinnen distanzierten sich von Lesben, weil sie nicht mit ihnen assoziiert werden wollten.<sup>[389]</sup> Das liegt am Stereotyp der unattraktiven Lesbe, die Männer hasst – und an Beleidigungen wie »Feminazi«, die nicht nur Sexismus verleugnet, sondern auch die Shoah relativiert. Die Angst, als lesbisch abgestempelt zu werden, schreckte Frauen sehr davon ab, nach Gleichberechtigung zu streben, und hemmte die Entwicklung einer authentischen Solidarität unter Frauen. Lesbischsein wird in unserer Gesellschaft so sehr abgelehnt, weil Frauen auf ihre Fortpflanzungsfunktion reduziert werden und Lesben diese Norm brechen – sie unterlaufen und gefährden die Kontrolle von Männern über ihre Körper.<sup>[390]</sup>

Lesbischsein ist noch immer so stark stigmatisiert, dass der Begriff selbst noch als Schimpfwort wirkt. Viele Menschen trauen sich nicht, das Wort »Lesbe« zu benutzen; sie stolpern vor Unbehagen und sprechen es am Ende nicht aus. Mir fällt das immer wieder auf, und ich wundere mich darüber. Dass sogar innerhalb der LGBTQI+-Community das Wort »Lesbe« abgelehnt und allmählich ausgelöscht wird, ist symptomatisch für eine misogyne Gesellschaft, die Frauen ständig an den Rand stellt. Letztes Jahr wurde ich angefragt, an einer öffentlichen Kampagne für lesbische Sichtbarkeit teilzunehmen. Dabei wurde ich mir meiner eigenen internalisierten Lesbenfeindlichkeit bewusst. Ich hatte nämlich darauf bestanden, als »queer« und nicht als lesbisch bezeichnet zu werden. Irgendwie fiel es mir schwer, mich stolz hinter diesem Label zu positionieren, und mein Foto auf Hunderten von Plakaten mit dem Wort »Lesbe« in ganz Berlin zu wissen.<sup>[391]</sup> In Deutschland klingt »queer« viel moderner, hipper, fluid, es klebt nicht so sehr an der Haut. Heute kann

sich jede\*r als queer bezeichnen. »Lesbe« dagegen ist ein starkes Statement. Die Bezeichnung »queer« spricht mich an und passt zu meiner Selbstwahrnehmung, aber inzwischen bezeichne ich mich auch stolz als lesbisch. Ich habe den Verdacht, dass die Ablehnung des Wortes »lesbisch« in queeren Sphären auf eine Verherrlichung der Maskulinität zurückzuführen ist, die als Anti-Binarismus maskiert wird. Denn warum nennen sich Schwule überwiegend schwul und nicht »queer«? Warum sind es vorwiegend Frauen und nichtbinäre Menschen, die sich als queer bezeichnen? Nicht nur cis Frauen sind lesbisch: Viele nichtbinäre und trans Menschen bezeichnen sich auch als lesbisch. »Lesbisch« fügt sich nicht ein ins binäre System, sondern ist eine politische Kategorie an sich. <sup>[392]</sup> »Lesben sind keine Frauen«, sagte Monique Wittig, weil die Identität »Frau« historisch in Relation zur Heterosexualität und zu Männern definiert wurde.

Ob »lesbisch« oder »queer« – Frauen, trans und nichtbinäre Menschen verdienen Sichtbarkeit und Anerkennung für ihren Beitrag zu feministischen Fortschritten. Queerness ist nicht nur legitim, sondern auch transformativ. Über den Stolz und die transformative Kraft der Queerness zu sprechen, macht vielen heterosexuellen Menschen ein unbehagliches Gefühl. Manche fühlen sich dadurch beurteilt, als wären sie in ihrer Heterosexualität kritisiert. Diese Reaktion drückt die Fragilität aus, die Menschen aus den dominanten Gruppen oft fühlen, wenn sie mit ihrer Position in der Gesellschaft konfrontiert werden. Wenn es für heterosexuelle Menschen unbequem ist, etwas über die positiven Seiten der Queerness zu erfahren, dann haben sie vielleicht eine Ahnung, wie es sich für queere Menschen anfühlt, täglich und überall mit der Übermacht der Heterosexualität konfrontiert zu sein.

Viele Feministinnen der 1970er und 1980er betrachteten intime heterosexuelle Beziehungen als hinderlich für eine feministische

Revolution, weil »solange Frauen noch von der Heterosexualität profitieren, deren Privilegien und Sicherheit genießen, werden sie irgendwann ihre Schwestern verraten müssen, insbesondere lesbische Schwestern, die diese Vorteile nicht genießen«, <sup>[393]</sup> so das lesbische *Furies Collective*. Sie sahen ihr Lesbischsein als politischen, revolutionären Akt. Diese Feministinnen erkannten, dass Heterosexualität nicht lediglich eine sexuelle Orientierung ist, sondern ein erzwungenes politisches Regime, das unerlässlich ist für die Aufrechterhaltung der sozialen Hierarchien, auf denen der imperiale, patriarchale Kapitalismus beruht. In diesem Sinne betrachteten sie den Widerstand gegen die Heterosexualität als eine Befreiung vom institutionalisierten Sexismus. »Seit Beginn der Bewegung ist Lesbe sein eine Art Code für den weiblichen Widerstand«, erklärt Ti-Grace Atkinson. <sup>[394]</sup> Diese Sichtweise wurde nicht nur von Männern heftig kritisiert, die sich dadurch bedroht fühlten, sondern auch von queeren Menschen, weil sie auf der Idee basiert, dass sexuelle Orientierung eine persönliche Entscheidung sein kann. Eine solche Vorstellung liegt auch Konversionstherapien, die Homosexualität als heilbare psychische Störung betrachten, zugrunde. Von wem und welchem Geschlecht man sich sexuell angezogen fühlt, kann man sich nicht aussuchen. Wir können jedoch vieles dekonstruieren, um Zugang zu allen Facetten unseres Begehrens zu eröffnen – was bisher von der Zwangsheterosexualität erschwert wurde.

Unser Begehren und unsere Sexualität sind konstruiert, auch wenn wir glauben, es liege an unserer intrinsischen Natur, cis, weiße, geschlechtskonforme, dünne, glatte, nichtbehinderte Körper attraktiv zu finden. Wenn wir gelernt haben, bestimmte Körper zu lieben und andere abzuwerten, kann es auch wieder verlernt werden. Das Ende der Heterosexualität heißt nicht, dass alle Heteros queer werden sollten. Wir müssen nicht beginnen, gegen unsere Lust und unser Begehren zu lieben.

Aber zumindest können wir anerkennen, dass sie gesellschaftlich konstruiert und reglementiert sind. Es geht keinesfalls darum, die heterosexuelle Anziehung zu negieren oder zu bekämpfen, sondern darum, die Exklusivität der Heterosexualität infrage zu stellen, um sich für weitere Möglichkeiten und Begehrensformen zu öffnen. So können wir uns vom gesellschaftlichen Zwang der Heterosexualität befreien. Wenn wir Heterosexualität als erlernte Norm (an)erkennen, führt das nicht dazu, dass wir umgekehrt sagen: »Schwule, Lesben und Bisexuelle können sich entscheiden, es nicht zu sein.« Weil queere Menschen, ihr Lebensstil, ihre Kultur und ihre Politik historisch kriminalisiert, pathologisiert und vernichtet wurden, verbietet sich ein Vergleich. Deshalb haben politischer Lesbianismus und Konversionstherapien nichts miteinander zu tun. Wer so argumentiert, negiert die Diskriminierung und Unterdrückung, der LGBTQI+-Menschen ausgesetzt sind – damals und heute.

Seit den 1970ern wurde viel erreicht und der Begriff »politischer Lesbianismus« klingt obsolet, binär und überholt. Doch queere und nichtbinäre Menschen heute haben es diesen Lesben zu verdanken, dass sie heute so leben und lieben können, wie sie es tun. Lesben haben die binäre und heterosexuelle Geschlechterordnung herausgefordert, nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. »Feminismus ist eine Theorie, Lesbianismus eine Praxis«, brachte es die radikalfeministische Philosophin Ti-Grace Atkinson auf den Punkt.

Queere Frauen und nichtbinäre Menschen erforschen neue Möglichkeiten, außerhalb der vom Patriarchat und vom männlichen Blick geprägten Kategorie »Frau« zu existieren. Virginie Despentes erzählt, wie sich dieser Prozess für sie angefühlt hat, als sie lesbisch geworden ist: »Früher konnte man mich ständig als eine Tussi bezeichnen, die nicht genug dies oder zu viel das war. Mit einem Schlag war das Gewicht weg.

Es betrifft mich nicht mehr! Befreit von der heterosexuellen Verführung und ihrem Diktat! [...] Wenn du an einem superlauten Ort wohnst, ziehst du an einen ruhigen Ort und stellst fest, wie laut die andere Wohnung war und wie schwer du es gehabt hast.« <sup>[395]</sup> In ihrem Buch *Die Tragödie der Heterosexualität* berichtet Jane Ward, wie erleichternd es für sie war, dem Konformismus, der Langeweile und der Unterdrückung durch die Hetero-Kultur zu entkommen. Und sie stellt sich eine interessante Frage: Kann es sein, dass Homophobie letztlich durch Neid motiviert ist? Kann es sein, dass Schwule und Lesben gehasst und beneidet werden, weil sie der durchgesetzten gesellschaftlichen Norm der Heterosexualität entkommen? <sup>[396]</sup> Manche Frauen werfen meiner Partnerin und mir schmachende Blicke zu, wenn sie uns auf der Straße Hand in Hand spazieren sehen. Merken sie vielleicht, dass sie etwas verpassen?

Auch wenn Frauen und nichtbinäre Menschen in queeren Beziehungen häufiger Orgasmen haben und über eine höhere Beziehungszufriedenheit berichten, <sup>[397]</sup> sind queere Beziehungen weder perfekt noch frei von Unterdrückung. Die männliche Dominanz mag weitgehend neutralisiert werden, aber andere Achsen der Unterdrückung, wie zum Beispiel Rassismus, Klassismus oder Ableismus, können die Machtdynamik in solchen Beziehungen beeinflussen – das darf nicht negiert werden.

Der politische Lesbianismus wurde auch kritisiert, weil er die Idee verschärft, die lesbische Liebe sei lediglich eine Gegenreaktion auf die Dominanz der Männer. Doch die lesbische Liebe existiert unabhängig von den Männern oder ihren Egos. Ihre Darstellung als unauthentisch oder aufgesetzt spiegelt sich ebenfalls in der Art und Weise, wie Bisexualität eingeschätzt wird. Denn sowohl bisexuellen Männern als auch bisexuellen Frauen wird unterstellt, sie würden *eigentlich* Männer vorziehen. Bisexuelle Männer sind nach dieser Argumentation mit Frauen zusammen, weil sie

sich ihre Homosexualität nicht eingestehen wollen, und bisexuelle Frauen sind nicht ernsthaft an Frauen interessiert, sondern experimentieren lediglich. Ganz ähnlich wird oft angenommen, Lesben hätten eine Art Aversion gegenüber dem cismännlichen Körper, was auf sexuellen Missbrauch in der Kindheit zurückgeführt werden könne. Dazu muss ich leider sagen: Wenn alle Frauen, die im Laufe ihres Lebens sexuelle Übergriffe erlebt haben, lesbisch werden würden, gäbe es kaum noch heterosexuelle Frauen. Viele von sexueller Gewalt betroffene queere und trans Menschen wie auch heterosexuelle Menschen sind davon traumatisiert. Aber indem ihr Begehren als Ergebnis ihrer schlimmen Erfahrung interpretiert wird, reduziert man das lesbische Begehren auf eine Pathologie oder eine Strategie, dem Trauma zu entkommen. Solche Darstellungen implizieren, Lesben hätten gar keine Wahl und müssten sich mit Frauen paaren, weil Sex mit Männern für sie schlicht unmöglich ist. So wird die sexuelle Anziehung nicht als Präferenz, sondern als Imperativ dargestellt. Hätten sie die Wahl, würden sie sicherlich lieber Sex mit Männern haben – wie es von bisexuellen Frauen falsch behauptet wird. Die meisten lesbischen Frauen haben schon gehört: »Vielleicht hast du den richtigen Mann noch nicht getroffen?« – als hätten sie eigentlich lieber Männer zum Partner, als wäre Sex nur mit ihnen möglich. Ich denke nicht, dass schwule Männer gesagt bekommen: »Vielleicht waren Frauen mit dir bisher nicht geschickt genug?« Es gibt so viele Missverständnisse, falsche Annahmen und Repräsentationen über die lesbische Liebe. Aber die schwule Liebe – auch wenn der schwule Sex als deviant betrachtet wird – wird eher verstanden, denn Männer zu lieben ist im Patriarchat der Standard. Das macht die Liebe, die schwule Männer füreinander empfinden, nachvollziehbar.<sup>[398]</sup>

Wenn queere Beziehungen für Frauen keine Alternative sind, gibt es Wege, um Beziehungen mit Männern zu »entpatriarchalisieren«. Dafür müssen Männer Teil dieser Veränderung werden und aktiv erkennen, wie das Patriarchat ihre Fähigkeit beschädigt hat, Frauen zu lieben. Die heterosexuelle Liebe würde revolutioniert, wenn Männer Frauen lieben würden – *wirklich* lieben würden. Männer müssen dafür Frauen lieben, wie sie Männer lieben, bewundern und beachten. Wenn man eine Person liebt, tut man alles, was ihr ein gutes und erfülltes Leben ermöglichen kann. Jane Ward führt aus, wie diese Liebe aussehen könnte: »Männer könnten so unwiderstehlich heterosexuell sein, dass sie Frauen lieben würden, richtig lieben. Sie würden darauf hoffen, sie in Machtpositionen zu sehen, sie würden die Tiefen ihrer Gefühlsleben kennenlernen wollen und sie würden sich nichts mehr wünschen als ihre Befreiung. So begehren Lesben Frauen.« [\[399\]](#)

## **Bye bye, Binarismus!**

Das ultimative Ziel der feministischen Revolution müsste – im Gegensatz zur ersten feministischen Bewegung – nicht nur die Auslöschung männlichen Privilegs sein, sondern der Unterscheidung des Geschlechts überhaupt: Unterschiedliche Genitalien hätten kulturell keine Bedeutung mehr. [\[400\]](#)

*Shulamith Firestone*

Das allerwichtigste Werkzeug des Patriarchats ist die binäre Geschlechterordnung. Solange die Menschheit entlang dieses hierarchischen Prinzips eingeordnet wird, werden wir die Ungerechtigkeit

nicht besiegen können. Solange es »Männer« und »Frauen« gibt, wird es auch die Rangordnung geben, die Männer über Frauen stellt. Die Ehe gehört zu der Infrastruktur, die den Binarismus aufrechterhält. Die Abschaffung der Ehe muss mit der Abschaffung des binären Geschlechts einhergehen.

Es waren Männer, die Frauen als anders konstruiert haben, denn nur wer über die Macht verfügt, kann das durchsetzen. So haben auch die Weißen die Schwarzen und Kolonisierten als »anders« konstruiert, die nichtbehinderten Menschen die behinderten Menschen und Heterosexuelle die queeren Menschen. Im Befreiungsprozess können diese Unterschiede als Strategie der Selbstermächtigung genutzt werden. Die Frauenbewegung, die antikoloniale, antirassistische, LGBTQI+ und *Disability-Justice* - Bewegungen müssen die Identitäten ›Frau‹, ›Schwarz‹, ›behindert‹, ›queer‹, ›trans‹ für sich zurückfordern. Indem sie die von den Unterdrücker\*innen übergestülpten Eigenschaften, Zuweisungen und Zuschreibungen zurückweisen, kann deren Definitionsmacht neutralisiert und Widerstand geleistet werden. Audre Lorde sagt: »Wenn ich mich nicht für mich selbst definieren würde, würde ich in den Vorstellungen anderer Menschen über mich zerquetscht und lebendig aufgefressen werden.«<sup>[401]</sup> Deswegen haben die Unterdrücker\*innen ein großes Problem mit Identitätspolitik: Sie verlieren dadurch allmählich die Macht, die anderen zu definieren.

Menschen als »anders« zu konstruieren, geht immer mit einer machtvollen Position einher, weil es auch verlangt, diese Differenz als unterlegen zu behandeln – und dafür braucht es politische, wirtschaftliche und kulturelle Macht. Frauen könnten Männer zwar ebenso als »anders« bezeichnen oder Schwarze Weiße als »unterlegen« oder behinderte Menschen nichtbehinderte Menschen als »unfähig«. Doch sie werden diese Zuordnung in die unterlegene Position nicht materialisieren können, indem

sie beispielsweise Männer finanziell abhängig machen, Weiße massenweise in Gefängnisse einsperren oder nichtbehinderten Menschen den Zugang zum Arbeitsmarkt verwehren. Sie können das nicht, weil ihnen die Macht dafür fehlt. Genau deshalb kann es keine »umgekehrte Diskriminierung« geben. <sup>[402]</sup> Dennoch fühlen sich viele Menschen aus dominanten Gruppen von »umgekehrter Diskriminierung« bedroht. Sie sind sich bewusst über ihre Macht und befürchten, sie zu verlieren. Deshalb reagieren alte weiße Männer so empört, wenn man sie »alte weiße Männer« nennt. An sich ist das eine faktische Beschreibung. Was diese Männer stört, ist der Standpunkt, von dem aus diese Benennung erfolgt. Die Unterdrückten haben nach der hegemonialen Logik kein Recht, die Herrschenden zu benennen. Und auch deshalb gehören die »Definitionen den Definierern – nicht den Definierten«, erinnert Toni Morrison. Gestärkt durch die Macht, die sie sich selbst verliehen haben, haben die »Definierer« versucht, alle in sprachpolitische Unterwerfung zu zwingen. <sup>[403]</sup>

Audre Lorde lässt mich mit ihrem berühmten »Die Werkzeuge der Herrschenden werden das Haus der Herrschenden niemals einreißen« <sup>[404]</sup> oft darüber nachdenken, ob wir ein Problem abschaffen, wenn wir dieselben Instrumente benutzen, die es überhaupt erst erzeugt haben. Wenn wir in das Haus des Sklavenhalters einziehen und ihn stürzen, aber das Fundament des Hauses identisch bleibt, kommen wir nicht weiter. Wir wenden dann weiterhin dieselben Kontrollinstrumente wie er an und ersetzen das vergangene System lediglich durch ein anderes Unterdrückungssystem, auch wenn die Absicht darin bestand, die Ungerechtigkeit zu beenden. Dadurch wird die Unterdrückung fortgeschrieben, denn wir bleiben Gefangene des Systems, das wir so lange kennen und in dem wir gelebt haben. Die Aktivistin Kimberly Jones sagte in einer schlagfertigen Rede über die vierhundert Jahre lange rassistische Ungerechtigkeit in den USA,

dass »Weiße Glück haben, dass Schwarze nach Gleichberechtigung und nicht nach Rache streben«. <sup>[405]</sup> Wenn die Unterdrückten Gleichheit verlangen, wird dies oft als Rache interpretiert, und diese Möglichkeit ängstigt die Mächtigen. Doch die Befreiungsbewegungen streben nicht danach, die Macht umzukehren und die Unterdrücker zu dominieren. Es geht ihnen darum, die Vision einer gerechteren, unterdrückungs- und hierarchiefreien Welt zu verwirklichen. Ich muss hier noch mal betonen: Das Ende der Unterdrückung ist kein Nullsummenspiel, sondern eine Win-win-Situation. Wenn sich die Situation der Frauen verbessert, muss das keine automatische Verschlechterung für Männer bedeuten. Der Feminismus will keine umgekehrte Dominanz, sondern die Dominanz komplett abschaffen.

Wir können versucht sein, eine identitäre Revolution zu führen, weil wir verstanden haben, dass Identitäten den Zugang zu Rechten, Ressourcen, Macht, Respekt, Empathie geben – im Grunde zur Menschlichkeit. Dennoch müssten wir eigentlich genau das verlernen. Wir müssten verlernen, bestimmte Kriterien und Bedingungen für die Würdigung des Lebens aufzustellen – sonst bleibt ja die Filterfunktion des Systems erhalten. Die Kriterien werden lediglich ausgeweitet. Wenn wir den Filter nicht abschaffen, wird es immer Menschen geben, die ausgeschlossen bleiben – wie es vorne anhand der gleichgeschlechtlichen Ehe gezeigt wurde. Wenn wir uns hinter unseren Identitäten verschanzen, stützen wir weiter ein System, das es aufzubrechen gilt – wir nutzen im Grunde die gleichen Werkzeuge, die es geschaffen haben.

Wir müssen also auch über die neoliberale Tendenz sprechen, die Identitätspolitik diskreditiert und gefährdet. Einerseits brauchen wir diese Kategorien (die Identitäten), um die Ungerechtigkeit aufzuzeigen und die dahinterliegende Logik zu entlarven, andererseits laufen wir Gefahr, in

ihnen gefangen zu bleiben. Wir befinden uns deshalb in einer heiklen Situation, in der wir unsere Identitäten sichtbar machen sollten, ohne sie zu stark zu besetzen. Wir können unseren Identitäten nicht entkommen. Die Unterdrückten können nicht so tun, als wären sie nicht Schwarz *behindert* trans *queer* Frau, weil sie es durch die Gesellschaft gespiegelt bekommen. Menschen aus den dominanten Gruppen können ihre Identität vergessen und ausblenden, weil sie als universelle, überlegene Norm behandelt werden. Kommentare wie »egal, ob Schwarz oder weiß, Rassismus erleben wir alle« oder »es geht um die Leistung – es ist doch egal, ob Mann oder Frau« verdeutlichen die privilegierte Position. Kritiker\*innen der Identitätspolitik stellen unrealistische, gewaltvolle Forderungen an Menschen, die gegen Diskriminierung kämpfen, wenn sie Identitäten für irrelevant halten.

Das Geschlecht ist die Identitätskategorie, die uns von klein auf am stärksten prägt. Monique Wittig war optimistisch. Sie prophezeite 1980 das Ende des binären Geschlechts und schrieb, dass die Kategorien »Männer« und »Frauen« sowie ihre politische, wirtschaftliche und ideologische Bedeutung komplett verschwinden werden. Sie rief speziell Schwule und Lesben auf, sich nicht mehr als Männer und Frauen zu verstehen. <sup>[406]</sup> Vierzig Jahre später bezeichnen sich immer mehr Menschen als »nichtbinär« (*nonbinary*) . Dies zeigt, dass viele sich allmählich von auferlegten Geschlechtsidentitäten befreien. Die Überwindung des binären Geschlechtersystems geht jedoch über die individuelle Ebene hinaus und muss auch politisch vollzogen werden. Das geht nur mit einer Abschaffung der männlichen Dominanz und der patriarchalen Macht, der Dekonstruktion der Heterosexualität als die »natürlichste« und legitimste Form der Liebe und wenn wir die Sexualität von ihrer reproduktiven Funktion entkoppeln. Würden sich alle Männer morgen als nichtbinär identifizieren und mit

»they/them«<sup>[407]</sup> angesprochen werden wollen, ohne ihre patriarchale Macht abzulegen, wäre das Patriarchat dadurch kaum geschwächt. Das gilt umgekehrt genauso, wenn Feministinnen auf ihrer Identität als »Frau« beharren. Konzentrieren wir uns zu sehr auf unsere individuellen Identitäten, verfallen wir in eine neoliberale Logik, indem wir sie in Waren, Werte und Etiketten verwandeln, die uns vollständig definieren. Wir verlieren dabei die Systeme aus den Augen, die uns diese Etiketten überhaupt erst auferlegt haben. Der oben beschriebene Empowerment-Prozess verwandelt Identitäten, die bisher als negativ konstruiert wurden, in positive Attribute. Aber wir kehren damit nur die Bewertung um, nicht die Logik. Dieser Prozess des Empowerments ist eine unerlässliche Etappe im emanzipatorischen Befreiungsprozess, aber er sollte eben nur das bleiben: eine Etappe. Unsere Identitäten sollten wir allmählich überwinden. Dafür müssen wir Identitäten als Konstrukte verstehen – nicht als unsere Essenz.

Die Verwendung von Identitätslabels als Empowerment-Strategie wird kontraproduktiv, wenn die Zugehörigkeit zu einer unterdrückten Gruppe lediglich behauptet wird, ohne dass die Person die Diskriminierung und materielle Unterdrückung erfährt, die mit diesem Label verbunden ist. Die Frage des sogenannten »Passing« liefert in der Hinsicht ein gutes Beispiel. *White-*, *cis-*, oder *straight-passing* zu sein, also als weiß, cis oder heterosexuell wahrgenommen zu werden, obwohl man dies nicht ist, gibt vielen Menschen ein Gefühl von Unsichtbarkeit und mangelnder Zugehörigkeit, das sehr belastend sein kann. Gleichzeitig ist »Passing« in den allermeisten Fällen vor allem eins: ein Privileg.<sup>[408]</sup> Umgekehrt werden bestimmte Identitätslabels angeeignet, um dem Unbehagen, das mit der Zugehörigkeit zur dominanten Gruppe einhergeht, zu entkommen. Die Zugehörigkeit zu marginalisierten Gruppen wie die LGBTQI+- oder die BIPOC-Community wird daher von manchen als attraktiv betrachtet. Diese

identitäre Aneignung führt zur Verharmlosung des Heteropatriarchats und des Rassismus, weil es den Eindruck vermittelt, als ob nichtweiße, queere und trans Menschen aufgrund ihrer Identität eine Form von Privilegierung erfahren, in Form von Aufmerksamkeit, Zugehörigkeit, Anerkennung und Legitimität in bestimmten politischen Kreisen. Dann klingen Bezeichnungen wie »nichtbinär«, »queer« oder »Person of Color« plötzlich wie Vergünstigungen, so als ob man durch diese Bezeichnungen Privilegien hätte. Diese verstörende Entwicklung ist der neoliberalen Interpretation von Identitätspolitik geschuldet.

Die inflationäre Nutzung von bestimmten Identitätslabels macht Menschen unsichtbar, die durch ihre nichtbinäre Identität eine tatsächliche Marginalisierung erfahren – etwa materielle Folgen, Belästigung auf der Straße, Job-Diskriminierung, rechtliche Benachteiligung mit Bezug auf ihre elterlichen Rechte, Ausschlüsse durch ihr soziales Umfeld, Diskriminierung im Gesundheitssystem oder durch die Polizei –, und diskreditiert ihre Interessen, Bedürfnisse und Anforderungen. Neben der individuellen Identitätssuche außerhalb des binären Geschlechts, die ihren vollen Platz in unseren Bewegungen haben sollte, dürfen wir die systemische, strukturelle Dimension nicht aus den Augen verlieren. In diesem Sinne haben individuelle Identitätsbezeichnungen eine eminente politische Bedeutung. Die tatsächlichen, materiellen Diskriminierungserfahrungen müssen in den Fokus rücken, sonst tappen wir in die neoliberale Falle, indem Labels einfach nur Konsumobjekte werden, ohne transformative Kraft. Deshalb muss die Überwindung des binären Geschlechts weit über die individuelle Verwendung des *nonbinary* -Labels hinausgehen.

Am besten fangen wir schon am Lebensbeginn damit an, indem wir bei der Geburt von Babys kein Geschlecht mehr eintragen. Könnten wir das Geschlecht im Personenstand sogar einfach löschen? Oder könnte die

Eintragung auf freiwilliger Basis und durch Selbstidentifikation erfolgen und so trivial werden wie zum Beispiel die Augenfarbe, die ebenfalls im Reisepass eingetragen wird? <sup>[409]</sup> Warum muss das Geschlecht unbedingt in unseren Personendaten eingetragen werden? Die Löschung dieser Kategorie im Personenstand wäre erst mal ein wichtiger, wenn auch symbolischer Schritt, denn damit allein kann das Patriarchat nicht besiegt werden. (Religion und »Rasse« werden auch nicht mehr im Personenstand vermerkt, und Rassismus und Antisemitismus kann das leider nicht verhindern.) Es gibt einen wachsenden Bewusstseinswandel zur Bedeutung von Geschlecht. Die jüngeren Generationen hinterfragen die Kategorien »Mann« und »Frau« und die damit einhergehende Heterosexualität. Die Überwindung des Binarismus ist ein Fortschritt nicht nur für Frauen und andere als minderwertig konstruierte Menschen, sondern für das Menschsein insgesamt. Das Ende des Binarismus würde zum Ende der männlichen Dominanz, der patriarchalen Weltordnung führen, auf der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Ebene. Es könnte eine grundlegend neue Gesellschaftsordnung entstehen, die nicht auf dem Geschlecht und der damit verbundenen Hierarchie beruht. Die Ehe und mit ihr die Kernfamilien wären dann keine übergeordnete Norm mehr, sondern einfach Teil eines größeren Ökosystems sozialer Organismen.

# 14 Was kommt nach der Ehe?

Gemeinschaften erhalten das Leben – nicht die Kernfamilie, nicht das »Paar«. <sup>[410]</sup>

*bell hooks*

Das Ende der Ehe bedeutet: Der Ungerechtigkeit schaffende institutionelle, gesetzliche und kulturelle Rahmen für bevorzugt heterosexuelle Paarbeziehungen wird abgeschafft. Dafür müssen wir die gesamte Gesellschaft radikal trans- und nicht reformieren, denn die Ehe strukturiert die komplette wirtschaftliche und politische Organisation des Lebens. Zu dieser radikalen Transformation gehört eine Neudefinition der Lohn- und der Care-Arbeit. Mehr Care-Arbeit und weniger Lohnarbeit für alle. Um es plakativ zu formulieren: Nicht die Frauen sollten wie die Männer arbeiten, sondern die Männer sollten wie die Frauen arbeiten, denn unsere Gesellschaft braucht mehr Fürsorge und weniger Profitorientierung. Das Ende der Ehe verlangt deshalb, dass wir uns mit Geld auseinandersetzen, nicht nur innerhalb von heterosexuellen Beziehungen, sondern im Allgemeinen. Die ungerechte Aufteilung von Ressourcen, die unsinnige Trennung zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit, die Einführung einer

feministischen Steuer sind Fragen, die mit der Abschaffung der Ehe untrennbar verbunden sind.

## **Eine feministische Steuer**

Die Abschaffung der Ehe mag noch eine utopische Vorstellung sein, aber die Einführung einer feministischen Steuer könnte ein erster Schritt in die Richtung sein. Das deutsche Steuersystem diskriminiert Frauen, Singles und vor allem Alleinerziehende. Frauen zahlen proportional mehr Steuern und profitieren weniger davon aufgrund des *Gender Bias* in der Budgetgestaltung der öffentlichen Haushalte. <sup>[411]</sup>

Eine feministische Steuer beginnt mit der Abschaffung des Ehegattensplittings, das vorne in Kapitel 6 diskutiert wurde. Dieses Modell begünstigt Paare, die ihr Familienleben entlang einer patriarchalen Rollenaufteilung organisieren. Je patriarchaler die Beziehung, desto größer die Steuerersparnis für den Hauptverdiener – in der Regel der Mann. Seit Jahrzehnten wird das Ehegattensplitting von Feministinnen stark kritisiert, weil es Frauen in die häusliche Sphäre drängt und ihnen die Kinderbetreuung und häusliche Arbeit zuweist.

Konkret bedeutet die Abschaffung des Ehegattensplittings, dass die Einkommen der verheirateten Männer nicht mehr vom Staat und von allen Steuerzahler\*innen subventioniert werden. Es bedeutet das Ende eines patriarchalen und klassistischen Steuermodells, das Geringverdienende, Singles und Frauen benachteiligt. Wie und wann das geschehen soll, ist eine zweitrangige Frage, <sup>[412]</sup> da in erster Linie der politische Wille entscheidend ist. Ist die Regierung bereit, dezidiert gegen die systemischen Ungleichheiten der Geschlechter vorzugehen? Ist die Regierung bereit zu

erkennen, dass die Bekämpfung des *Gender Pay Gap* die Beseitigung der *Gender Tax Gap* voraussetzt? Ist die Regierung bereit, der institutionellen Privilegierung von verheirateten Männern aus der Mittelschicht ein Ende zu setzen? Sind wir das, als gesamte Gesellschaft? Das sind die wichtigsten Fragen.

Was steht einer Abschaffung dieses staatlich subventionierten Ehemännerbonus im Weg? Erstens die Tatsache, dass die Entscheidenden größtenteils durch dieses Modell begünstigt werden, denn im Bundestag sitzen mehrheitlich gutverdienende verheiratete Männer. In diesem Sinne reicht die Reform der Lohnsteuer, die von der Ampel-Regierung vorgeschlagen wurde, leider nicht aus, weil sie das patriarchale Modell nur bedingt ändern können.

Zweitens steht der Art. 6 GG einer Abschaffung im Weg, weil verheiratete Paare laut Grundgesetz wirtschaftlich nicht schlechter gestellt werden dürfen als nicht verheiratete Paare. Im Grunde heißt es, dass die Benachteiligung der Single-Haushalte, der Alleinerziehenden und der unverheirateten Paare im Grundgesetz verankert ist. Diese Verfassungswidrigkeit kann jedoch hinterfragt werden, zum einen weil verheiratete Paare nicht »schlechter«, sondern nicht mehr »besser« als unverheiratete Menschen behandelt werden würden, und zum anderen weil das Ehegattensplitting gegen das Gleichheitsprinzip verstößt. Denn es benachteiligt überwiegend Frauen und müsste dementsprechend als verfassungswidrig beurteilt werden. <sup>[413]</sup>

Eine Abschaffung des Ehegattensplittings allein würde nicht automatisch zu mehr Geschlechtergerechtigkeit führen, sondern müsste mit anderen Reformen einhergehen, unter anderem der Einführung einer »feministischen Lohnlückensteuer«: Wenn die Regierung ernsthaft über den *Gender Pay Gap* besorgt ist, sollte sie dringend korrektive Maßnahmen

introduce and tax men higher and women lower, so that they receive the same income after taxes. In addition, child care facilities must be massively expanded and financed, for example through a higher inheritance and wealth tax. Ultimately, care work must be revalued. For this, unpaid care work must be included in calculations of the gross domestic product, which would again challenge our understanding of growth and well-being. But for a revolution of love we need nothing less than that.

## **Die Care-Revolution**

The rights, duties and privileges of married couples must be extended to several people. It is necessary to remove the patriarchal aspects of marriage from the patriarchal framework. We need more care and less patriarchal control over care work.

If people want to share their lives, this decision should remain private, without state interference – and above all without consequences for the financial and care arrangements made within these relationships. To ensure that women are not disadvantaged by the abolition of marriage, the state must take financial responsibility for the care of children, the elderly and other care-needing people. Yes, when wives, mothers and daughters no longer perform this work for nothing, solutions must be found. Care work in the family should not only be fair, but also well paid. Western society treats care work as a burden, a problem. Should we not consider care work as the highest, noblest form of work? It is the work of

Liebe, die Arbeit, die uns am Leben erhält, was sollte wichtiger sein als das? Eine Gesellschaft, die Care-Arbeit abwertet und unsichtbar macht, misst dem menschlichen Leben keinen Wert bei. Wir brauchen einen Paradigmenwechsel: Altenpfleger\*innen, Krankenschwestern, Kitaerzieher\*innen und persönliche Assistent\*innen von Menschen mit Behinderung sollten Millionär\*innen werden – und nicht Fußballspieler, Börsenmakler und Investoren. Es kann und darf nicht sein, dass Arbeit, die überwiegend von Frauen geleistet wird, schlecht oder gar nicht bezahlt wird. Das patriarchale Argument, diese Arbeit liege in der Natur der Frauen und werde »aus Liebe« geleistet, ist hanebüchen und falsch. Solange man in unserer Gesellschaft von Liebe allein nicht leben kann, muss diese Arbeit bezahlt werden.

### **Wie Communitys uns retten können**

Bei der Ehe geht es nicht nur darum, wie und wen wir *lieben*, sondern darum, wie wir *leben*. Das zeigt sich im Alltag und darin, wie wir unser Leben gestalten und erhalten. Die Ehe vereinnahmt die Arbeitskraft der Frauen, ihre fürsorgliche Arbeit für die Kernfamilie und die ganze Gesellschaft. Wenn Gemeinschaften nicht explizit feministisch sind, perpetuiert sich diese Dynamik. Dass eine »biologische« erweiterte Familie sich einstimmig dafür entscheidet und dazu bekennt, feministische Prinzipien zu verfolgen, kommt sehr selten vor und ist demnach gesellschaftlich betrachtet unrealistisch. Anders ist es bei Wahlfamilien und Communitys: Menschen, die eine Vision und gemeinsame Werte teilen, sich zusammenschließen und nicht nur aufgrund von Blutsverwandtschaft verbunden sind, können sich bewusst, aus freien Stücken und mit größerem Impact dafür entscheiden, patriarchalen Mustern entgegenzuwirken. Die

europäische Kultur ist geprägt von einem markanten Individualismus, der von der Ehe und der Kernfamilie verstärkt wird. Doch in anderen Teilen der Welt leben Menschen nach wie vor in Gemeinschaften und erweiterten Familien, weil dies das Überleben unserer Spezies gesichert hat – und nicht die Kernfamilie und das monogame Paar.

Die Liebe, die innerhalb von vielen Ehen existiert und gelebt wird, braucht die Ehe nicht. In manchen Fällen wird sie sogar durch die Ehe und ihre Implikationen geschwächt und eingeschränkt. Die Ehe bestimmt, welche Beziehungen wichtig sind und welche nicht. Sie definiert, was Familie ist und wer Teil davon ist oder nicht. Könnten wir die Vorstellung von Verwandtschaft nicht erweitern? War sie schon immer ein biologisches Konzept? In der Geschichte der Menschheit keinesfalls. Verwandtschaft ist nicht zwingend genetisch oder familienrechtlich vorgegeben. Anthropolog\*innen haben weltweit unterschiedliche Arten und Weisen beobachtet, wie Verwandtschaft entsteht und erhalten wird. Bei den Ilongot auf den Philippinen ist verwandt, wer zusammen migriert. Für die Neuguiner\*innen der Nebilyer Valley sind Menschen verwandt, wenn sie als Babys die gleiche Muttermilch getrunken haben. Für die Chuukese in Mikronesien wird man verwandt, wenn man ein lebensgefährliches Ereignis im Meer zusammen überlebt. <sup>[414]</sup> Verwandtschaft entsteht, wenn Menschen entscheiden, miteinander zu kooperieren. Eine Studie über heutige Sammlergesellschaften fand beispielsweise heraus, dass in Wohneinheiten weniger als 10 Prozent der dort zusammenlebenden Menschen in erster Linie (Eltern, Geschwister, Kinder) miteinander verwandt waren. <sup>[415]</sup> Verwandtschaft in solchen Gesellschaften wird von verschiedenen Anthropolog\*innen als »Gegenseitigkeit des Seins« (*mutuality of being*) , als »innere Solidarität der Seelen« und als »mystische Abhängigkeit« beschrieben. Das gefällt mir als Konzept sehr gut.

Als ich nach Berlin kam, war ich von den WGs begeistert, die in Frankreich nicht so üblich sind. Ich lebte mehrere Jahre in WGs, obwohl ich leider zugeben muss, dass ich nicht die beste Mitbewohnerin bin. Ich halte mich schlecht an Putzpläne, koche selten, esse gern allein und vergesse oft, Klopapier zu kaufen. Das Leben in Gemeinschaft hatte seine Höhen und Tiefen, dennoch waren die WGs für mich wie eine Art Familie. Ich fühlte mich in Berlin während meines Studiums nie einsam, und das habe ich größtenteils meinen unterschiedlichen Mitbewohner\*innen zu verdanken. Was wäre, wenn dieses Wohnarrangement nicht nur Student\*innen und jungen Menschen vorbehalten wäre, sondern für alle möglich und normal? Ab einem gewissen Alter wird das Leben in WGs als Zeichen mangelnder Reife betrachtet, als würden WG-Mitglieder im Student\*innenalter stecken bleiben. Es gibt einen Imperativ, irgendwann auszuziehen, am liebsten zusammen mit Partner\*in oder allein in einer schön eingerichteten Wohnung für berufstätige Singles. Als getrennt erziehende Mutter in Berlin vermisse ich manchmal das Familiengefühl, das ich aus meiner eigenen Kindheit kenne. Nach der Trennung von meinem Vater hätte es meiner Mutter sicherlich geholfen, eine Gemeinschaft zu haben, die sie gestützt hätte, anstatt alles alleine geregelt bekommen zu müssen. Sicherheitsnetze sollten nicht nur Familienmitgliedern vorbehalten und auch nicht ausschließlich von biologischer Verwandtschaft bestimmt sein. In der Berliner U-Bahn saß ich einer jungen Frau gegenüber, die diese Überzeugung als Tattoo auf dem Arm trug: »*Family is not whose blood you carry, but whom you love and who loves you.*« <sup>[416]</sup>

Unsere Gesellschaft braucht mehr Lebenskonstellationen, die nicht auf biologischen Bindungen basieren. Die Stadt Berlin bietet in der Hinsicht viele Beispiele von innovativen Wohnprojekten und anderen gemeinschaftlichen Arrangements. Auf Online-Plattformen lässt sich nach

Wohnkonstellationen suchen, die an die individuellen Bedürfnisse und Wünsche angepasst sind. Zum Beispiel gibt es große WGs von alleinerziehenden Müttern, die ihre Kinder gemeinsam aufziehen, oder Menschen, die Single oder in Partnerschaften sind und sich für eine WG entscheiden, mit oder ohne Kinder. Wohnprojekte, in denen junge und ältere Menschen sich zusammentun und sich gegenseitig unterstützen, zum Beispiel durch Einkäufe und Babysitting. In individuellen Krisen kann die Gemeinschaft unterstützend zu Hilfe eilen. In solchen Gemeinschaften und Lebensformen sind auch monogame heterosexuelle Paare vertreten. Es gibt sie neben anderen Konstellationen, jedoch werden sie nicht mehr als die überlegene Norm von Liebe und Familie betrachtet, sondern einfach als eine Lebensform wie jede andere auch. Womöglich sind solche Konstellationen für heterosexuelle monogame Paare weniger attraktiv als für alleinerziehende Eltern oder queere Menschen. Heteropaare haben seltener das Bedürfnis, aus dem Konstrukt der Kernfamilie auszubrechen, weil sie in die Norm passen und nicht von ihr ausgeschlossen werden, denn die gesamte Gesellschaft richtet sich an Menschen wie sie aus. Gäbe es keine staatliche Subventionierung und normative Bevorzugung der heterosexuellen Ehe, würden sich Menschen sehr wahrscheinlich anders als in kleinen Kernfamilieneinheiten organisieren. Es würde vielleicht ein bisschen dauern, bis die kulturelle Norm bröckelt, aber es würden alternative Lebensformen entstehen. »Wenn das, was normal ist, als natürlich angesehen wird, wird die Norm Bestand haben; aber wenn der Verdacht aufkommt, dass die Dinge nicht so sind, wie sie sein sollen ... kann der Status quo nicht lange Bestand haben«, <sup>[417]</sup> in den weisen Worten von Gabor Maté.

Warum brauchen wir diesen Wandel genau jetzt? Die akute Umweltkrise, der globale Rechtsruck, Wirtschaftskrisen und Kriege ... – es

darf wohl gesagt werden, dass die Lage der Welt chaotisch ist. Chaos geht jedoch häufig einem Paradigmenwechsel voraus und leitet eine große, globale Veränderung ein. Und vielleicht sogar zum Positiven, auch wenn das angesichts der jetzigen Lage kontraintuitiv erscheint. Liebe ist unsere stärkste Kraft, so klischeehaft diese Aussage klingen mag. Die rechte Bewegung will Menschen trennen und voneinander spalten; sie will, dass weiterhin Unterdrückung und Macht die Welt regieren. Ihre Strategie ist simpel: Sie versucht, Bindungen zwischen Menschen zu zerreißen, will Liebe durch Angst ersetzen.

Die Übermacht der Ehe und der Kernfamilien schwächt die Kraft und das Potenzial von Gemeinschaften. Die Bevölkerung ist gefügiger und kontrollierbarer, wenn sie in klar trennbaren kleinen Einheiten von Kernfamilien statt in Communitys organisiert ist. Scott Peck, den bell hooks in *Alles über Liebe* zitiert, erkennt das unglaubliche Potenzial von Gemeinschaften, für ihn »liegt die Rettung der Welt in und durch Gemeinschaften«. <sup>[418]</sup> Wenn wir unsere Bindungen als Menschen pflegen und kultivieren, unabhängig von Abstammung und Genen, würden weitere Trennlinien in der Gesellschaft allmählich verschwinden. Wie würden die Familienbäume aussehen, wenn das Abstammungsrecht nicht mehr an das patriarchale Modell gebunden wäre? Würde es noch Erbschaften geben – und Klassenunterschiede? Und was ist mit Nationen und Grenzen: Könnten sie bestehen?

Die Vorstellung einer Gesellschaft ohne Hierarchien und ohne Unterdrückung klingt utopisch, weil wir Dominanz und Ungerechtigkeit derart normalisiert haben, dass wir die Fähigkeit verloren haben, uns eine gerechte und unterdrückungsfreie Welt vorstellen zu können. Was würde passieren, wenn wir uns erlauben würden, über eine solche Welt nachzudenken? Utopien sind keine naiven Träumereien. Ganz im Gegenteil.

Utopien sind hoffnungsvolle Vorstellungen, die uns in eine bessere, gerechtere Zukunft führen. Alle großen sozialen Fortschritte sind in utopischen Visionen verwurzelt. Utopien verwirklichen sich. Zumindest Teile davon. Dass zwei Frauen sich auf den Straßen Berlins küssen können, ohne eingesperrt zu werden, war vor nicht allzu langer Zeit utopisch. Eine Frau als Bundeskanzlerin war in weiten Teilen des 20. Jahrhunderts utopisch. Die Beendung der Sklaverei,<sup>[419]</sup> ein wirtschaftliches, politisches und kulturelles System, das über 500 Jahre fortgeführt wurde, war sehr lange utopisch. Bis ins 19. Jahrhundert war von Abschaffung keine Rede, sondern es wurde für eine »Reform« der Sklaverei plädiert – sie sollte lediglich »menschlicher« gemacht werden. Dass damals ernsthaft geglaubt wurde, dass die Sklaverei reformiert werden könnte – anstatt abgeschafft zu werden –, ist verständlich. Es gibt ja heute auch genug Menschen, die glauben, dass gewaltfreie Gefängnisse und Polizei möglich sind. Diese Institutionen sind ohne physische und normative Gewalt nicht denkbar. Die Entstehung von neuen, humaneren Alternativen setzt das Ende des bestehenden Systems voraus. Ein Ende der Polizei und der Gefängnisse erscheint uns heute genauso utopisch wie damals ein Ende der Sklaverei. Das Gleiche kann über den Kapitalismus gesagt werden. Viele meinen, dass der Kapitalismus lediglich *grüner* gemacht werden sollte, um gerechter, umweltfreundlicher und humaner zu werden, bei gleichzeitiger Beibehaltung des Systems. Doch nur radikale Antworten können die radikalen Krisen lösen, in der unsere Welt sich befindet.

Wenn wir uns gemeinsam eine unterdrückungsfreie, gerechte Welt vorstellen, bündeln wir die Kräfte unseres kollektiven Unterbewusstseins und schaffen transformative Kräfte. Es hat fast etwas Magisches an sich: *collective manifesting*. Nichts ist fixiert, alles kann – muss – sich verändern. Die einzige Konstante im Universum ist die Veränderung, sagte

Heraklit. Die Ehe mag unerlässlich und unantastbar erscheinen, doch wir können sie loslassen – für die Überwindung des Patriarchats und die längst überfällige Revolution der Liebe.

# Danksagung

Ich möchte von ganzem Herzen danken:

Silvie Horch, Solveig Raschpichler, Jele Mensen, Alice Gedamu, Philip Siefer, Sofia Hamaz, Susanne Erler, Tobi Ayedadjou, Yasmin Floria Kreß, Carolin Emcke, Malcolm Ohanwe, Sibylle Berg, Veit Lindau und Teresa Bücken.

Amina Bassalah & Daniel Berwander und dem Pachawa Retreat Center: Danke, dass ich mich bei Euch mit dem Himmel, der Erde, dem Wasser, dem Wind, den Vögeln und Insekten, der Sonne und dem Mond verbinden konnte. Nur so kann ich aus der Seele schreiben.

Allen Feminist\*innen von heute und gestern, so unperfekt sie sein mögen, die intersektional, radikal, wütend, mutig, authentisch, liebevoll, verletzlich und leidenschaftlich für das Ende des Patriarchats unermüdlich kämpf(t)en und mich durch ihre revolutionären Gedanken erleuchtet haben. Ohne sie würde es dieses Buch nicht geben.

Der LGBTQI+-Community auf der ganzen Welt: Ihr macht die Welt schöner.

Meiner Mutter: danke, dass ich durch dich erfahren darf, wie Befreiung aussehen kann.

Meinem Sohn: danke, dass du mir jeden Tag zeigst, wie liebevoll, großzügig, sensibel und wundervoll Jungen sein können.



Emilia Zenzile Roig ist promovierte Politikwissenschaftlerin, Gründerin des *Center for Intersectional Justice* (CIJ) und Autorin des vielbesprochenen Bestsellers *Why We Matter* , der 2021 erschien. Sie lehrt regelmäßig in Deutschland, Frankreich und den USA Intersektionalität, Critical Race Theory, Gender Studies und Postkoloniale Studien sowie Völkerrecht und Europarecht. Sie hält europaweit Keynotes und Vorträge zu den Themen Feminismus, Rassismus, Diskriminierung, Vielfalt und Inklusion. Roig ist Autorin zahlreicher Publikationen auf Deutsch, Englisch und Französisch. Sie wurde mehrfach mit Preisen ausgezeichnet.

## Anmerkungen

1. Andrea Dworkin: *Woman Hating* , Penguin, 1974, S. 1. [↑](#)
2. bell hooks: *alles über liebe: Neue Sichtweisen* , HarperCollins, 2021, S. 56. [↑](#)
3. Laura Stafford und Alison M. Scott: *Blue Brides: Exploring Postnuptial Depressive Symptoms* , in: *Journal of Family Issues*, Bd. 37, Nr. 15, 2016, S. 2213–2231. [↑](#)
4. Im Kapitel 8 gehe ich auf das binäre Geschlechtssystem detailliert ein, und auf Seite 34 werden die Begriffe »Frau« und »Mann« erläutert. [↑](#)
5. bell hooks: *Männer, Männlichkeit und Liebe: Der Wille zur Veränderung* , Elisabeth Sandmann Verlag, 2022, S. 40. [↑](#)

6. Im Folgenden Übersetzung von fremdsprachigen Zitaten, wenn es keine deutschen Buchausgaben gibt. Marx' Argument ist hier in Shulamith Firestones Worten wiedergegeben. [↑](#)
7. Shulamith Firestone: *The Dialectic of Sex: The Case for Feminist Revolution*, Bantam Books, 1970, S. 12. [↑](#)
8. Vgl. Sara Ahmed: *The Promise of Happiness* , Duke University Press, 2010. [↑](#)
9. David Brooks: *The nuclear family was a mistake* , The Atlantic, März 2020. [↑](#)
10. Ti-Grace Atkinson: *Radical Feminism* , in: Shulamith Firestone: *Notes from the Second Year: Women's Liberation* , 1970, S. 32. [↑](#)
11. bell hooks: *Männer, Männlichkeit und Liebe: Der Wille zur Veränderung* , Elisabeth Sandmann Verlag, 2022, S. 42. [↑](#)
12. Vgl. Raewyn Connell: *Masculinities* . University of California Press, 2005. [↑](#)
13. Klassismus und Ableismus spielen bei der Verschiebung der Schuld eine wichtige Rolle. [↑](#)
14. »Cis« heißt auf Lateinisch »diesseits« und beschreibt Menschen, deren Geschlechtsidentität mit dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt. Es ist der sprachliche Gegenpart zu »trans« und vermeidet, dass heteronormativ lebende Menschen als »normal« konstruiert werden. [↑](#)
15. John Stoltenberg: *Why talking about ›healthy masculinity‹ is like talking about ›healthy cancer‹* , Feminist Current, 9. 8. 2013. [↑](#)
16. Es kommt dennoch vor, dass trans Männer, nichtbinäre Menschen und lesbische Frauen Aspekte der hegemonialen Männlichkeit nachahmen und dadurch Misogynie reproduzieren. [↑](#)
17. *A quoi rêvent les jeunes filles* , RTF, 2. 4. 1964. [↑](#)

18. Gabor Maté: *The Myth of Normal: Trauma, Illness, and Healing in a Toxic Culture* , Avery, 2022. S. 11. [↑](#)
19. Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (Hrsg.): *(Keine) Lust auf Kinder?, Geburtenentwicklung in Deutschland* , 2012, S. 12. [↑](#)
20. *Nur sechs Prozent aller Paare entscheiden sich für den Namen der Frau* , Süddeutsche Zeitung, 19. 12. 2018. [↑](#)
21. *Aufgrund meiner mangelnden Kenntnisse in anderen Sprachen wurden nur Quellen berücksichtigt, die auf Englisch, Deutsch, Französisch und Spanisch verfügbar sind.* [↑](#)
22. Zum Schutz von Persönlichkeitsrechten wurden alle Namen aus privaten Beispielen geändert. [↑](#)
23. Nikita Gill: *Wild Embers: Poems of rebellion, fire and beauty* , Trapeze, 2017, S. 138. [↑](#)
24. Shulamith Firestone: *The Dialectic of Sex: The Case for Feminist Revolution* , Verso Books, 2015 [1970]. [↑](#)
25. Gabor Maté: *The Myth of Normal, Trauma, Illness, and Healing in a Toxic Culture* , Avery, 2022. S. 202. [↑](#)
26. Heutige Disney-Filme erzählen zum Teil andere Geschichten (in »Frozen« zum Beispiel haben Jungen und Männer nur Nebenrollen, während zwei Schwestern Superkräfte haben, mit denen sie umgehen lernen müssen). In den letzten Jahren ist in der Popkultur viel passiert, und diese alternativen Erzählungen werden auf die jüngeren Generationen zweifellos wirken. Wir brauchen dennoch mehr Abstand, um darüber zu berichten, und die Hinterlassenschaft der patriarchalen Erzählungen darf nicht unterschätzt werden. [↑](#)
27. Die Übersetzung des Titels ins Deutsche »Die Wolfsfrau« finde ich leider nicht so gelungen, deshalb bevorzuge ich das Original.

Clarissa Pinkola Estés: *Women who run with the Wolves: Myths and Stories of the Wild Woman Archetype* , Ballantine Books, 1995.

[↑](#)

28. Keith Oatley: *A taxonomy of the emotions of literary response and a theory of identification in fictional narrative* , Poetics, Nr. 23, 1994, S. 64, zitiert in Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung*, Suhrkamp, 2011, S. 391. [↑](#)
29. Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, 2011, S. 393. [↑](#)
30. Vgl. Shulamith Firestone: *The Dialectic of Sex: The Case for Feminist Revolution* , Verso Books, 2015 [1970]. [↑](#)
31. Mona Chollet: *Réinventer l'Amour: Comment le patriarcat sabote les relations hétérosexuelles* , Editions Zones, 2021, S. 164. [↑](#)
32. Siehe Kapitel »Ehe und Geld«, Seite 126. [↑](#)
33. Mona Chollet und Sonia Dayan-Herzbrun zum Beispiel: Sonia Dayan-Herzbrun, »Production du sentiment amoureux et travail des femmes«, zitiert in Chollet, S. 166. [↑](#)
34. Rosanna Hertz: *Single by chance, Mothers by choice: How women are choosing parenthood without marriage and creating the new American family*, Oxford University Press, 2008, zitiert in Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, 2011. [↑](#)
35. Vgl. Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, 2011. [↑](#)
36. Sheila Conan: *Marriage* , 1970, appeared in *Notes from the Third Year*, S. 213. [↑](#)
37. Vgl. Liv Strömquist: *Der Ursprung der Liebe* , Avant Verlag, 2018. [↑](#)

38. Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, 2011. [↑](#)
39. Ali Wong: *Baby Cobra* , Netflix, 2016. [↑](#)
40. Für mehr Kontext über das Queer Awakening, siehe Emilia Roig: *Why We Matter: Das Ende der Unterdrückung* , Aufbau Verlag, 2021, S. 64. [↑](#)
41. bell hooks und George Broisi: *The Beloved Community: A Conversation between bell hooks and George Broisi* , in: *Appalachian Heritage*, Bd. 40, Nr. 4, 2012, S. 84. [↑](#)
42. Im Symposium, einem Dialog über ein Gastmahl, bei dem aus Langeweile von den Anwesenden fünf Vorträge über Eros (nur eine Form der Liebe im antiken Griechenland) gehalten werden, vertritt einer diese Auffassung. Das letzte Wort hat Sokrates, der eine Entwicklung des Eros von der sexuellen Begierde bis hin zur berühmt gewordenen »platonischen« Liebe zeichnet. Diese Rede wird gekrönt vom Auftritt eines jungen Mannes, Alkibiades, der verzweifelt in Sokrates verliebt ist und dessen Leidenschaft Sokrates' philosophische Liebesauffassung performativ durchkreuzt. Diese Geschichte von den Halbmenschen spielt zwar keine so prominente Rolle, wie oft angenommen wird, aber sie hat das allgemeine Denken über die Liebe geprägt. Platos Nebeneinanderstellung der Eros-Reden macht die Sache komplexer. [↑](#)
43. Auf Französisch »refaire sa vie« (sein Leben neu machen). [↑](#)
44. Zitiert in bell hooks: *alles über liebe: Neue Sichtweisen*, HarperCollins, 2021, S. 161. [↑](#)
45. In Kreisen, wo sich der kapitalistische Lebensstil über die romantische Sphäre verbreitet, kann eine neoliberale Tendenz

beobachtet werden, etwa in der Datinglandschaft von Großstädten, wo Beziehungen einem konsum-orientierten Ansatz unterliegen. Diese neoliberale Tendenz sollte deshalb kritisch hinterfragt werden. Eine Revolution der Liebe würde auch bedeuten, dass wir darüber nachdenken, wie Verbindlichkeit außerhalb des Versprechens aussehen könnte, und wie individuelle Veränderungen innerhalb von Beziehungen verhandelt werden können. [↑](#)

46. Anaïs Nin: *D.H. Lawrence: An Unprofessional Study* , Swallow Press, 1964. [↑](#)
47. Alok Veid-Menon: *Femme in Public* , self published, 2017. [↑](#)
48. Elaine O. Cheung, Wendi L. Gardner und Jason F. Anderson: *Emotionships: Examining People's Emotion-Regulation Relationships and Their Consequences for Well-Being* , in: Social Psychological and Personality Science, Bd. 6, Nr. 4, 2015. [↑](#)
49. Sophie K. Rosa: *Can relationship anarchy create a world without heartbreak ?*, Aeon.co, 13. 11. 2018. [↑](#)
50. Rhaina Cohen: *What if friendship, not marriage, was at the center of life?* , The Atlantic, 20. 10. 2020. [↑](#)
51. Asexuell ist, wer sich von anderen nicht sexuell angezogen fühlt, kein Interesse an oder Verlangen nach Sex hat. Aromantisch veranlagt ist, wer wenig oder gar keine romantische Anziehung zu anderen empfindet. Sexuelle Anziehung kann vorkommen, muss aber nicht. [↑](#)
52. Elizabeth Brake: *Minimizing Marriage: Marriage, Morality, and the Law* , Oxford University Press, 2012. [↑](#)
53. Eine Scheidung hätte einen eklatanten finanziellen und sozialen Abstieg nach sich gezogen. Vielleicht schreckte es sie auch ab. [↑](#)

54. Till van Rahden: *Demokratie und väterliche Autorität. Das Karlsruher »Stichentscheid«-Urteil von 1959 in der politischen Kultur der frühen Bundesrepublik* , in: Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, Bd. 2, Nr. 2, S. 160–179. [↑](#)
55. Für mehr Informationen über den rechtlichen Kampf von lesbischen Müttern und Eltern, die keine cis Männer sind: <https://www.nodoption.de> [↑](#)
56. Siehe Kapitel »Über die Arbeit der Liebe« in: Emilia Roig: *Why We Matter* , Aufbau Verlag, 2021 sowie Kapitel 5 dieses Buches. [↑](#)
57. Napoleonisches Gesetzbuch, 1804. [↑](#)
58. Vgl. Patrick Jean: *La Loi des Pères* , Éditions du Rocher, 2020. [↑](#)
59. Die Figur des Pater familias ist eng mit der weißen Vorherrschaft verbunden, denn vor allem weiße Männer hatten während der Kolonisation und der Sklaverei das »Privileg«, uneingeschränkt über ihre Frauen und ihre Kinder zu herrschen. [↑](#)
60. Antje Schrupp: *Reproduktive Freiheit: Eine feministische Ethik der Fortpflanzung* , Unrast Verlag, 2022, S. 12. [↑](#)
61. Paragraphen 1628 und 1629 des Bürgerlichen Gesetzbuchs (BGB), 1957. [↑](#)
62. *Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts* , Bd. 10 , Mohr Siebeck, 1960, S. 59. [↑](#)
63. Paul Wilhelm Wenger: *Vaterlose Gesellschaft* , Rheinischer Merkur, 7. 8. 1959, S. 1 f., zitiert in Till van Rahden: *Demokratie und väterliche Autorität. Das Karlsruher »Stichentscheid«-Urteil von 1959 in der politischen Kultur der frühen Bundesrepublik* , in: Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, Bd. 2, Nr. 2, S. 160–179. [↑](#)

64. Alexander Mitscherlich: *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft* , Piper, 1963. [↑](#)
65. <https://innocenceindanger.de/harte-fakten/> [↑](#)
66. Anstatt wie früher üblich von Pädophilie (Pädo: Kinder, philie: lieben) zu sprechen, wird heute der Begriff Pädokriminalität verwendet, weil Kindesmissbrauch und -vergewaltigung nichts mit Liebe zu tun haben. [↑](#)
67. Den größten Zuwachs häuslicher Gewalt verzeichnete Thüringen mit 24 Prozent (3227 Opfer). [↑](#)
68. Dem Bericht zur Partnerschaftsgewalt aus dem Jahr 2017 zufolge wurden im Vorjahr 138 893 Menschen in Deutschland Opfer der sogenannten Partnerschaftsgewalt (82,1 Prozent davon Frauen). Die Polizei geht davon aus, dass die Dunkelziffer größer ist, weil die Straftaten nicht immer angezeigt werden. [↑](#)
69. Vgl. Christelle Taraud: *Féminicides: Une Histoire Mondiale* , La Découverte, 2022. [↑](#)
70. Inspiriert von Albert Schweitzer, das Original-Zitat lautet: »Das Glück ist das Einzige, das sich verdoppelt, wenn man es teilt.« [↑](#)
71. David Brooks: *The Talent Society* , The New York Times, 20. 2. 2012. [↑](#)
72. <https://web.archive.org/web/20070610070450/http://www.h-net.org/~africa/threads/village.html> [↑](#)
73. Die erweiterte Familie kann auch die Risiken von Missbrauch erhöhen, manche sagen deshalb »It takes a village to rape a child«. Im exzellenten Podcast »La Fille sur le Canapé« thematisiert Axelle Jah Njiké die Frage der sexualisierten Gewalt gegen minderjährige Schwarze Mädchen. [↑](#)

74. Mandy Merck und Stella Sandford: *Further Adventures of The Dialectic of Sex: Critical Essays on Shulamith Firestone* , Springer, 2010, S. 1–6. [↑](#)
75. Susan Faludi: *Death of a Revolutionary* , The New Yorker, 8. 4. 2013. [↑](#)
76. Susanna Paasonen: *From Cybernation to Feminization: Firestone and Cyberfeminism* , in: Mandy Merck und Stella Sandford (Hrsg.): *Further Adventures of the Dialectic of Sex: Breaking Feminist Waves*, Palgrave Macmillan, 2010, S. 61–83. [↑](#)
77. Vgl. Julian Carter: *The Heart of Whiteness: Normal Sexuality And Race in America* , 1880–1940, Duke University Press, 2007, S. 98. [↑](#)
78. Vgl. Christopher Morris: *The Articulation of Two Worlds: The Master-Slave Relationship Reconsidered* , in: Journal of American History, Bd. 85, Nr. 3, 1998, S. 982–989.  
Jacqueline Jones: *Labor of Love, Labor of Sorrow: Black Women, Work, and the Family from Slavery to the Present* , Basic Books, 1985. [↑](#)
79. David Brooks: *The nuclear family was a mistake* , The Atlantic, März 2020. [↑](#)
80. Ebd. [↑](#)
81. Richard V. Reeves: *Saving Horatio Alger: Equality, Opportunity and The American Dream* , The Brookings Essay, 20. 8. 2014. [↑](#)
82. Zitiert in Delphine Saltel: *Comment (bien) se séparer* , in: Arte Radio Podcast, Vivons heureux avant la fin du monde, Nr. 9, 2021. [↑](#)
83. Die Studienergebnisse zeigen, dass Kinder, die von Geburt an bei gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, bei standardisierten

- Tests am Ende der Grundschulzeit besser abschneiden als Kinder, die bei heterosexuellen Eltern aufwachsen. [↑](#)
84. Deni Mazrekaj, Kristof De Witte und Sofie Cabus: *School Outcomes of Children Raised by Same-Sex Parents: Evidence from Administrative Panel Data* , in: *American Sociological Review*, Bd. 85, Nr. 5, 2020, S. 830–856. [↑](#)
85. *The Bechdel Test for Women in Movies* , Feminist Frequency, 7. 12. 2009. [↑](#)
86. Claudia von Werlhof : *The Proletarian Is Dead: Long Live the Housewife?* , in: Joan Smith et al.: *Households and the world-economy* , Sage, 1984, S. 131. [↑](#)
87. In meinem Buch *Why We Matter* S. 230 ff. wird ausführlicher auf die politischen Implikationen der Care-Arbeit eingegangen. [↑](#)
88. Louise Toupin: *Wages for Housework: A History of an International Feminist Movement, 1972–77* , Pluto Press, 2018. [↑](#)
89. Markus Deggerich, Heike Klovert, Marc Röhlig und Julia Stanek: *Papa kann das schon alleine! Was moderne Väter alles hinkriegen, wenn die Mütter sie lassen* , Der Spiegel, 13. 8. 2021. [↑](#)
90. Anne Dittmann: *Reißt Euch zusammen, Daddys!* , Die Welt, 15. 8. 2021. [↑](#)
91. Pew Research Center: *Raising Kids and Running a Household: How Working Parents Share the Load*, November 2015. [↑](#)
92. Das hat mit Biologie nichts zu tun, sondern mit einer Sozialisation, die Mädchen und Frauen mit Haushaltsführung in Verbindung bringt. [↑](#)
93. Jean-Jacques Rousseau: *Emil oder Über die Erziehung* , Jazzybee Verlag, 2016, S. 383. [↑](#)

94. Shulamith Firestone: *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution* , S. Fischer, 1987, S. 141. [↑](#)
95. Jungen wird vermittelt, dass sie Frauen »rumkriegen« müssen durch verschiedenste Tricks und Spielchen. Dabei geht es eher um Sex als um Liebe. Es sind zwei unterschiedliche Skripte, die Jungs und Mädchen in einem ähnlichen Alter vorgesetzt bekommen. Siehe dazu Kapitel 7 und 10. [↑](#)
96. Das war nicht immer so. Es gab Zeiten, in denen Männer die romantischen Rollen übernommen haben. [↑](#)
97. Vgl. Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, 2011. [↑](#)
98. Mona Chollet: *Réinventer l'Amour: Comment le patriarcat sabote les relations hétérosexuelles* , Éditions Zones, 2021, S. 190. [↑](#)
99. Elsa Dorlin: *Se Défendre – Une Philosophie de la violence* , Éditions Zones, 2017. [↑](#)
100. Ebd. [↑](#)
101. Vgl. Emilia Roig: *Why We Matter* , Aufbau Verlag, 2021, Kapitel »Im Körper der Frauen«. Vgl. auch Barbara Vinken: *Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos* , S. Fischer, 2007. [↑](#)
102. Queer.de: *Scheidungszwang für Transsexuelle verfassungswidrig* , 24. 7. 2008. [↑](#)
103. Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* , Rowohlt, 1992 [1949]. [↑](#)
104. Heidi Keller: *The Myth of Attachment Theory: A Critical Understanding for Multicultural Societies* , Routledge, 2021. Vgl. auch Elisabeth Badinter: *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute* , Piper, 1991. [↑](#)

105. In Ländern, wo der Zugang zu sauberem Trinkwasser knapp ist, gilt diese Beobachtung nicht. [↑](#)
106. Joan B. Wolf: *Is Breast Really Best? Risk and Total Motherhood in the National Breastfeeding Awareness Campaign* , in: Health Polit Policy Law, Bd. 32, Nr. 4, 2007, S. 595–636. [↑](#)
107. Kate Pickert: *The Man Who Remade Motherhood* , Time Magazine, 21. 5. 2012. [↑](#)
108. Sharon Hays: *The Cultural Contradictions of Motherhood* , Yale University Press, 1996. [↑](#)
109. Susan Douglas und Meredith Michaels: *The Mommy Myth. The Idealization of Motherhood and How It Has Undermined Women* , Simon and Schuster, 2004. [↑](#)
110. *Dateline NBC* , Staffel 4, Episode 113, 26. 6. 1996. [↑](#)
111. *Mœurs en direct* , Antenne 2, 28. 9. 1983. [↑](#)
112. George Bernard Shaw: *An Intelligent Woman's Guide to Capitalism and Socialism* , Welcome Rain Publishers, 2016 [1928], S. 197. [↑](#)
113. Ebd, S. 201. [↑](#)
114. Colette Dowling: *Der Cinderella Complex. Die heimliche Angst der Frauen vor der Unabhängigkeit* , S. Fischer, 1985. [↑](#)
115. Destatis: *Gender Pay Gap 2021: Frauen verdienen pro Stunde weiterhin 18 % weniger als Männer* , 7. 3. 2022. [↑](#)
116. Stefan Bach: *Frauen erzielen im Durchschnitt nur halb so hohe Einkommen wie Männer* , in: DIW Wochenbericht, Bd. 81, Nr. 35, 2014, S. 803–813. [↑](#)
117. bell hooks: *alles über liebe: Neue Sichtweisen* , Harper Collins, 2021. [↑](#)

118. Céline Bessiere und Sibylle Gollac: *Le genre du capital: Comment la famille reproduit les inégalités* , La Découverte, 2020. [↑](#)
119. Shelley J. Correll, Stephen Bernard und In Paik: *Getting a Job: Is There a Motherhood Penalty?*, in: *American Journal of Sociology*, Bd. 112, Nr. 5, 2007, S. 1297–1339. [↑](#)
120. Bertelsmann Stiftung: *Trotz Arbeit abgehängt: Armutsrisiko von Alleinerziehenden verharrt auf hohem Niveau* , 15. 1. 2021. [↑](#)
121. Mareice Kaiser: *Mareices Meinung #3: Ist unser Steuersystem sexistisch?* Instagram editionf\_com, 26. 7. 2021. [↑](#)
122. Adrienne E. Adams: *Measuring the Effects of Domestic Violence on Women's Financial Well-Being* , Center for Financial Security. University of Wisconsin-Madison, 2011. [↑](#)
123. Teresa Bücker: *Zwischenzeit\_en* , 16. 1. 2022. [↑](#)
124. bell hooks: *alles über liebe: Neue Sichtweisen* , Harper Collins 2021, S. 85. [↑](#)
125. Jutta Allmendinger: *Der Heiratsmarkt bezahlt Frauen besser als der Arbeitsmarkt* , Zeit.de, 27. 8. 2017. [↑](#)
126. *Supremo Tribunal de Justiça Processo nº 1142/11.2TBBCL.1.G1.S1* , 14. 1. 1, Portugal. [↑](#)
127. Céline Bessière und Sibylle Gollac: *Le genre du capital: Comment la famille reproduit les inégalités* , La Découverte, 2020. [↑](#)
128. Laut einer 2020 durchgeführten repräsentativen Forsa-Umfrage erhielten Mädchen 11 Prozent weniger Taschengeld als Jungen. Im Jahr 2022 bekamen 3-bis 13-jährige Mädchen im Schnitt noch 7 Cent weniger als Jungen. [↑](#)
129. *Mädchen bekommen weniger Taschengeld als Jungen* , Faz.net, 12. 7. 2021 sowie <https://www.presseportal.de/pm/67839/5288871> . [↑](#)

130. Teresa Bücker: *Zwischenzeit\_en* , 16. 1. 2022. [↑](#)
131. Céline Bessière und Sibylle Gollac: *Le genre du capital: Comment la famille reproduit les inégalités* , La Découverte, 2020. [↑](#)
132. Dimitri Mortelmans: *Economic Consequences of Divorce: A Review* , in: Michaela Kreyenfeld und Heike Trappe (Hrsg.): *Parental Life Courses after Separation and Divorce in Europe* , Springer, 2020, S. 23–42. [↑](#)
133. Céline Bessière und Sibylle Gollac: *Le genre du capital: Comment la famille reproduit les inégalités* , La Découverte, 2020. [↑](#)
134. Frauen wenden pro Tag im Durchschnitt 52,4 Prozent mehr Zeit für unbezahlte Sorgearbeit auf als Männer und sind bei ehrenamtlichen Aktivitäten mehr repräsentiert als Männer. [↑](#)
135. *Zweiter Gleichstellungsbericht – Eine Zusammenfassung*, 24. 1. 2019, Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. [↑](#)
136. Wenn Frauen jedoch im Namen einer anderen Person verhandeln, sind sie genauso erfolgreich wie Männer. [↑](#)
137. Andreas Leibbrandt und John A. List: *Do women avoid salary negotiations? Evidence from a large-scale natural field experiment* , in: *Management Science*, Bd. 61, Nr. 9, 2015, S. 2016–2024. [↑](#)
138. Vgl. Céline Bessière und Sibylle Gollac: *Le genre du capital: Comment la famille reproduit les inégalités* , La Découverte, 2020. [↑](#)
139. Ebd. [↑](#)
140. Gloria Steinem: *The Truth Will Set You Free, But First It Will Piss You Off* , Random House, 2019. [↑](#)
141. Adrienne Rich: *Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence* , in: *Signs: Journal of Women, Culture and Society*, Bd.

- 5, Nr. 4, 1980, S. 631–60. [↑](#)
142. Vgl. Emilia Roig: *Why We Matter* , Aufbau, 2021, S. 64. [↑](#)
143. Monique Wittig: *La Pensée Straight* , Éditions Amsterdam, 2018 [1992], S. 109. [↑](#)
144. Ebd, S. 83f. [↑](#)
145. In diesem Sinne entwickelte der Sexualforscher Alfred Kinsey 1948 einen neuartigen Ansatz zur Definition der menschlichen Sexualität und verwendete eine abgestufte Skala, um die Sexualität einer Person zu definieren. [↑](#)
146. Podcast: *La Politique des Putes* . [↑](#)
147. Karl Marx: *Capital* , Vol. 1, Penguin, 1990 [1867], S. 272 ff. [↑](#)
148. Shulamith Firestone: *The Dialectic of Sex: The Case for Feminist Revolution* , Verso Books, 2015 [1970], S. 130. [↑](#)
149. Sie beschreibt, dass erotisches Kapital als »#die Qualität und Quantität der Attribute eines Individuums betrachtet werden kann, die bei anderen eine erotische Reaktion hervorrufen#«. [↑](#)
150. Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, 2011, S. 111. [↑](#)
151. Catherine Hakim: *Work-Lifestyle Choices in the 21st Century. Preference Theory* , Oxford University Press, 2000, S. 160–163. [↑](#)
152. Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, S. 109 f. [↑](#)
153. Carole Pateman: *The Sexual Contract* , Polity Press, 1988. [↑](#)
154. Susan Brownmiller, *Against Our Will: Men, Women and Rape* , Simon & Schuster, 1975. [↑](#)
155. Andrea Dworkin: *Intercourse* , Arrow London, 1987, S. 190. [↑](#)
156. Die Vergewaltigung wird erst seit 1997 unabhängig von Ehestand und Geschlecht des Opfers in § 177 StGB geregelt. [↑](#)

157. Camille Ménager und Bruno Joucla: *Tu seras mère ma fille* , 2018. [↑](#)
158. Mœurs en direct, Antenne 2, 28. 9. 1983. [↑](#)
159. Charlotte Bienaimé: *Le Prix du Sexe* , Un Podcast à soi, Nr. 15, 6. 2. 2019. [↑](#)
160. Elisa Camiscioli und Christelle Taraud: *Economie politique de la sexualité coloniale et raciste* , in: Gilles Boetsch et al.: *Sexualités, identités & corps colonisés* , CNRS Editions 2019, zitiert in: Mona Chollet: *Réinventer l'amour: Comment le patriarcat sabote les relations hétérosexuelles* , La Découverte, 2021, S. 85. [↑](#)
161. Eine fiktionale Geschichte zum Thema Vergewaltigung und Widerstandsstrategien von versklavten Frauen habe ich im folgenden Buch geschrieben: Charlotte Gneuß und Laura Dshamilja Weber (Hrsg.): *Glückwunsch: 15 Erzählungen über Abtreibungen* , Hanser Berlin, 2023, S. 151 f. [↑](#)
162. Amia Srinivasan: *Das Recht auf Sex: Feminismus im 21. Jahrhundert* , Klett-Cotta, 2022. [↑](#)
163. Roberta Liggett O'Malley, Karen Holt und Thomas J. Holt: *An Exploration of the Involuntary Celibate (Incel) Subculture Online* , in: *Journal of Interpersonal Violence*, Bd. 37, Nr. 7–8, 24. 9. 2020. [↑](#)
164. Sara-Vittoria El Saadawi: *Plus pute que toutes les putes: Comment je suis entrée dans la prostitution gratuite* , Diacritik, 28. 11. 2017, zitiert in: Mona Chollet: *Réinventer l'amour: Comment le patriarcat sabote les relations hétérosexuelles* , La Découverte, 2021, S. 195. [↑](#)
165. Virginie Despentes, *King Kong Theorie*, Kiepenheuer & Witsch, 2018, S. 96. [↑](#)

166. Shere Hite: *The Hite Report: A Nationwide Study on Female Sexuality* , Macmillan, 1976. [↑](#)
167. Laurie Mintz: *Becoming Cliterate: Why Orgasm Equality Matters – And How to Get It* , HarperOne, 2017. [↑](#)
168. David A. Frederick et al.: *Differences in Orgasm Frequency Among Gay, Lesbian, Bisexual, and Heterosexual Men and Women in a U.S. National Sample* , in: Archives of Sexual Behavior, Bd. 47, Nr. 1, 2018, S. 273–288. [↑](#)
169. <https://pleasurebetter.com/orgasm-statistics/> [↑](#)
170. 1968 schrieb Anne Koedt *The Myth of the Vaginal Orgasm* , um die Freud'sche Theorie über den vaginalen Orgasmus als betrügerische Fehlinformationskampagne zu entlarven. Mit diesem Artikel thematisierte sie politische Fragen, die im Feminismus der »zweiten Welle« von zentraler Bedeutung waren, wie etwa die sexuelle Freiheit, die politische Bedeutung der sexuellen Lust sowie die psychologischen Ursachen der männlichen Dominanz und der weiblichen Unterlegenheit. [↑](#)
171. Erich Fromm: *Die Kunst des Liebens* , Ullstein, 2003 [1956], S. 45 f. [↑](#)
172. Barbara Ehrenreich und Deidre English: *Complaints and Disorders: The Sexual Politics of Sickness* , The Feminist Press at CUNY, 2011. [↑](#)
173. Isaac Baker Brown: *On the Curability of Certain Forms of Insanity, Epilepsy, Catalepsy and Hysteria in Females* , Hardwicke, 1866. [↑](#)
174. Ebd. [↑](#)
175. Die weitere Unterrepräsentation von Frauen in der medizinischen Forschung hat das mangelnde Interesse an diesem Organ weiter

- verstärkt. 1998 veröffentlichte die Urologin Helen O'Connell ihre Forschung über die innere Struktur, Größe und den Umfang der Klitoris, die bisher weder abgebildet noch erforscht wurden. [↑](#)
176. Nach einer Initiative der Biologielehrerin Sina Krüger haben erst 2022 drei große Verlage ihre Darstellungen korrigiert. [↑](#)
177. Podcast, Paradiso Media: *Free From Desire: Comment l'asexualité m'a libérée* , 2021. [↑](#)
178. In Filmen gibt es oft gar kein Vorspiel. Es geht dort häufig einfach darum, sich die Kleider vom Leib zu reißen und zu penetrieren, um gemeinsam zum Höhepunkt zu kommen. [↑](#)
179. Außer im Falle von Sex zwischen einer trans Frau und einem trans Mann, aus dem Babys hervorgehen können. [↑](#)
180. Monique Wittig: *La Pensée Straight* , Éditions Amsterdam, 2018 [1992], S. 109. [↑](#)
181. Martin Winckler: *Les Brutes en Blanc: La maltraitance médicale en France* , Flammarion, 2016. Vgl. auch das Feature von Marie von Kuck: *Gewalt in der Geburtshilfe: »Weinen hilft dir jetzt auch nicht!«* , Deutschlandfunk, 21. 11. 2017, vgl. auch Roig: *Why we matter* , S. 286. [↑](#)
182. Vgl. Mona Chollet: *Sorcières: La Puissance Invaincue des Femmes* , Éditions Zones, 2018. [↑](#)
183. Victoire Tuaillon: *Contraception masculine: Au tour des hommes* , Les Couilles sur la Table, 7. 6. 2018. [↑](#)
184. Stephanie Page und John Amory: *Is Society Finally Ready for Male Birth Control?* , New York Times, 11. 7. 2022. [↑](#)
185. Ein weiteres Argument für Kondome: Die Risiken durch sexuell übertragbare Krankheiten sind für Männer geringer als für Frauen,

- weil eine Vagina Bakterien und Viren nicht »abwaschen« kann, wie bei einem Penis. Dazu gibt es eindeutige Statistiken und Studien. [↑](#)
186. 40 Prozent aller Frauen weltweit berichten über Sexualfunktionsstörungen – verminderte Libido ist dabei das am häufigsten genannte Problem, gefolgt von Orgasmusschwierigkeiten. [↑](#)
187. Claudia Panzer et al.: *Impact of oral contraceptives on sex hormone-binding globulin and androgen levels: A retrospective study in women with sexual dysfunction* , in: The Journal of Sexual Medicine, Bd. 3, Nr. 1, 2006, S. 104–13. [↑](#)
188. Andrea Dworkin: *Geschlechtsverkehr* , Klein Verlag, 1993, S. 164. [↑](#)
189. Im Vereinigten Königreich sind Vasektomien üblicher als in Deutschland und Frankreich. [↑](#)
190. Lauren Oyler: *The Radical Style of Andrea Dworkin* , The New Yorker, 25. 3. 2019. [↑](#)
191. Cathy Young: *Woman's Hating: The Misdirected Passion of Andrea Dworkin* , Reason, 19. 4. 2005. [↑](#)
192. Feminismus ist ein unermüdlicher Kampf, der nicht mit den Suffragetten in den USA anfing. Von »Wellen« im Feminismus zu sprechen, blendet den Beitrag von Feministinnen vor dieser Zeit und außerhalb der westlichen Welt aus und verhindert eine historische, globale Perspektive, die den Feminismus als andauernden Prozess und Bewegung behandelt. [↑](#)
193. bell hooks: *Männer, Männlichkeit und Liebe. Der Wille zur Veränderung* , Elisabeth Sandmann Verlag, 2022, S. 93. [↑](#)
194. Rota Romana, 16. 12. 2003 coram Ioanne Baptista Defilippi, RRDec. 95 (2003), S. 783–805. [↑](#)

195. Urteil des Bundesgerichtshofs vom 2. 11. 1966, Az. IV ZR 239/65, in: *OpinioIuris – Die freie juristische Bibliothek*. [↑](#)
196. Andrea Dworkin: *Geschlechtsverkehr* , Klein Verlag, 1993. [↑](#)
197. Ebd., S. 203. [↑](#)
198. In der Online-Dating-Welt gibt es für Frauen ein Überangebot an Männern und sie haben viel mehr Möglichkeiten auszuwählen. Das Gender-Verhältnis liegt sehr stark zugunsten der Frauen, sodass auf eine Frau viele Männer kommen, die sexuelle Verfügbarkeit ausdrücken. Die Lust der Frauen auf Sex darf nicht ausgeblendet werden, aber sie wird durch das patriarchale Machtgefüge kontrolliert und unterdrückt (siehe die folgenden Seiten zu »Nymphomanie«). [↑](#)
199. Virginie Despentes: *King Kong Theorie* , Kiepenheuer & Witsch, 2018. [↑](#)
200. Die sogenannte »korrektive« Vergewaltigung oder Strafvergewaltigung von lesbischen Frauen und trans Menschen hat zum Ziel, sie wieder auf den »rechten Weg« zu bringen. [↑](#)
201. Vgl. Adam M. Messinger und Sarah Koon-Magnin: *Sexual Violence in LGBTQ Communities* , in: William T. O’Donohue und Paul A. Schewe (Hrsg.): *Handbook of Sexual Assault and Sexual Assault Prevention* , Springer, 2019, S. 661–674. [↑](#)
202. Nicht alle trans Frauen sind heterosexuell, und nicht alle trans Frauen werden penetriert, aber die meisten Morde an trans Frauen geschehen durch den cis männlichen Partner oder Kunden, wenn die trans Frauen Sexarbeiterinnen sind. Trans Frauen sprengen das patriarchale Skript auf viele andere Weisen jenseits der Penetration. Die misogynen transfeindlichen Gewalt, die trans Frauen widerfährt, sollte deshalb in einer breiteren Perspektive verstanden werden. [↑](#)

203. *TMM Update Trans Day of Remembrance 2020* , Transrespect, 2020. [↑](#)
204. Susan Brownmiller: *Gegen unseren Willen: Vergewaltigung und Männerherrschaft* , S. Fischer, 1978, S. 22. [↑](#)
205. Leo Bersani: *Is the Rectum a Grave?* , in: Douglas Crimp: *AIDS: Cultural Analysis / Cultural Activism* , Bd. 43, 1987, S. 197. [↑](#)
206. Joan Roughgarden: *Evolution's Rainbow: Diversity, Gender, and Sexuality in Nature and People* , University of California Press, 2013. [↑](#)
207. So wird die weibliche Ejakulation bezeichnet. [↑](#)
208. Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, 2011, S. 151. [↑](#)
209. Shere Hite: *The Hite Report: A Nationwide Study on Female Sexuality* , Macmillan, 1976. [↑](#)
210. Martin Page: *Au-delà de la pénétration* , Éditions Le Nouvel Attila, 2020. [↑](#)
211. Vgl. Laura Gehlhaar: *Unlearn Sex* , in: Lisa Jaspers, Naomi Ryland, Silvie Horch (Hrsg.): *Unlearn Patriarchy* , Ullstein, 2022, S. 111–122. [↑](#)
212. Monique Wittig: *La Pensée Straight* , Éditions Amsterdam, 2018 [1992], S. 50. [↑](#)
213. Podcast, Victoire Tuillon: *Cours Particulier avec Paul B. Preciado* , Les Couilles sur la table, 9. 5. 2019. [↑](#)
214. Donna Haraway: *Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature* , Routledge, 1991, S. 149–181; Judith Butler: *Gender Trouble* , Routledge, 2006; Monique Wittig: *La Pensée Straight* , Éditions Amsterdam, 2018 [1992] – um nur einige zu nennen. [↑](#)
215. Andrea Dworkin: *Women Hating* , E.P. Dutton, 1974, S. 183. [↑](#)

216. Colette Guillaumin: *Sexe, race et pratique du pouvoir: L'idée de nature* , Les Éditions iXe, 2016, S. 211. [↑](#)
217. 1975 gehaltene Rede von Andrea Dworkin, später veröffentlicht als *The Root Cause* in: Andrea Dworkin: *Our Blood: Prophecies and Discourses on Sexual Politics* , Harper & Row, 1976. [↑](#)
218. Vgl. Emilia Roig: *Why We Matter* , Aufbau Verlag, 2021, S. 228. [↑](#)
219. Michel Foucault: *Die Maschen der Macht*, in: Daniel Defert und Francois Ewald (Hrsg.): *Analytik der Macht* , Suhrkamp, 2005, S. 230 ff. [↑](#)
220. Michel Foucault: *Der Wille zum Wissen, Sexualität und Wahrheit 1* , Suhrkamp, 1977, S. 165. [↑](#)
221. Ebd., S. 162. [↑](#)
222. Vgl. Susan Bachrach: *In the name of public health—Nazi racial hygiene* , The New England Journal of Medicine, Bd. 351, Nr. 5, 2004, S. 417–20. Und V. Roelcke: *Zeitgeist und Erbgesundheitsgesetzgebung im Europa der 1930er Jahre. Eugenik, Genetik und Politik im historischen Kontext* , in: Der Nervenarzt. Bd. 73, 2002, S. 1019–30. [↑](#)
223. Vgl. Emilia Roig: *Why We Matter* , Aufbau Verlag, 2021, S. 267 ff. [↑](#)
224. Transgeschlechtlichkeit und Homosexualität wurden bis jeweils 2019 und 1990 als psychische Krankheiten durch die Weltgesundheitsorganisation (WHO) klassifiziert. Diese institutionalisierte Pathologisierung von LGBTQI+-Menschen erlaubte ihre systemische Diskriminierung innerhalb ihrer Familien, in der Schule, in ihren religiösen Gemeinden, durch die Polizei, im Justizsystem und in allen anderen gesellschaftlichen Sphären. Menschen mit Behinderung werden unter anderem

aufgrund ihres »ungesunden« Status ausgegrenzt und diskriminiert.

[↑](#)

225. Vgl. Robyn Powell: *From Carrie Buck to Britney Spears: Strategies for Disrupting the Ongoing Reproductive Oppression of Disabled People* , in: Virginia Law Review Online, Bd. 107, 2021, S. 246–27. Und Robyn Powell: *Confronting Eugenics Means Finally Confronting Its Ableist Roots* , in: William & Mary Journal of Race, Gender, and Social Justice, Bd. 27, Nr. 3, 2021, S. 607–633. Und Robyn Powell: *Disability Reproductive Justice* , in: University of Pennsylvania Law Review, Bd. 170, 2022. [↑](#)
226. Alternative Repräsentationen, die die Sexualität von Menschen mit Behinderung destigmatisieren, die den lang anhaltenden Effekten von ableistischen Repräsentationen entgegenzuwirken versuchen, tauchen langsam im Mainstream auf. [↑](#)
227. Joan Roughgarden: *Evolution's Rainbow: Diversity, Gender, and Sexuality in Nature and People* , University of California Press, 2013. S. 180. [↑](#)
228. Vgl. Emilia Roig: *Why We Matter* , Aufbau Verlag, 2021, S. 124 ff. [↑](#)
229. Joan Roughgarden: *Evolution's Rainbow: Diversity, Gender, and Sexuality in Nature and People* , University of California Press, 2013. [↑](#)
230. Vgl. Michael Kimmel: *An Unnatural History of Rape* , in: Cheryl Brown Travis (Hrsg.): *Evolution, Gender, and Rape* , MIT Press, 2003, S. 221–233. Und David Sloan Wilson, Eric Dietrich und Anne B Clark: *On the inappropriate use of the naturalistic fallacy in evolutionary psychology* , in: Biology and Philosophy, Bd. 18, Nr. 5, 2003, S. 669–681. [↑](#)

231. Allan und Barbara Pease: *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken* , Ullstein 2017. [↑](#)
232. Jana Esther Fries, Julia Katharina Koch (Hrsg.): *Ausgegraben zwischen Materialclustern und Zeitscheiben: Perspektiven zur archäologischen Geschlechterforschung* , Waxmann, 2005; vgl. auch Claudine Cohen: *Femmes de la Préhistoire* . Zitiert in Victoire Tuillon: *Cro-Magnon, ce gentleman* , Les Couilles sur la table, 17. 1. 2019. [↑](#)
233. Ebd. [↑](#)
234. Anne Fausto-Sterling: *Myths of Gender: Biological Theories About Women and Men* , Basic Books, 1992, S. 71. [↑](#)
235. Joan Roughgarden: *Evolution's Rainbow: Diversity, Gender, and Sexuality in Nature and People* , University of California Press, 2013. [↑](#)
236. Frans de Waal: *Différents: Le genre vu par un primatologue* , Les Liens qui Libèrent, 2022. [↑](#)
237. Die Zusammenfassung auf dem Instagram-Account von Alok-Veid Menon war für diesen Abschnitt sehr hilfreich. [↑](#)
238. Thierry Hoquet, zu Gast im Podcast von Victoire Tuillon: *La Vraie Nature du Mâle* , Les Couilles sur la table, 20. 12. 2018. [↑](#)
239. Sarah S. Richardson: *The Search for Male and Female in the Human Genome* , University of Chicago Press, 2015, S. 34. [↑](#)
240. Ebd., S. 35, 201. [↑](#)
241. Andrea Dworkin: *Woman Hating* , Penguin, 1974, S. 183. [↑](#)
242. Nadja Podbregar: *Y-Chromosom: Verlust macht Männer kränker: Im Alter wegmutiertes Geschlechtschromosom schädigt Herz und Organe* , scinexx, 15. 7. 2022. [↑](#)

243. Anne Fausto-Sterling: *Myths Of Gender: Biological Theories About Women And Men* , Revised Edition, Basic Books, 1992. [↑](#)
244. Alan R. Templeton: *Biological races in humans* , in: *Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences*, Bd. 44, Nr. 3, 2013, S. 262–71. [↑](#)
245. Soutik Biswas: *How Britain tried to ›erase‹ India's third gender* , BBC News, 31. 5. 2019; Shahrazad Hand: *How the British Attempted to Erase the Hijra* , Brown History, 10. 11. 2022. [↑](#)
246. Rebecca Herzig: *Plucked: A History of Hair Removal* , New York University Press, 2016. [↑](#)
247. Fettphobie, die Diskriminierungsform, der dicke Menschen ausgesetzt sind, ist eng mit anti-Schwarzem Rassismus verwoben. [↑](#)
248. Vgl. Sabrina Strings: *Fearing the Black Body: The Racial Origins of Fat Phobia* , New York University Press, 2019. [↑](#)
249. Natasha A. Kelly (Hrsg.): *Schwarzer Feminismus : Grundlagentexte* . Unrast Verlag, 2019, S. 18. [↑](#)
250. Greg Thomas: *The Sexual Demon of Colonial Power: Pan-African Embodiment and Erotic Schemes of Empire* , Indiana University Press, 2007, S. 42. [↑](#)
251. Oyèrónké Oyěwùmí: *The Invention of Women: Making an African Sense of Western Gender Discourses* , University of Minnesota Press, 1997, S. 124. [↑](#)
252. Oyèrónké Oyěwùmí enthüllt durch ihr Buch eine zentrale Logik des Kolonialismus: die Entmachtung von den Menschen, die in den Kolonien mächtig und einflussreich waren. Die Kolonisatoren betrachteten die Yoruba-Frauen als eine Bedrohung beim Versuch, ihre Kolonialmacht durchzusetzen, und waren von Anfang an

bemüht, sie zu bändigen. Afrikanische Frauen waren von den weißen Kolonisatoren besonders gefürchtet, wie beispielsweise die sogenannten »Dahomey Amazons« (Mino in Fon), eine Armee von weiblichen Kriegerinnen, die die weißen Kolonisatoren Ende des 19. Jahrhunderts bekämpften. [↑](#)

253. Ebd., S. 154 [↑](#)

254. Kyla Schuller: *The Trouble with White Women: A Counterhistory of Feminism* , Bold Type Books, 2021, S. 38. [↑](#)

255. Ebd. [↑](#)

256. *Tuer l'indien dans le cœur de l'enfant* , ARTE Dokumentation, 2021. [↑](#)

257. Michael Grossberg: *Governing the Hearth, Law and the Family in the Nineteenth Century America* , University of North Carolina Press, 1985, S. 133. [↑](#)

258. Katherine Franke: *Wedlocked: The Perils of Marriage Equality* , New York University Press, 2015, S. 66. [↑](#)

259. Julian Carter, *The Heart of Whiteness: Normal Sexuality And Race in America, 1880–1940* , Duke University Press, 2007. [↑](#)

260. Ti-Grace Atkinson: *Radical Feminism* , in: Shulamith Firestone: *Notes from the Second Year: Women's Liberation* , 1970, S. 34. [↑](#)

261. Helen King: *Once upon a text: Hysteria from Hippocrates* , in: Sander L. Gilman et al. (Hrsg.): *Hysteria Beyond Freud* . Berkeley, 1993, S. 3–90. [↑](#)

262. Teresa N. Washington: *The Architects of Existence: Aje in Yoruba Cosmology, Ontology, and Orature* , Oya's Tornado, 2014, S. 7. [↑](#)

263. Niculae, Raluca Livia: *Gender analogies in architecture* , in: *Journal of Research in Gender Studies*, Bd. 4, Nr. 1, 2014, S. 474 ff. [↑](#)

264. Vicky Noble: *Shakti Woman: Feeling Our Fire, Healing Our World* , Harper One, 1991. [↑](#)
265. Teresa N. Washington: *The Architects of Existence: Aje in Yoruba Cosmology* , Ontology, and Orature, Oya's Tornado, 2014. [↑](#)
266. Vgl. Emilia Roig: *Why We Matter* , Aufbau Verlag, 2021, S. 111. [↑](#)
267. Lucile Ruault: *La force de l'âge du sexe faible: Gynécologie médicale et construction d'une vie féminine* , in: *Nouvelles Questions Féministes*, Bd. 34, Nr. 1, 2015, S. 35–50. [↑](#)
268. Barbara Ehrenreich und Deidre English: *Witches, Midwives, and Nurses: A History of Women Healers* , The Feminist press at CUNY, 2010. Zitiert in Mona Chollet: *Sorcières: La Puissance Invaincue des Femmes* , Éditions Zones, 2018. S. 73. [↑](#)
269. Shulamith Firestone: *The Dialectic of Sex: The Case for Feminist Revolution* , Verso Books, 2015 [1970], S. 213. [↑](#)
270. Virginia Scharff: *Taking the Wheel: Women and the Coming of the Motor Age* , Free Press, 1991. [↑](#)
271. Diese Zahlen gelten für Frankreich, sie dürften für Deutschland ähnlich sein. [↑](#)
272. Yves Raibaud: *La ville faite par et pour les hommes* , Éditions Belin, 2015. [↑](#)
273. Anne Fausto-Sterling: *Myths of Gender: Biological Theories About Women and Men* , Basic Books, 1992, S. 3. [↑](#)
274. Auch ein Beleg dafür, dass der Hormonspiegel fürs Geschlecht mindestens so relevant ist wie die Gene. [↑](#)
275. Stephanie Burnett: *Fact check: Do trans athletes have an advantage in elite sport?* , Deutsche Welle, 24. 7. 2021. [↑](#)
276. Fälle von sexuellem Missbrauch werden regelmäßig in Sportarten, die überwiegend weiblich sind, aufgezeigt. Der Netflix-

- Dokumentarfilm »Athlete A« liefert dafür ein gutes Beispiel. [↑](#)
277. Leander Schaerlaeckens: *Why the ruling on Caster Semenya doesn't make any sense* , Yahoo! Sports, 1. 5. 2019. [↑](#)
278. Virginie Despentes: *King Kong Theorie* , Kiepenheuer und Witsch, 2021, S. 129. [↑](#)
279. Cynthia Russett: *The Victorian Construction of Womanhood* Harvard University Press, 1991, S. 11, 35. [↑](#)
280. Rebecca Jordan-Young: *Brain Storm: The Flaws in the Science of Sex Differences* , Harvard University Press, 2011; Anne Fausto-Sterling: *Myths of Gender: Biological Theories About Women and Men* , Basic Books, 1992. [↑](#)
281. Ebd. [↑](#)
282. Anne Fausto-Sterling: *Myths of Gender: Biological Theories About Women and Men* , Basic Books 1992, S. 158. [↑](#)
283. Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht* , Rowohlt 1992 [1949]. [↑](#)
284. Monique Wittig: *La Pensée Straight* , Éditions Amsterdam, 2018 [1992], S. 77. [↑](#)
285. Es geht hier um die politische Bedeutung der Identität Frau. Lesben führen Weiblichkeit auch auf, und diese findet nicht unbedingt im patriarchalen Skript statt. Sie wird möglicherweise unabhängig von der Männlichkeit ausgelebt. [↑](#)
286. Bre Starr @fairy.pussy: Story auf Tiktok am 1. 4. 2022. [↑](#)
287. *Homophobe Gewalt: Angriffe auf Lesben, Schwule, Bisexuelle, Trans-und Intergeschlechtliche Menschen (LSBTI), Zahlen/Statistik zu homophober Gewalt / PMK Hasskriminalität aufgrund der sexuellen Orientierung* , Lesben-und Schwulenverband (LSVD), Mai 2021. [↑](#)

288. Katherine Franke: *Wedlocked: The Perils of Marriage Equality* , New York University Press, 2015, S. 9 f. [↑](#)
289. Vgl. Lisa Duggan: *The twilight of equality? neoliberalism, cultural politics, and the attack on democracy* , Beacon Press, 2003. [↑](#)
290. Gayle Rubin: *Deviations: A Gayle Rubin reader* , Duke University Press, 2011, S. 149–154. [↑](#)
291. David M Halperin: *How to be gay* , Harvard University Press, 2012, S. 441; vgl. Erica Lennon und Brian J Mistler: *Cisgenderism* , in: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Bd. 1, Nr. 1–2, 2014, S. 63 f. [↑](#)
292. Andre Cavalcante: *Anxious Displacements: The Representation of Gay Parenting on Modern Family and The New Normal and the Management of Cultural Anxiety* , in: *Television & New Media*, Bd. 16, Nr. 5, 2014, S. 456. Und Tison Pugh: *Conservative Narratology, Queer Politics, and the Humor of Gay Stereotypes in Modern Family, The Queer Fantasies of the American Family Sitcom* , Rutgers University Press, 2018, S. 161–189. [↑](#)
293. Katherine Franke: *Wedlocked: The Perils of Marriage Equality* , New York University Press, 2015, S. 61. [↑](#)
294. Ebd., S. 18. [↑](#)
295. Vgl. ebd. [↑](#)
296. Jasbir K. Puar: *Terrorist Assemblages: Homonationalism in Queer Times* , Duke University Press, 2007, S. 83. [↑](#)
297. Nodoption und Gesellschaft für Freiheitsrechte: *POLICY PAPER, Eckpunkte für eine Interims-Reform des Abstammungsrechts*, 15. 3. 2022. [↑](#)
298. Katherine Franke versucht sich an diesem Experiment in ihrem Buch *Wedlocked : The Perils of Marriage Equality* , New York

- University Press, 2015. [↑](#)
299. Ralph Richards Banks: *Is Marriage for White People? How the African American Marriage Decline Affects Everyone* , Plume, 2012; Ronald Angel and Marta Tienda: *Determinants of Extended Household Structure: Cultural Pattern or Economic Need?* , in: *American Journal of Sociology*, Bd. 87, Nr. 6, 1982, S. 1360. [↑](#)
300. Elizabeth Brake: *Minimizing Marriage: Marriage, Morality, and the Law* , Oxford University Press, 2012. [↑](#)
301. Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, 2011, S. 420. [↑](#)
302. bell hooks: *alles über liebe: Neue Sichtweisen* , HarperCollins, 2021, S. 56. [↑](#)
303. Ebd. [↑](#)
304. Vgl. Carmen Knudson-Martin: *Attachment in Adult Relationships: A Feminist Perspective* , in: *Journal of Family Theory & Review*, Bd. 4, Nr. 4, 2012, S. 299–305. [↑](#)
305. Giacomo Ciocca et al.: *Attachment Style, Sexual Orientation, and Biological Sex in their Relationships With Gender Role* , in: *Sexual Medicine*, Bd. 8, Nr. 1, 2020, S. 76–83. Vgl. auch Hans-Werner Bierhoff und Elke Rohmann: *Was die Liebe stark macht: Die neue Psychologie der Paarbeziehung* , Rowohlt, 2005. [↑](#)
306. Männlichkeit wird nicht nur mit cis Männern assoziiert, sondern auch mit anderen Geschlechtern, die einen eher männlichen Geschlechtsausdruck aufweisen. [↑](#)
307. Hans-Werner Bierhoff und Elke Rohmann: *Was die Liebe stark macht: Die neue Psychologie der Paarbeziehung* , Rowohlt, 2005. [↑](#)

308. Vgl. Robin Queen: *How Many Lesbians Does It Take ...: Jokes, Teasing, and the Negotiation of Stereotypes about Lesbians* , in: *Journal of Linguistic Anthropology*, Bd. 15, Nr. 2, 2005, S. 239–257. Und Liahna E. Gordon: *Bringing the U-Haul: Embracing and Resisting Sexual Stereotypes in a Lesbian Community* , in: *Sexualities*, Bd. 9, Nr. 2, 2006, 171–192. Und Janet Bing und Dana Heller: *How many lesbians does it take to screw in a light bulb?* , in: *International Journal of Humor Research*, Bd. 16, Nr. 2, 2003, S. 157–182. [↑](#)
309. Überlegenheitskomplexe maskieren oft ein negatives Selbstbild, auch wenn an die eigene Überlegenheit geglaubt und das entsprechende Verhalten gezeigt wird. [↑](#)
310. Ti-Grace Atkinson: *Amazon Odyssey* , Links Books, 1974, S. 43 f. [↑](#)
311. Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, 2011, S. 246. [↑](#)
312. Werbespot für Frauengold, 1953. [↑](#)
313. Taylor Prewitt: *Take Some Pills for Your Hysteria, Lady: America's Long History of Drugging Women Up* , Vice, 28. 4. 2015. [↑](#)
314. Shere Hite: *Women and Love: A Cultural Revolution in Progress* , Alfred A. Knopf, 1987. [↑](#)
315. Agnes Callard: *The Problem of Marital Loneliness* , The New Yorker, 25. 9. 2021. [↑](#)
316. *Aujourd'hui Madame* , ORTF, 29. 12. 1973. [↑](#)
317. MA Sieghart: *Why do so few men read books by women?* , The Guardian, 9. 7. 2021. [↑](#)
318. Preise und Auszeichnungen werden ebenfalls öfter an Männer vergeben als an Frauen. Nobelpreisträgerinnen sind

- Randerscheinungen. Nur rund 5 Prozent der Preise gingen bisher an Frauen. [↑](#)
319. Männliche Solidarität verstärkt sich, wenn sexualisierte Gewalt begangen wird. Die Abwehrreaktionen von vielen Männern gegenüber der #metoo-Bewegung sind ein prägnantes Beispiel dafür. [↑](#)
320. Der Begriff wird von Feministinnen häufig verwendet, um Aspekte der Solidarität zwischen Männern zu betonen, geprägt wurde er von Eve Kosofsky Sedgwick. Sie nutzte den Begriff im Gegensatz zu »homosexuell« und um eine Form der männlichen Bindung zu bezeichnen, die oft mit Angst oder Hass auf Homosexualität einhergeht. [↑](#)
321. Vgl. Eve Kosofsky Sedgwick: *Between Men: English Literature and Male Homosocial Desire* , Columbia University Press, 2015. [↑](#)
322. Dieses Zitat behandelt serielle Sexualität bei Männern, aber diese Beobachtung gilt auch für andere Formen der Sexualität sowie bei Vergewaltigungen und sexualisierter Gewalt. [↑](#)
323. Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, 2011, S. 178. [↑](#)
324. René Girard: *Deceit, Desire, and the Novel: Self and Other in Literary Structure* , Johns Hopkins University Press, 1976.; vgl. Eve Kosofsky Sedgwick: *Between Men: English Literature and Male Homosocial Desire* , Columbia University Press, 1985. [↑](#)
325. Virginie Despentes: *King Kong Theorie* , Kiepenheuer & Witsch, 2018, S. 144. [↑](#)
326. Vgl. Jeannine Ohlert et al.: *Sexual violence in organized sport in Germany* , in: German Journal of Exercise and Sport Research: Sportwissenschaft, Bd. 48, 2018, S. 59–68. [↑](#)

327. *The Crown* , Netflix, Staffel 1, Folge 1, 2016, 51‘50“. [↑](#)
328. Jane Ward: *The Tragedy of Heterosexuality* , New York University Press, 2020. Vgl. auch Pepper Schwartz: *Love between Equals. How Peer Marriage Really Works* , Touchstone, 1995. [↑](#)
329. John Stoltenberg: *The End of Manhood* , Plume, 1994. Zitiert in bell hooks: *Alles über Liebe: Neue Sichtweisen* , HarperCollins, 2021, S. 81. [↑](#)
330. Andrea Dworkin: *Geschlechtsverkehr* , Klein Verlag, 1993, S. 187. [↑](#)
331. Ali Wong: *Dong Wong* , Netflix, 2022. [↑](#)
332. Virginie Despentes: *King Kong Theorie* , Kiepenheuer & Witsch, 2018, S. 129 f. [↑](#)
333. Priscille Touraille: *Hommes grands, femmes petites: Une évolution coûteuse. Les régimes de genre comme force sélective de l'évolution biologique* , Éditions de la Maison des Sciences de l'Homme, 2008. Vgl. Mona Chollet: *Réinventer l'Amour: Comment le patriarcat sabote les relations hétérosexuelles* , Éditions Zones, 2021, S. 61–66; [↑](#)
334. Manon Garcia: *Wir werden nicht unterwürfig geboren. Wie das Patriarchat das Leben von Frauen bestimmt* , Suhrkamp, 2021. [↑](#)
335. *Aujourd'hui Madame* , ORTF, 29. 12. 1973. [↑](#)
336. Patrick Strudwick: *Yes, there is misogyny among gay men – but our sexist world is the problem* , The Guardian, 6. 11. 2014. [↑](#)
337. Mona Chollet: *Réinventer l'Amour: Comment le patriarcat sabote les relations hétérosexuelles* , Éditions Zones, 2021, S. 130. [↑](#)
338. Madeleine Allbright bei ihrer Keynote anlässlich des *Celebrating Inspiration Lunch* mit dem WNBA's All-Decade Team, 2006. [↑](#)

339. Vgl. Emilia Roig: *Why We Matter* , Aufbau Verlag, 2021, S. 170. Sind nicht alle Körper schön? In der patriarchalen, rassistischen und ableistischen Gesellschaft wohl nicht, denn »Schönheit« unterliegt einer präzisen Kodifizierung. [↑](#)
340. Über die Instrumentalisierung des Self-Care-Konzepts für kapitalistische Zwecke spreche ich im Buch *Why We Matter* , Aufbau Verlag, 2021, S. 361 f. [↑](#)
341. Karen Heller: *Women are over the underwire bra: The pandemic prompted a switch to comfy attire – and more forgiving forms of support* , The Washington Post, 11. 3. 2022. [↑](#)
342. Kate Manne: *Down Girl: The Logic of Misogyny* , Oxford Scholarship Online, 2017. [↑](#)
343. Marlow Sterne: *Sean Penn’s Horrifying History of Alleged Abuse* , The Daily Beast, 19. 9. 2018. [↑](#)
344. Vgl. dazu Karen Krüger: *Im Namen der Mutter* , Frankfurter Allgemeine Zeitung, 7. 9. 2020. [↑](#)
345. Vgl. Mona Chollet: *Réinventer l’Amour: Comment le patriarcat sabote les relations hétérosexuelles* , Éditions Zones, 2021, S. 110 ff. [↑](#)
346. Die Zahl von 200 000 betrifft ausschließlich die »gerichtlichen« Hinrichtungen, faktisch ist von einer viel höheren Zahl auszugehen. [↑](#)
347. Christelle Taraud: *Féminicides: Une histoire mondiale* , La Découverte, 2022. [↑](#)
348. Bundeskriminalamt, 2021. [↑](#)
349. *Zahlen und Fakten: Anschläge in Deutschland (seit 2015)* , Bundesamt für Verfassungsschutz. [↑](#)

350. So heißen Morde an Frauen, weil sie Frauen sind, inklusive trans Frauen. Femizid wird in Deutschland nicht untersucht und ist kein eigener Tatbestand im Sinne eines eigenen Gesetzes. [↑](#)
351. D.G. Dutton und S. Painter: *Emotional attachments in abusive relationships: A test of traumatic bonding theory* , in: *Violence and Victims*, Bd. 8, Nr. 2, 1993, S. 105–20. [↑](#)
352. Zitiert nach Jane Ward: *The tragedy of heterosexuality* , New York University Press, 2020. [↑](#)
353. Shyuan T. Ngo, F. J. Steyn und Pamela A. McCombe: *Gender differences in autoimmune disease* , in: *Frontiers in neuroendocrinology*, Bd. 35, Nr. 3, 2014, S. 347–369. [↑](#)
354. Gabor Maté: *When the Body Says No: The Cost of Hidden Stress* , Vermillion, 2019. [↑](#)
355. Vgl. Soraya Chemaly: *Speak out. Die Kraft weiblicher Wut* , Suhrkamp, 2020, S. 14–16. [↑](#)
356. Carol Gilligan und Naomi Snider: *Why Does Patriarchy Persist?* Polity, 2018. [↑](#)
357. Debora Halbert: *Shulamith Firestone: Radical feminism and visions of the information society* , in: *Information, Communication & Society*, Bd. 7, Nr. 1, 2004, S. 115–135. [↑](#)
358. R. A. Sydie: *Natural women, cultured men: A feminist perspective on sociological theory* , University of British Columbia Press, 1994, S. 144. [↑](#)
359. Carol Gilligan und Naomi Snider: *Why Does Patriarchy Persist?* Polity, 2018. [↑](#)
360. Hannah Macinnes und Gabor Maté: *When the Body Says No: The Costs of Hidden Stress* , How To Academy Podcast, 28. 10. 2019. [↑](#)

361. bell hooks: *Männer, Männlichkeit und Liebe: Der Wille zur Veränderung* , Elisabeth Sandmann Verlag, 2022, S. 43. [↑](#)
362. Zack Scharf: *Sean Penn: Men have become ›quite feminized‹ and ›cowardly genes‹ lead them to wear skirts* , Variety.com, 28. 1. 2022. [↑](#)
363. James Baldwin: *Eine Straße und kein Name* , Rowohlt, 1973, S. 50. [↑](#)
364. bell hooks: *Männer, Männlichkeit und Liebe: Der Wille zur Veränderung* , Elisabeth Sandmann Verlag, 2022, S. 15. [↑](#)
365. Vgl. Edward Said: *Orientalism* , Pantheon Books, 1978. [↑](#)
366. Vgl. Pamela Scully: *Rape, Race, and Colonial Culture: The Sexual Politics of Identity in the Nineteenth-Century Cape Colony, South Africa* , in: *The American Historical Review*, Bd. 100, Nr. 2, 1995, S. 335–59. [↑](#)
367. Virginie Despentes: *King Kong Theorie* , Kiepenheuer & Witsch, 2018, S. 28 f. [↑](#)
368. Kenneth James Dover: *Greek Homosexuality* , Harvard University Press, 1989. [↑](#)
369. Associated Press: *Robertson Letter Attacks Feminists* , The New York Times, 26. 8. 1992. [↑](#)
370. Andrea Dworkin: *Right Wing Women*, Tarcher Perigee, 1983, S. 230 f. [↑](#)
371. Viele weiße Feministinnen des späten 20. Jahrhunderts nutzten die Sklaven/Frau-Analogie, um die patriarchale Unterdrückung zu beschreiben. Dies führte zu einer doppelten Unsichtbarmachung der Schwarzen Frauen, die einst versklavt waren und Frauen sind. [↑](#)

372. Monique Wittig: *La Pensée Straight* , Éditions Amsterdam, 2018 [1992], S. 60. [↑](#)
373. Emily Grijalva et al.: *Gender differences in narcissism: A meta-analytic review* . Psychological Bulletin, Bd. 141, Nr. 2, 2015, S. 261–310. Vgl. dazu auch Scott W. Keiller: *Male Narcissism and Attitudes Toward Heterosexual Women and Men, Lesbian Women, and Gay Men: Hostility toward Heterosexual Women Most of All* , in: Sex Roles, Bd. 63, 2010, S. 530–541. [↑](#)
374. bell hooks: *alles über liebe: Neue Sichtweisen* , Harper Collins, S. 131. [↑](#)
375. Eva Illouz: *Warum Liebe weh tut: Eine soziologische Erklärung* , Suhrkamp, 2011, S. 436. [↑](#)
376. Andrea Dworkin: *Geschlechtsverkehr* , Klein Verlag, 1993, S. 184. [↑](#)
377. Lori Gottlieb: *Does a More Equal Marriage Mean Less Sex?* , New York Times, 6. 2. 2014. [↑](#)
378. Sabino Kornrich, Julie Brines, Katrina Leupp: *Egalitarianism, Housework, and Sexual Frequency in Marriage* , in: American Sociological Review, Bd. 78, Nr. 1, 2013, S. 26–50. [↑](#)
379. Sendhil Mullainathan: *The hidden taxes on women* , The New York Times, 2. 3. 2018, zitiert in Mona Chollet: *Réinventer l'Amour: Comment le patriarcat sabote les relations hétérosexuelles* , Éditions Zones, 2021. [↑](#)
380. H. Colleen Stuart, Sue Moon und Tiziana Casciaro: *The Oscar Curse: Status Dynamics and Gender Differences in Marital Survival* , SSRN, 2011. [↑](#)
381. Mona Chollet: *Réinventer l'Amour: Comment le patriarcat sabote les relations hétérosexuelles* , Éditions Zones, 2021, S. 68. [↑](#)

382. Mein Vater hat mich immer als zu dominant empfunden, was unsere Vater-Tochter-Beziehung stets beansprucht. Diesen Rat gab er nur mir, nicht meinen Schwestern. Er projizierte sein eigenes Empfinden auf meine Beziehung. [↑](#)
383. Judith Duportail: *L'Amour sous Algorithme* , Editions Goutte D'Or, 2019. [↑](#)
384. Raymond Fisman et al.: *Gender differences in mate selection: Evidence from a speed dating experiment* , in: The Quarterly Journal of Economics, Bd. 121, Nr. 2, 2006, S. 673–697. [↑](#)
385. bell hooks, *Communion: The female search for love* , Harper Perennial, 2002. [↑](#)
386. bell hooks: *Salvation: Black People and Love* , William Morrow, 2001. [↑](#)
387. Alice Coffin, *Le Génie lesbien* , Grasset, 2020, S. 193. [↑](#)
388. Vgl. Jane Ward: *The Tragedy of Heterosexuality* , New York University Press, 2020. [↑](#)
389. Heute ist es eher umgekehrt: Viele Feministinnen behaupten sogar, dass sie gerne lesbisch wären. [↑](#)
390. Auch und vor allem wenn sie Kinder miteinander bekommen. [↑](#)
391. Ich habe diese Kampagne als ein öffentliches Coming-out empfunden. Ich weiß bis heute nicht, ob es ein Zufall ist, dass ich seitdem von einem Nachbarn nicht mehr begrüßt werde. [↑](#)
392. Viele Lesben haben Gelegenheitssex mit cis Männern, wenn sie nach Liebeskummer auf andere Gedanken kommen wollen oder wenn sie etwas Einfaches und Schnelles suchen, ohne emotionale Tiefe. Denn auch nicht alle Lesben sind völlig aus der Heterosexualität herausgelöst. Der Penis ist auch Teil ihrer

- sexuellen Vorstellungswelt, und viele Lesben schauen sich gerne Schwulenpornos an. [↑](#)
393. Charlotte Bunch und The Furies Collective: *Lesbians in Revolt* , in: *The Furies: Lesbian/Feminist Monthly*, Bd. 1, 1972, S. 8 f. [↑](#)
394. Ti-Grace Atkinson: *Amazon Odyssey* , Links Books, 1974, S. 131. [↑](#)
395. Annick Cojean: *Virginie Despentes: Cette histoire de féminité, c'est de l'arnaque* , Le Monde, 9. 7. 2007. [↑](#)
396. Jane Ward: *The Tragedy of Heterosexuality* , New York University Press, 2020. [↑](#)
397. Massimiliano Sommantico et al.: *Adult Attachment, Differentiation of Self, and Relationship Satisfaction in Lesbians and Gay Men* , in: *Contemporary Family Therapy*, Bd. 43, 2021, S. 154–164. [↑](#)
398. Diese Beobachtung darf auf keinen Fall die homofeindliche Gewalt und die Ausgrenzung relativieren, die schwule Männer erfahren. [↑](#)
399. Jane Ward: *The Tragedy of Heterosexuality* , New York University Press, 2020, S. 155. [↑](#)
400. Shulamith Firestone: *The Dialectic of Sex: The Case for Feminist Revolution* , Verso Books, 2015 [1970], S. 11. [↑](#)
401. Audre Lorde: *Sister Outsider* , New York, 2007 [1984], S. 137. [↑](#)
402. Vgl. »Warum es ›umgekehrten Rassismus‹ nicht gibt«, in: Emilia Roig: *Why We Matter* , Aufbau Verlag, 2021, S. 91. [↑](#)
403. Toni Morrison: *Beloved* , Random House, 2004. [↑](#)
404. Audre Lorde: *The Master's Tools* , in: *Sister Outsider: Essays and Speeches*, Crossing Press, 1984. [↑](#)
405. Kimberly Jones und David Jones Media: *How Can We Win* , YouTube, 9. 6. 2020. [↑](#)

406. Monique Wittig: *La Pensée Straight* , Éditions Amsterdam, 2018 [1992], S. 74. [↑](#)
407. Geschlechtsneutrales Pronomen auf Englisch. Es gibt auf Deutsch leider kein etabliertes Pendant. [↑](#)
408. »Passing« kann mit Bezug auf Behinderung und Transidentität die Diskriminierung in bestimmten Situationen verschärfen, zum Beispiel bei einer polizeilichen Kontrolle, wenn das Geschlecht im Personalausweis nicht übereinstimmt mit dem äußeren Bild der Person. Jedoch als cis, weiß oder hetero gelesen zu werden, bringt in der Regel keine strukturellen Benachteiligungen mit sich, weil Cisgeschlechtlichkeit, Heterosexualität und Weißsein Zugang zu Privilegien geben. [↑](#)
409. In Zeiten von farbigen Kontaktlinsen ist ja auch das eigentlich totaler Humbug und ein gutes Argument, sowohl Geschlecht als auch Augenfarbe zu streichen. [↑](#)
410. bell hooks: *alles über liebe: Neue Sichtweisen* , HarperCollins, 2021, S. 177. [↑](#)
411. Beispielsweise erhalten männerdominierte Bereiche mehr öffentliche Gelder als frauendominierte Bereiche, etwa Polizei, Bundeswehr und Fußball im Vergleich mit Gesundheit, frühkindlicher Bildung und Frauenfußball. [↑](#)
412. Lösungen werden zum Beispiel im Dossier zu feministischer Steuerpolitik des Gunda-Werner-Instituts vorgestellt, *Geschlechtergerechtigkeit steuern – geschlechtergerechte Steuern!* [↑](#)
413. Vgl. Ute Sacksofsky: *Einfluss des Steuerrechts auf die Berufstätigkeit von Müttern* , in: Christine Hohmann-Dennhardt, Marita Körner und Reingard Zimmer (Hrsg.):

- Geschlechtergerechtigkeit* , Nomos Verlagsgesellschaft, 2010, S. 361–377. [↑](#)
414. David Brooks, *The nuclear family was a mistake* , The Atlantic, März 2020. [↑](#)
415. Kim R. Hill et al.: *Co-residence patterns in hunter-gatherer societies show unique human social structure* , in: Science, Bd. 331, Nr. 6022, 2011, S. 1286–1289. [↑](#)
416. Familie ist nicht, wessen Blut du in dir trägst, sondern wen du liebst und wer dich liebt. [↑](#)
417. Gabor Maté: *The Myth of Normal* , Avery, 2022, S. 122. [↑](#)
418. Zitiert in bell hooks: *alles über liebe: Neue Sichtweisen* , HarperCollins, 2021, S. 177. [↑](#)
419. Die Sklaverei wurde dadurch leider nicht vollständig ausgemerzt, aber sie ist nicht mehr legal. Das heißt nicht, dass unser kapitalistisches System nicht mehr auf Sklavenarbeit beruht. [↑](#)

## Besuchen Sie uns auf



[Facebook](#)



[Twitter](#)



[Instagram](#)

## Bleiben Sie informiert!



Melden Sie sich jetzt für unseren [Newsletter](#) an und erhalten Sie monatlich Informationen zu unseren Neuerscheinungen sowie Neuigkeiten, Tipps und mehr.



 **VORAB  
LESEN**

**Entdecken. Lieben. Weitersagen.**

Jetzt Lieblingsbücher finden und gewinnen!

[VorableSEN.de](http://VorableSEN.de)



## Unlearn Patriarchy

Ait Si Abbou, Kenza 9783843728447

352 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

**Obwohl wir inzwischen im 21. Jahrhundert leben, herrscht noch immer das Patriarchat.**

Warum zur Hölle ist das so? Und was kann jede:r persönlich dazu beitragen, die häufig unbewussten toxischen Strukturen zu erkennen und aufzulösen? Dieser Sammelband mit bekannten Autor:innen bietet Hilfestellung. Sich gegen das Patriarchat zur Wehr zu setzen, ist besonders im Alltag schwierig. Denn Vieles ist uns so vertraut, dass wir es gar nicht hinterfragen. Sogar bekennende Feminist:innen tapen immer wieder in die gleichen Fallen. Wir schließen Frauen durch Sprache aus, folgen veralteten Vorstellungen von einer glücklichen Kleinfamilie inklusive traditionellen Rollenbildern. Oder wir passen uns männergemachten und kapitalistischen Strukturen an, wenn wir im Beruf erfolgreich sein wollen. Die Beitragenden der Anthologie UNLEARN PATRIARCHY berichten von ihren Erfahrungen und spüren eigenen fatalen Denkmustern nach. Sie zeigen, wie über alle Gesellschaftsbereiche hinweg von Sprache und Liebe über Arbeit bis hin zu Politik, Bildung oder Identität die patriarchalen Handlungsmuster gebrochen werden können und ein besseres Leben für alle möglich wird.

*»Große strukturelle Denkhindernisse werden in diesem Buch von klugen Köpfen analysiert. Sie helfen zu verlernen, was Gegenwart und Zukunft zerstört!«* **Luisa Neubauer**

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)



## Alle\_Zeit

Bücker, Teresa 9783843727754

400 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

**Soziale Gerechtigkeit bedeutet gerechte Verteilung von Zeit.**

Zeit ist die zentrale Ressource unserer Gesellschaft. Doch sie steht nicht allen gleichermaßen zur Verfügung. Teresa Bücker, eine der

einflussreichsten Journalistinnen in Deutschland, macht konkrete Vorschläge, wie eine neue Zeitkultur aussehen kann, die für mehr Gerechtigkeit, Lebensqualität und gesellschaftlichen Zusammenhalt sorgt.

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)



## **Die Zukunft der Außenpolitik ist feministisch**

Lunz, Kristina  
9783843727211  
400 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

### **Kein Frieden ohne Feminismus**

Immer noch dominieren alte, weiße, westliche Männer die Politik sowie Theorie und Praxis der internationalen Beziehungen. Dadurch werden die

Bedürfnisse von Frauen und Minderheiten permanent ignoriert. Die Welt ist voller Kriege, Krisen und Unrecht.

Kristina Lunz tritt mit ihrem "Centre for Feminist Foreign Policy" an, das zu ändern. Die Politikwissenschaftlerin, Aktivistin und Entrepreneurin denkt Frieden, Menschenrechte und Gerechtigkeit mit Außenpolitik zusammen und will so einen Paradigmenwechsel einleiten: Machtgebaren und militärischen Muskelspielen setzt sie Mediation in Friedensverhandlungen, feministische Machtanalysen und Klimagerechtigkeit entgegen. Realpolitik wird gegen Utopien ausgetauscht, und Botschafterinnen gibt es genauso viele wie Botschafter. So kann das Gegeneinander der Nationen endlich abgelöst werden, und alle werden in größerer Sicherheit und mit weniger Konflikten leben können.

*»Eine kühne Vision für eine nachhaltige Zukunft« - Margot Wallström, Außenministerin von Schweden (2014-2019)*

*»Mit ihrem Buch deckt Kristina Lunz in brillanter Weise die brutalen Muster der männlichen Dominanz auf globaler Ebene auf. Anhand von konkreten Beispielen zeigt sie, wie patriarchale Strukturen unsere Welt durch Gier, Gewalt und Machtmissbrauch allmählich zerstören. Lunz zeigt die Möglichkeit einer gerechteren und sicheren Welt - und somit einen Weg aus der gegenwärtigen Krise.« - Emilia Roig*

*»Nach diesem Buch werden Sie anders auf die Welt blicken. Und eine Einladung zu mutiger Mitmenschlichkeit erhalten haben: das Silencing, mit dem strukturelle Gewalt normalisiert wird, können wir nur solidarisch brechen. « – Maja Göpel*

*»Mit diesem Buch legt Kristina Lunz den Finger in die Wunde und führt eloquent und scharfsinnig vor: Eine feministische Außenpolitik ist dringlich und notwendig. Und zwar nicht zur Konstruktion kolonialer Überlegenheit, sondern zur Dekonstruktion ebendieser .« - Kübra Gümüşay*

*»Kristina Lunz zeigt auf, wie eine künftige Außenpolitik aussehen könnte, die Menschenrechte und menschliche Sicherheit in den Mittelpunkt stellt.*

*Ein mutiger und lesenswerter Entwurf!« - Düsen Tekkal*

*»Geschlechtergerechtigkeit Realität werden zu lassen – dafür lohnt es sich zu engagieren. Denn Fortschritt passiert nicht von allein. Kristina Lunz zeigt engagiert, zugespitzt und deutlich: Geschichte wird von Menschen gemacht.« - Michelle Müntefering*

*»Dieses Buch wird Sie dazu bringen, den Status quo der Sicherheits-und Außenpolitik zu hinterfragen und ihn humaner, effektiver und inklusiver neu zu denken.« - Madeleine Rees, Generalsekretärin der Women's International League for Peace and Freedom*

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)



## Anti-Girlboss

Shehadeh, Nadia

9783843728942

220 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

»Work hard, party hard!« »Leistung zahlt sich aus!« Solche hohlen Phrasen kann Nadia Shehadeh nicht mehr hören. Was, wenn der Führungsjob mit Verantwortung keinen Spaß macht, Papier sortieren am

Kopierer aber schon? Was, wenn man kein Leben auf der Überholspur führen möchte, sondern lieber auf der Couch liegt und auf »productivity« pfeift? Und was, wenn das von vielen gelobte Leistungsprinzip eigentlich nur eine Mär ist, die Statusunterschiede nicht erklären kann und Menschen unglücklich macht?

Vor allem Frauen wird eingetrichtert, dass sie sich mit individuellem Ehrgeiz aus gesellschaftlichen Ungerechtigkeitsstrukturen befreien könnten. Das ist kollektiver Selbstbetrug, der uns auf perfide Art Chancengleichheit vortäuscht und zu immer mehr bezahlter und unbezahlter Arbeit antreibt, findet Nadia Shehadeh. Statt ein stressiges Leben auf der Überholspur befürwortet sie das Leben als Anti-Girlboss: Ambition spielt darin keine Hauptrolle mehr und das Durchschnittliche wird nicht verachtet, sondern begrüßt. Sie plädiert dafür, sich eine Komfortzone zu bewahren, die davor schützt, für Anforderungen von außen auszubrennen.

Wenn wir erkennen, dass es nicht so wichtig ist, alles zu haben, alles zu können und immer am Limit zu arbeiten, lebt sich das Leben nicht nur leichter, sondern auch glücklicher.

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)



## Leuchtturmhoffnung

Wimmer, Karin 9783843728867

352 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)

### **Du merkst, wenn es der Richtige ist. Oder?**

Als Lukas plötzlich vor Anna steht, setzt ihr Herz kurz aus. Seit Jahren hat sie ihren besten Freund aus Jugendtagen nicht mehr gesehen. Dabei erinnert

sie sich nur zu gut an die gemeinsame Zeit bis zu jenem verhängnisvollen Abend, nach dem Lukas verschwand, ohne sich je wieder bei ihr zu melden. Mittlerweile ist er ein gefeierter Starkoch und Anna Inhaberin einer Gärtnerei – Welten scheinen sie zu trennen. Als sie sich unerwartet in Sterenholm begegnen, hängen die unausgesprochenen Worte wie graue Wolken über dem Meer. Wird das Leuchtfeuer des Leuchtturms Licht in ihre stürmische Gefühle bringen?

[Titel jetzt kaufen und lesen](#)